# Auswahl

aus den

# Papieren eines Unbekannten.

Herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Dritter Band.

Des Frauenspiegels dritter Band.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1825.

# Inhalt.

Seite

Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau, zweites Buch . . . . . . . . 1

Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrin von Mainau, drittes Buch . . . . . . . . 89

Zerstreute Blätter von Odos Hand . . . . . 183

# Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Mainau.

## Zweites Buch.

# Zweites Buch.

Dieß war der erste meiner seligen Tage in Mainau. Eine lange Reihe ähnlicher reihte sich an ihn, wie sich in einer Blumenschnur Blume an Blume reiht, jede anmuthig und duftend, jede von andrer Art, aber alle harmonisch zusammenstimmend. Die Blumen verwelken und lösen sich ab; aber die Erinnerung an mein stilles Glück blüht immer schöner und reiner auf, und befestigt sich mit seinen milden Farben immer mehr in meinem dankbaren Herzen.

Jetzt muß ich erst von der Rückkehr erzählen. — Der Abend war, wie der ganze Tag gewesen war, nur noch schöner; so weich und milde, als ob er das zarte Laub und die zitternden Blüthen schonte, und so freundlich, als ob er sich des reifen Frühlings und der bräutlich geschmückten Erde mit mütterlichem Gefühle freute. In unser Gemüth aber schien nicht bloß der milde Tag mit seinem blauen Himmelsschmucke, seinen Blüthen und Blumenkränzen, sondern noch etwas Höheres und Herrlicheres, nemlich die durch Andacht beflügelte Liebe, und die durch Liebe erhöhte und begeisterte Andacht. Still gingen

wir neben einander; aber was keine Worte sagten, das sprachen die Ahndungen aus, die von Herzen zu Herzen gingen. Sebastian hielt mich an der Hand; seine Blicke waren nach mir gewendet; die meinigen aber waren auf die Erde geheftet. Denn wenn ich sein offnes, von der innern Freude und der untergehenden Sonne beleuchtetes Antlitz sah, da ergossen sich meine Thränen zu leicht aus dem vollen, glücklichen Herzen, und hätt' ich meinen Gefühlen Worte gegeben, die Töne hätten mich zu sehr überwältigt. So gingen wir bis zur Linde am Scheideweg, immer zwischen duftenden Wiesen und grünen Saaten, an dem Rande des Baches hin, bis die Scheibe der Sonne den Saum der Berge berührte und in ihrem Purpurmeere zerfloß. Mit dem Scheiden der Sonne trennte sich auch Sebastian von uns, küßte mich auf die Stirn und sagte: Diese Woche komm' ich in die Stadt. Da sind wir wohl nicht so weich, und können von dem heutigen Tage sprechen. — Dabei glänzten in seinen Augen helle Tropfen, und das Abendroth strahlte daraus wieder, und seine ganze Seele leuchtete in seinen Blikken. Dann drückte er schweigend meinem Vater die Hand, und der Mutter, und auch der alten Regina. Als er aber abwärts ging, und nun statt seiner Hand nur die der armen Blinden in der meinigen lag, und diese sich in Bewundrung über die schönen Reden und die Predigt meines Verlobten ergoß, da ließ ich meinen Thränen freien Lauf, und drückte Reginens harte Hand voll Dankbarkeit über ihr

Lob und voll Freude über mein unaussprechliches Glück.

Mit der sinkenden Nacht kamen wir in die Stadt zurück. Noch regte sich auf den Straßen vieles Leben von Fußgängern, Wagen und Reitern, die den heitern Tag auswärts genossen hatten, oder noch im Sternenschein lustwandelten. Wären alle diese Menschen, sagte ich zu mir selbst, so glücklich wie ich, so wäre das ein Himmel auf Erden, und die Seligkeit finge schon hier an. — Indem ich aber noch so dachte, und mich dieses Gedankens erfreute, rauschte mir aus einem hell erleuchteten Hause ein wildes Jauchzen, mit Tanzmusik untermischt, entgegen, und fast in demselben Augenblicke stürzten aus der weitgeöffneten Thür zwei Menschen in heftigem Handgemeng heraus, und setzten auf der offnen Straße ihren Kampf unter wüsten Schimpfworten fort. Eine Menge von Zuschauern strömte sogleich herbei, und schien sich an der Wuth der Raufer zu freuen; wir aber eilten bestürzt unsrer stillen Wohnung zu, wo sich nichts mehr regte, als aus der Ferne die Flöte eines Nachbars, der am Fenster den Sternen sein Abendlied bließ. Still sang ich die edle Weise in meinem Innern mit, und es war mir, als ob die Sterne heller leuchteten, und der Himmel mit allen seinen Augen die Freude meines glücklichen Herzens beschaute. Jetzt stieg auch der Mond über die Dächer, und überzog die Fenster des gegenüberliegenden Erkers — sonst Sebastians Wohnung — mit seinem Silberglanz.

Ich hatte das so oft gesehn; aber jetzt glitt mit diesem milden Lichte jede Erinnerung an die vergangene Zeit, an meine stille Jugend, und an Sebastians erstes Nahen in mein bewegtes Herz; die glückliche Vergangenheit umschlang die glücklichere Gegenwart, und aus beiden schien eine frohe Zukunft voll milder Frühlingstage und mondheller Sommernächte aufzublühn. Und Gott sey gedankt! diese Hoffnungen eines gerührten und glücklichen Herzens sind nicht unerfüllt geblieben. Eine lange Reihe von Jahren liegt zwischen heute und jenem seligen Abend; längst hat die Zeit die Blüthen meiner Jugend abgestreift; mein Auge ist trübe geworden, und mein Haupt neigt sich der Erde zu; aber immer sehe ich noch mit überströmendem Dank in die hellen Tage meiner Ehe zurück, und, obgleich so weit von mir gerückt, liegen sie doch nicht weniger klar vor meinen Blicken, als die Landschaft von Mainau im Glanze des unvergeßlichen Tages, den ich eben beschrieben habe. Zwar erheben sich in diesem Blumengefilde zahlreiche Gräber theurer und geliebter Menschen, und der Mann, dessen edle Liebe die unerschöpfliche Quelle meines Glückes war, schlummert auch schon in dem Schooße der Erde dem seligen Tage einer endlosen Wiedervereinigung entgegen. Der bittre Kelch der Leiden ist nicht bei mir vorübergegangen; aber Gott, der mir die Leiden gesendet hat, hat mir auch immer eine Quelle des Trostes und der Heiterkeit in ihnen eröffnet, die erquickender ist, als die eiteln Genüsse des alltäglichen Weltlaufs. Das trauernde

Gemüth ist dem Himmel näher, der uns nicht ohne Schmerzen von der Erde lösen kann; aber den Thränenthau dieser Schmerzen umzieht der wunderbare Glanz überirdischer Farben, wie oft der sterbende Mensch himmlische Harmonien vernimmt, die ihn die Dornen seines Sterbebettes vergessen lassen. So sind mir auch die Tage der Trauer heilsam geworden; ich habe Gott nicht weniger für sie danken können, als für die Tage meines Glücks; und nie ist die innere Freudigkeit meines Herzens auf lange Zeit unterbrochen worden. Noch jetzt, in meinem hohen Alter, ist diese Freudigkeit überwiegend in mir, und überzieht, wenn ich auf die Vergangenheit zurückblicke, auch die dunkelsten Stellen derselben mit einem milden und erquickenden Lichte. —

* * *

Vier Wochen nach jenem Sonntage war meine Hochzeit. Sie mag wohl eine der stillsten gewesen seyn, die seit langer Zeit in der Stadt begangen worden waren, aber zuverlässig auch eine der glücklichsten. Mein Vater war den ganzen Tag in einer festlichen Stimmung, wie ich fast nie an ihm gesehn hatte. Die Freude strahlte in seinen Augen, die unablässig den geliebten Eidam suchten, und wenn sie auf mich fielen, mir zu sagen schienen: Du hast das beste Theil erwählt. Bei Tische sprach er viel, und nicht ohne große Bewegung, von seinen Eltern, von seiner eignen engen und gedrückten Jugend, und der Vernichtung seiner liebsten Wünsche. Mit großer und inniger Liebe dachte er seiner guten und

frommen Mutter, und der Freundlichkeit, mit der sie ihn oft, wenn er ganz niedergebrochen gewesen, wieder aufgerichtet und gestärkt habe, und verweilte mit Wehmuth bei der Erinnerung an die kleinen Sonnenblicke, welche die Freude in sein engumbautes Leben geworfen hatte. „Die Jugend des Menschen, sagte er unter andern, hat eine höchst wunderbare, fast unverwüstliche Kraft. Wenn die Wellen der äußern Noth auch noch so hoch gehn, immer bietet ihr die Hoffnung die Hand, und hält sie empor, und es ist kein Kerker so fest, durch den sie nicht mit einem ihrer Strahlen dränge. So dunkel es auch meist um mich her war, so war doch immer Eine lichte Stelle in meinem Herzen, auf die ich meine Blicke heften konnte, und in der mir, wenn ich so über mir selbst saß, eine Zauberwelt von Farben und Gestalten aufblühte, bei deren Anblick ich alles Jammers und aller Noth vergaß. In meinen ersten Kinderjahren waren es die Blumen, die ich aus Saamen in Scherben zog, und deren Gedeihen ich durch alle Stationen ihres kurzen Daseyns mit unglaublicher Theilnahme begleitete; etwas später hin war es die Schule, nach der ich als nach der Pforte eines Paradieses sah, und endlich das geistliche Lehramt, die Kanzel und eine Gemeinde. Nur Einiges ist mir von diesen Hoffnungen in Erfüllung gegangen. Es muß auch gut gewesen seyn. Hab' ich nicht auf die Weise, wie ich wünschte und hoffte, in dem Weinberge Gottes arbeiten können, so hat mir die Vorsehung doch oft andre Gelegenheiten

dargeboten, nach meinen Kräften nützlich zu seyn. Ich erkenne auch dieses mit Dank, und da du, mein Sebastian, jetzt den Weg gehst, der mir verschlossen worden ist, so fühl' ich mich dadurch wie verjüngt, und es ist mir eben, als ob jetzt, da ich dem letzten Ziele schon so nahe stehe, meine eignen Wünsche in Erfüllung gingen." — Bei diesen Worten legte er die Hand auf Sebastians Schultern und fuhr fort: „Ich vermache dir alle Wünsche, Hoffnungen und Vorsätze meiner Jugend, als das einzige Erbtheil, das ich dir, nebst meiner Tochter, hinterlassen kann. Wenn du das ausführst, was ich mir in meinen heiligsten Stunden vorgesetzt hatte, so bist du ein gesegneter Mann, und deiner Gemeinde ein treuer Hirt." — Sebastian, durch diese Wendung überrascht, ergriff die Hände meines Vaters mit seinen beiden und sagte: „Ich nehme dieses Vermächtniß mit nicht geringerer Freudigkeit an, als mit der ich Eure Tochter empfangen habe. Habt Ihr mir nicht von Jugend an als Muster vor Augen gestanden? Habt Ihr mich nicht in allem Guten gefördert? Und bin ich nicht jetzt mehr als je verpflichtet, alle Kräfte aufzubieten, um Euch nachzueifern, da ich Euer Sohn bin, und Ihr mein Vater seyd? Glaubet mir nur, ich werde nie Eure Lehren vergessen, und, wenn es Gottes Wille ist, so wird mir dieses Euer köstliches Erbtheil nicht ohne Früchte bleiben."

Meine Mutter verlor kein Wort des geliebten Eidams. Ihr Herz erweiterte sich einer frommen und andächtigen Freude, und so wehmüthig ihr die

bevorstehende Trennung war, so vergaß sie doch Alles über den Reden der Männer. „Es ist wohl wahr, sagte sie, als diese schwiegen, daß die besten Wünsche der Menschen und die Wege des Himmels oft gar weit von einander gehn, und daß von dem, was sie erwarten, vielmals das Gegentheil geschieht. Ich weiß auch davon zu sprechen, wie der Vater. Zuletzt aber gereicht doch Alles zum Segen, und man sieht, daß es Gott, auch bei der Versagung unsrer Wünsche, gut mit uns gemeint hat."

Da Sebastian nichts von der frühern Geschichte meiner Mutter wußte, so bat er sie darum, und sie weigerte sich nicht. „Wer spricht nicht gern von seiner Jugend, sagte sie, wenn er willige Zuhörer findet? und bei der Hochzeit seiner Kinder denkt gewiß Jeder an die eigne, wenn sie ihm Glück und Segen brachte."

„Meines seligen Vaters Gedanken, fuhr sie fort, waren ganz auf seine Geschäfte gerichtet, und sein einziger Wunsch war, eine Waidfabrik, die er angelegt hatte, in rechten Schwung zu bringen. Da es ihm aber an Mitteln dazu gebrach, sah er es gern, daß der Sohn eines reichen Nachbars, der auch Kaufmann war, die Augen auf mich warf. Mir gefiel zwar dieser Freier keineswegs, meiner seligen Mutter auch nicht recht; da aber mein Vater ganz in dem Gedanken lebte, mit Hülfe eines reichen Schwiegersohnes seinen Lieblings-Entwurf zu Stande zu bringen, und sich Tag und Nacht mit diesem Plane beschäftigte, so gab ich ihm nach, und suchte mich

zu bereden, daß das, was mein Vater für ein so großes Glück hielt, auch das meinige werden könnte. Die Besuche wurden immer regelmäßiger, die Aufmerksamkeit auf mich immer deutlicher. Wir konnten täglich einer Erklärung entgegensehn, und während ich bei dem Gedanken an eine solche Entscheidung fast vor Angst starb, ließ meinem armen Vater die Ungeduld der Erwartung keine Ruhe. Da geschah es nun, daß gerade in dieser Zeit eine fremde Familie hierher zog, die, ihrem Aufwande nach, sehr wohlhabend seyn mußte. Sie hatten einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn knüpfte Umgang mit meinem vermeintlichen Freier an, zog ihn in sein Haus, und machte ihn mit seiner Schwester bekannt, die ehemals wohl recht hübsch gewesen war, jetzt aber nicht mehr in ihrer Blüthe stand. Bald wurden nun die Besuche unsres Hausfreundes seltner und immer seltner; endlich blieb er gar aus, und wir erfuhren, daß er mit der Fremden versprochen sey. Diese Nachricht wirkte verschiedentlich auf uns. Mich befreite sie von einer Angst, deren Größe ich erst in dem Augenblicke der Befreiung recht fühlte: meine Mutter meinte, daß an einem so wankelmüthigen Freier wenig verloren sey, und dankte Gott im Stillen für seine Entfernung; mein Vater aber, der seine Hoffnungen vernichtet, und sein Gebäude von Glück und Reichthum zerstört sah, gerieth in heftigen Zorn, weniger gegen den Wankelmüthigen, als gegen uns, die er beschuldigte, allzu große Gleichgültigkeit gegen den jungen Freier gezeigt, und

dadurch seine Erklärung verzögert zu haben. Von diesem Tag an war ihm sein ganzes Geschäft verhaßt; er ging tiefsinnig umher, verlor den Schlaf, und wurde nach Verlauf von achtzehn Monaten — die wohl die traurigsten meines Lebens gewesen sind — auf das Krankenbett geworfen, das er nicht mehr verließ. Nach seinem Tode gerieth meine Mutter in die größte Noth. Von allen Seiten meldeten sich Gläubiger, die auf Bezahlung drangen, während sich die Schuldner ruhig verhielten und auf Erinnerung warteten. Nun waren aber die Geschäfte meines Vaters durch seinen Trübsinn und sein langes Krankenlager in die größte Verwirrung gerathen. Niemand konnte sich in seine Bücher finden, und mein Oheim, der auch eine Forderung hatte, und sich der Sache anzunehmen versprach, verlor gleich in den ersten Tagen so die Geduld, daß er erklärte, es bliebe uns nichts übrig als Schulden, und wir müßten unsre Grundstücke losschlagen, ehe die Gant über uns verhängt würde. — Mein Oheim war ein sehr harter Mann, und die Besorgniß eines persönlichen Verlustes hatte ihn noch härter gemacht. Als daher meine Mutter und ich in Thränen zerflossen, sagte er: Was nützt das Heulen? Das Unglück ist, wenn einer so hoch hinaus will, wie mein Bruder seliger. Ihr hättet ihn abhalten sollen. Jetzt bleibt Euch nichts übrig, als eine Stelle im Hospital; und die Sabine muß in Dienst gehn, je eher je lieber. Hört Ihr! Je eher, je lieber; und allen stolzen Gedanken den Abschied gegeben!

Mit diesen harten Worten verließ uns der Oheim. Wir badeten uns in Thränen; alle unsre Kräfte waren durch Jammer und Schrecken gelähmt. In dieser schrecklichen Stunde tratst du bei uns ein. Dein Anbringen war freilich auch wie das der vielen andern, die uns in jener Zeit durch ihre Erscheinung ängstigten; denn die Armenkasse hatte auch eine Forderung an uns; aber wie schonend richtetest du dein Geschäft aus! Du sahst wohl auf den ersten Blick, wie es mit uns stand; und als meine Mutter auf deinen Antrag erwiederte, sie wisse nicht, ob sie im Stande seyn werde, ihre Verpflichtungen zu erfüllen; ihre Sache sey nicht in Ordnung; da fragtest du eben so bescheiden als theilnehmend, ob sie denn auch Jemanden zur Hand habe, der im Rechnungswesen hinlänglich erfahren sey? Was du damals so aus gutem Herzen sagtest, daß man bei so vielverwickelten Geschäften vor der genauesten Untersuchung niemals den Stand der Sachen beurtheilen könne; das gab uns einen Schimmer der Hoffnung, und eine leise Ahndung sagte mir, daß uns die Hülfe von dir kommen könnte. Und so war es auch. Nie werde ich die Stunde vergessen, wo du nach monatlanger Anstrengung und unendlichen Gängen und Wegen mit verklärtem Angesichte bei uns eintratst, meiner Mutter den Abschluß der Rechnung vorlegtest, und ihr bewiesest, daß nach gewissenhafter Abzahlung aller Schulden noch ein Capital übrig bleibe, das zu unsrer Erhaltung hinreiche. Nach so vielen traurigen Monaten war das ein glücklicher Tag, der

allen unsern Kummer in Vergessenheit brachte; und du, dem wir ihn dankten, der uns in den Stand setzte unser Haupt wieder aufzurichten, und unsern Gläubigern getrost in die Augen zu sehn, erschienst uns nicht anders als ein Engel, den Gott zu unserer Rettung gesendet habe. Nur das Eine drückte uns, daß wir kein Mittel ersinnen konnten, dir unsre Dankbarkeit zu beweisen, oder die unendliche Mühe zu lohnen, mit der du aus reinem guten Willen für das Wohl unbekannter Menschen gearbeitet hattest. Da gab dir Gott den Gedanken ein, um mich zu werben; und ich kann jetzt wohl gestehen, daß mich die erste Anfrage, die du so von fern an uns thun ließest, mit einer Freudigkeit erfüllte, wie ich nie in meinem Leben gefühlt hatte. So erkannte auch meine Mutter in deiner Liebe zu mir eine Fügung des Himmels, die uns in den Stand setzte, uns dir für den ganzen Rest unsers Lebens dankbar zu zeigen. Gott hat diesen Bund gesegnet, setzte meine Mutter lächelnd hinzu, und ich denke, es hat weder dich, noch mich gereut ihn geschlossen zu haben. —

Der Vater, dem bei dieser Erzählung die Freudenthränen in die hellen Augen getreten waren, fuhr in der Erzählung fort: Ich hab' es dir wohl schon mehrmal gesagt, daß, da ich zum Erstenmal bei Euch eintrat, und du vor deiner Mutter auf der Fußbank saßest, ihre beiden Hände hieltest, und sie mit deinen Thränen benetztest, mir gleich das Herz schlug, und ich dachte: Wenn du doch die

armen tiefbetrübten Leute trösten könntest! Du hattest mir gleich beim ersten Anblick Augen und Herz entwendet, und je öfter ich dich wiedersah, wurdest du mir jedesmal lieber, durch dein Schweigen, wie durch dein Sprechen — denn du warst immer schüchtern — und ich erkannte dein frommes, liebendes Herz in tausend kleinen Zügen, die der aufmerksamen Neigung nicht entgehn, aber nicht wiedererzählt, oder beschrieben werden können. Wenn du und deine gute Mutter — auch eine recht ehrenwerthe Frau aus der alten guten Zeit — wenn Ihr gewußt hättet, mit welcher Lust ich für Euch arbeitete, und welche Freude mir jede Euch günstige Entdeckung, jeder kleine Posten machte, den ich unter die Activa eintragen konnte, und die Wahrscheinlichkeit immer höher stieg, daß Niemand etwas einbüßen würde, — Ihr hättet nicht von Dank gesprochen; denn ich war es, der Euch zu Dank verpflichtet war. Sorgen und Kummer hab' ich indeß damals auch genug gehabt. Nachdem ich Euch die berichtigten Rechnungen in die Hände gelegt hatte, und Ihr nun meiner Hülfe nicht mehr bedurftet, und Wochen hingingen, ohne daß ich Etwas von dir sah, und mir doch der Wunsch, dich zur Meinigen zu machen, keine Ruhe ließ — da war mir oft das Leben zur Last, und ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte. Denn daß mir deine Neigung entgegenkäme, kam mir nicht in den Sinn. Da fuhr mir einst in einer schlaflosen Nacht, ich weiß selbst nicht wie, der Gedanke an meinen guten Rector durch den Kopf, und daß er dein Pathe

sey, was ich bei Euerm Geschäfte erfahren hatte. Der Mann war jetzt ausgedient und steinalt; aber mit dem Gedanken an ihn wuchs mir das Vertrauen, und ich konnte kaum den Morgen erwarten, um zu ihm zu gehn. Da fand ich nun den alten, ganz zusammengekrochnen Mann, in einer kleinen, schwarzgeräucherten Stube, die sie ihm als Emeritus im Rectorate gelassen hatten, an einem grünbeschlagenen Tischchen, wie sonst, und in einem abgetragenen schwarzen Rocke, den er, wie sonst, um des Anstandes willen, und jetzt noch aus alter Liebe zu seinem ehemaligen Amte den ganzen Tag nicht ablegte. Blaß und abgezehrt saß er auf seinem ledernen Lehnstuhle, den er seit funfzig Jahren nie gewechselt hatte, und schrieb mit zitternder Hand Cicero vom Alter ab, ein Buch, sagte er, an dem er Zeit seines Lebens große Freude gehabt, und dessen Inhalt sich jetzt recht eigentlich für einen Mann seines Alters eigne. Er zeigte mir seine Arbeit nicht ohne Wohlgefallen, weil sie doch so reinlich und leserlich ausfalle, was ihm sauer werde. Viel anderes als abschreiben, sagte er, könne er jetzt in literis freilich nicht mehr thun; doch wolle er auch als rector emeritus nicht ganz unnütz seyn, und habe deshalb seine sämmtlichen Abschriften, unter denen sich die besten autores classici befänden, der Schulbibliothek zu Vermehrung ihrer Manuscripte vermacht. — Das Herz schwoll mir in der Brust, da ich den trefflichen, hochverehrten Mann vom Alter so niedergebrochen und fast kindisch sah, so daß er

von den Todten sprach, als ob sie noch lebten, bekannte Menschen unter einander verwechselte — wie er mich denn auch einigemal Eusebius nannte — und mit Mühe nur das fest hielt, was ihm die alte, bessere Zeit vor die Seele führte. Ich mußte mich zusammen nehmen, um ihm die Veranlassung meines Besuches verständlich zu machen, und da er sein Gehör fast ganz verloren hatte, mußte ich ihm die Sache mehr als Einmal sagen. Nachdem er aber mein Anbringen gefaßt hatte, da war es rührend die Freude des Mannes zu sehn, in welchem jetzt mit Einemmal alle Liebe, die er in alten Zeiten zu mir getragen, mit neuer Kraft und Lebendigkeit zu erwachen schien. Sitzen konnte er nicht bleiben. Mit den zitternden Händen auf den Tisch gestützt, sagte er: „Diesen Gedanken, mein Sohn, hat dir Gott geschickt. Meine Pathe Sabine ist das frömmste Kind im Lande, und wird einst, wie ihre Mutter, die Zierde ihres Geschlechtes seyn. Da du mich nun zu deinem Freiwerber erlesen hast, so will ich mich der Sache mit allem Eifer unterziehen. Denn ob ich es gleich selbst für anständiger gehalten habe, um in der Verwaltung meines Amtes weniger gestört zu werden, im Cölibate zu bleiben — wie auch mein gelehrter Freund Arletius, und viele andre meines Standes gethan — so habe ich doch zu allen Zeiten dem heiligen Ehestande das Wort geredet, und ihn bei Andern aus Kräften befördert. Die Werbung soll also noch heute in Gottes Namen unternommen werden. Freilich würde es sich wohl

geziemen, mich selbst in das Haus der Erwählten zu begeben; aber ich habe schon seit Jahren das Schulhaus nicht verlassen, da ich, um dem Gottesdienste beizuwohnen, nicht über die Straße zu gehen brauche. Ich werde aber die Mutter zu mir einladen; und wenn mir noch ein Rest der alten Eloquenz übrig geblieben ist, so hoffe ich, mein Sohn, daß die Antwort zu deinen Gunsten ausfallen soll."

Ob mich nun gleich der theure Greis mit so guten Hoffnungen entließ, so war ich doch nichts weniger als getrost, und konnte den ganzen Tag nichts thun und denken, als meine Bewerbung um dich. Gegen Abend bekam ich ein lateinisches Briefchen vom Rektor, worin er mir meldete, die Sache sey unter guten Vorbedeutungen angefangen; die Mutter sey mir von ganzem Herzen ergeben, und habe ihm vertraut, daß, allen Anzeichen nach, auch das Gemüth ihrer Tochter, seiner Pathe, mir nicht fremd und abgeneigt sey. Das Gewissere sollt' ich in den nächsten Tagen vernehmen. —

Und wie ging es, fiel meine Mutter ein, dem guten Greis? Als er den übernommenen Auftrag ausrichten wollte, konnte er vor großer Begierde kaum Worte finden; und da er nach gemachter Einleitung auf die Hauptsache kam, war ihm der Name des Bewerbers entfallen. Er gerieth darüber in große Bestürzung, suchte und suchte, aber immer umsonst, bis ihm meine Mutter, der das Rechte ahndete, selbst darauf half. Ich werde nie vergessen, wie gerührt meine Mutter nach Hause kam über die große Liebe,

die der alte Mann zu dir bewiesen hatte; und ob es schon dieses Zeugnisses nicht bedurfte, so war es doch eine erfreuliche Zugabe zu dem, was wir schon selbst wußten. Du weißt, daß ich nicht lange mit meiner Antwort zögerte, und es dir, bei aller meiner Schüchternheit, nicht verbarg, daß du der Mann nach meinem Herzen seyst.“ —

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen verfloß der glückliche Tag, der mich mit meinem Sebastian vereinigte, und aus den Thränen, die wir dazu weinten, blühte uns eine Ernte von Freuden auf, für die es mir an Worten gebricht. Zwei Tage nach der Hochzeit zogen wir in Mainau ein. Bei diesem neuen Abschnitte meines Lebens, der die Geschichte meines Ehestandes enthält, würde ich, wenn ich für die Welt schriebe, meine Feder niederlegen müssen, da das Glück eines Ehepaars für das Publikum so wenig Interesse hat, daß ja meist jeder Roman und jedes Schauspiel bei der Heirath zu enden pflegt. Aber ich schreibe für Euch, meine geliebten Kinder und Enkel; und da ich weiß, daß Eure Liebe auch den unbedeutenden Ereignissen meines Lebens eine Wichtigkeit gibt, die sie an sich nicht haben, und daß Ihr in den Bildern meines häuslichen Glücks das Eurige mit Freuden erkennt, so werde ich ohne Bedenken in der Weise, wie ich bisher gethan, fortschreiben, und dasjenige in meinem Gedächtnisse aufsuchen, wovon ich hoffen darf, daß es Euch erfreuen oder erbauen wird.

* * *

Der Tag unsers Einzugs in Mainau war aus mehr als einem Grunde für die Gemeinde ein Fest-tag. Seit mehrern Wochen hatte der glühende Himmel wolkenlos über der Erde gelegen, und ein unaufhörlicher Ostwind sog ihre letzten Tropfen aus. Die Wiesen fingen an zu gelben; das Laub der Bäume hing welk herab; überall war der Boden geborsten oder in Staub aufgelößt. Da zog endlich in der Nacht ein Gewitter auf; der Himmel goß seinen Segen auf das durstende Land, und als die Sonne über die Berge stieg, und die abziehenden Wolken mit ihren Strahlen vergoldete, zeigten ihr die Bäume ihre erfrischten Kronen; die grünenden Halme erhoben sich, und in den Tropfen, die an ihnen hingen, glänzte die Farbenpracht des frischen, erquickten Morgens. Auch in die Menschen war ein neues Leben gekommen. Nur frohe Gesichter begegneten uns auf dem Wege, und die Meisten machten ihrer Freude auch in Worten Luft, indem sie uns nach dem Morgengruße zuriefen: Das war ein gesegneter Regen! — oder: Gottlob, nun ist die Ernte geborgen! und was dergleichen mehr war. Unsre guten Mainauer aber waren nicht die letzten, die des Himmels Wohlthat mit dankbarem Herzen erkannten.

Wir waren kaum angekommen, und ich hatte noch nicht Zeit gehabt, die Einrichtung der Küche und die Anordnung des Geräthes im Hause zu mustern, als die Vorsteher der Gemeinde erschienen, uns zu begrüssen, und mit Erwähnung der guten Vorbedeutung, die ihnen der so lang gewünschte Regen gege-

ben, uns baten einige Geschenke anzunehmen, die sie aus guter Meinung und wahrer Liebe brächten.— Hinter den Rednern stand auch schon ein Zug von jungen Burschen, die eine Kuh an zwei Blumenschnuren führten, die an den vergoldeten Hörnern befestigt waren. Ein Kalb, mit einem Blumenkranze um den Hals, folgte nach, und eine Ziege, über und über mit Ephen behangen, machte den Beschluß. Und nachdem diese Thiere in die reinlichen Ställe gebracht, angebunden und mit reichlichem Futter versorgt waren, näherten sich die Frauen in ihren Sonntagskleidern. Die erste trug ein neues zierliches Spinnrad vor sich her, an dem sich ein riesenmäßiger Rocken von dem weißesten Flachse wie ein Thurm erhob, mit einem glänzenden seidenen Bande umwunden, dessen Enden lang in die Luft wehten; die nächste übergab eine Weife, auf welcher feines Garn aufgewunden, und ebenfalls mit seidnen Bändern umschlungen war; dann Flachs in Menge von der besten Art und auf das sorgfältigste zubereitet. Den Beschluß machte eine zierliche Wiege, die sinnvoll mit weißen und Feuer-Lilien, Rosen und Passionsblumen bedeckt war. Nach den Frauen traten die Mädchen auf. Die meisten dieser Kinder waren hübsch, einige schön zu nennen; wie denn auch noch jetzt Mainau den Ruhm genießt, die kräftigsten Männer und nettesten Frauen zu erziehn. Alle waren in blanke Mieder gekleidet, die sich in gefalteten Krausen knapp unter dem Kinne anschlossen. Die langen, hoch über den Hüften gegürteten Röcke wa-

ren von hellen Farben, und in zahlreiche Falten gelegt. Ihre runden Köpfchen umwanden vielfache Zöpfe, die mit rothen Bändern durchflochten waren; und jede trug einen bedeckten Korb auf dem Kopfe. Die beiden Führerinnen, zu denen man die schlanksten und blühendsten gewählt hatte, setzten ihre Körbchen zu meinen Füßen nieder, und als sie die Deckel lüfteten, schauten zwei stattliche Hennen heraus, die brütend auf ihren Nestern saßen. Auch in den übrigen Körben waren Hennen, wohlgenährt und von mannichfaltigen Farben; aber aus dem letzten, den ein zehnjähriges, rothbäckiges, schwarzäugiges Mädchen trug, erhob ein prächtiger Haushahn den blutrothen Kamm, stieg, so bald er sein Gefängniß geöffnet sah, auf den Rand, krähte zum allgemeinen Ergötzen der ganzen Versammlung dreimal mit den Flügeln schlagend, und nahm sogleich keck und wohlgemuth von seinem neuen Gebiete Besitz. — Ich war vor Freude ausser mir, und ich glaube nicht, daß die Aeltermutter des Menschengeschlechtes in ihrem Paradiese glücklicher hat seyn können, als ich es war. In meinem Entzücken fiel ich den Ueberbringerinnen um den Hals, drückte Jeder die Hand, dankte Jeder, und bei jedem wiederholten Besehn und Mustern kam mir mein Reichthum herrlicher und überschwenglicher vor. —

Wer von Jugend auf Alles gehabt und Alles besessen hat, wie es wohl in reichen Häusern zu seyn pflegt, kann sich keinen Begriff von dem Glücke eines Mädchens machen, das sich zum erstenmal in dem

Besitze eines eignen Hauswesens sieht. Zwar war das Geräth, das jetzt Stuben und Küche schmückte, nicht viel anders, nur neuer, als was ich auch zu Hause gehabt hatte; aber es war mein, es war mir übergeben als Eigenthum, es war meiner Sorgfalt und Obhut anvertraut. Ich sah es also mit andern Augen an; es war mir lieber, und seine Erhaltung lag mir mehr am Herzen. Das Erste also, was ich that, nachdem mich die freundlichen Landleute wieder verlassen hatten, war, daß ich vom Boden bis zum Keller, in der Küche, im Hof und im Stalle Alles musterte, und mich mit allen Schätzen meines neuen Reiches bekannt machte, während mein Sebastian seine Studirstube ordnete, und einen weißen Bogen zurecht schnitt, welcher die Predigt für den nächsten Sonntag aufnehmen sollte. So wie an diesem ersten Tage, so war auch in der ganzen übrigen Zeit unser beider Geschäfte getheilt. Die Wirthschaft des Hauses war ganz in meine Hände gelegt, wie es, denk' ich, auch in jedem beschränkten Hauswesen seyn sollte; nur an der Bearbeitung des Gartens und an der Bienenzucht nahm Sebastian als an einer für ihn passenden Erholung Theil. Alle seine übrige Zeit widmete er den Geschäften seines Amtes, und wenn diese verrichtet waren, den Studien. Nie wurde er müde, Unterricht zu suchen, um sein Wissen zu befestigen und zu erweitern, weil, wer nicht zulernt, wie er sagte, zurückbleibt. Zwar hab' ich Viele seines Standes kennen gelernt, die von dem Augenblick an, wo sie in das Amt getreten waren, aller

weitern Bildung den Abschied zu geben schienen, und jedem geistigen Erwerbe entsagten, um sich nur ganz und ausschließend dem irdischen zu widmen. Wenn sie die nothwendigsten Geschäfte ihres Amtes mit der geringsten Anstrengung und oberflächlicher Eile verrichtet hatten, dachten sie an nichts weiter als an ihr Hauswesen, fuhren auf den Acker, um zu ernten, auf den Markt, um den Ertrag ihrer Ernte umzusetzen, und wandelten sich so, aus Seelenhirten ihrer Gemeinde, zu Käufern und Verkäufern im Tempel des Herrn um. Bei diesem ganz irdischen Treiben, das sich eines Menschen nur gar zu leicht bemächtigt, war es denn unvermeidlich, daß sie an Achtung eben so viel einbüßten, als sie an äußern Gütern gewannen; daß sie in dem ununterbrochnen Verkehr mit Knechten und Mägden, mit Roßtäuschern, Kornjuden und Viehhändlern die Bildung verloren, die sie mit in das Amt gebracht hatten; und meist die heiligen Pflichten dieses Amtes nur mit Lässigkeit trieben. Es wäre deshalb wohl zu wünschen, daß mit keiner Pfarre ausgedehnte Güter und Grundstücke verbunden wären; oder wo dieses ist, sollten sie doch nicht von dem Pfarrer selbst bewirthschaftet werden. Die kleine Oekonomie aber wird, wie gesagt, in den Händen der Frau am besten gedeihn. Die liebende Anhänglichkeit an einem gemeinschaftlichen Eigenthume, die unschuldige Freude an dem Gedeihen ihrer Mühe, und die emsige Sorge auch um geringe Dinge, ohne die kein Haushalt bestehen kann, — alles das ist recht eigentlich in dem

Sinne der Frauen gegründet, und mit der Eigenthümlichkeit ihrer Bestimmung auf das innigste verknüpft. Diese Freude an der Wirthschaft hängt mit der Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit zusammen, die das eigentliche Element des Weibes ist, und sie hat vielleicht eben deshalb etwas so Erquickliches in sich, daß ich in den düstern Tagen meines Lebens, nächst dem, was mir die Religion bot, nichts gefunden habe, das mich mehr hätte erheitern und meine trüben Gedanken zerstreuen können, als die ununterbrochene Sorge für alle die kleinen, aber dem Ganzen unentbehrlichen Geschäfte meines weiblichen Berufs. Diesem widmete ich mich von den ersten Tagen an von ganzer Seele und mit unglaublicher Lust, und erfuhr sehr bald an mir selbst, was ich oft von meinem Vater gehört hatte, daß die Zufriedenheit einen Bund mit der Pflicht geschlossen, und daß man jene nicht ohne diese haben könne. Auch das wurde ich bald inne, daß die regelmäßige Erfüllung der nothwendigen Pflichten allmählig eine Gewöhnung herbeiführt, die auch das Mühsamste und Schwerste unglaublich erleichtert. Mein Vater hatte mir ein Wirthschaftsbuch eingerichtet, und mich über seinen Gebrauch und die Art der Führung vollständig belehrt. „In Allem, pflegte er zu sagen, was das Mein und Dein betrifft, muß man dem Gedächtnisse so wenig als möglich aufbürden, wenn es auch sonst noch so treu und zuverlässig ist. Kein Hauswesen kann bestehn, in welchem nicht Ausgabe und Einnahme gehörig gegen einander abgewogen ist;

um das aber zu können, muß man beide deutlich vor Augen haben. Dieses ist nur möglich, wenn man das Eine, wie das Andre genau zu Buch bringt. Ein solches Buch wird noch außerdem, wenn es ordentlich gehalten wird, in unzähligen Fällen ein vermittelnder Freund seyn, Streitigkeiten vorbeugen und schlichten, und das Mißtrauen, das schlimmste Unkraut des Lebens, tilgen.“ — Er führte dann Beispiele an, wo der häusliche Friede nur aus Mangel eines solchen unbestechlichen Vermittlers gestört, die Ordnung verwirrt, und ohne Absicht, aus bloßer Vergeßlichkeit, großes Unrecht verschuldet worden war. Diese Beispiele, die meist aus der Nähe und von bekannten Personen hergenommen waren, hatten sich mir tief eingeprägt; ich war fest entschlossen, sie zu vermeiden; und wenn in einer langen Reihe von Jahren der Friede in meinem Hause nie auch nur auf einen Tag gestört worden ist, so verdanke ich dieses unschätzbare Glück zum Theil dem Vertrauen, das Sebastian auf mich setzte, der Zufriedenheit, die er meiner Verwaltung schenkte, und der Sicherheit, in die er sich durch meine Einrichtungen gestellt sah; welches alles aus der gewissenhaften Befolgung der Lehren meines Vaters floß. Ich habe, so viel an mir lag, dieses Glück auch in andere Häuser zu verpflanzen gesucht; und manches Ehepaar, das meine Vorschläge annahm und befolgte, hat mir den Segen verdankt, den sie davon in ihrem Hause verspürten. Denn immer wird sich die Wahrheit des Spruches bewähren, der von der Hand meines Vaters auf dem

ersten Blatte meines Wirthschaftsbuches eingeschrieben stand:

> Ein häuslich Weib ist ihrem Manne eine Freude und schaffet ihm ein ruhiges Leben. Er sey arm oder reich, so ist's ihm ein Trost, und machet ihn fröhlich.

* * *

Unter den Freuden der Honigmonde meines Ehestandes, die vielleicht zu den allerlängsten gehören — denn ich wüßte ihr Aufhören in Wahrheit nicht anzugeben — nehmen die Spaziergänge einen vorzüglichen Platz ein, die wir fast an jedem schönen Abend in den Umgebungen unsers lieben Mainau machten. In den ersten Wochen war fast jeder Tag durch irgend eine neue Entdeckung bezeichnet; und wir nahmen von jedem heimlichen, anmuthigen Platze, von jeder freien Aussicht, jedem Hügel mit frohem Herzen, und gewiß mit größerm Rechte Besitz, als irgend ein Seefahrer von den Küsten und Inseln, die er auf fernen Meeren entdeckt. Nie werde ich den schönen Abend vergessen, wo wir zum erstenmal das Felsenthal fanden, in welchem wir nachher noch so oft recht glückliche Stunden durchlebt haben. Wir traten von der Abendseite herein, als schon die Sonne dem Rande der Gebirge zuschwamm, und ihre goldnen Pfeile auf die rothen Felsenwände schoß, deren moosbedeckte Scheitel sich in der Höhe zu suchen scheinen, und auch hier und da durch die Zweige der Buchen, die keck an ihrem Rande schweben, freundlich berühren. Wie sich nun der breite Strahl durch das Thal

ergoß, warf er, wie zum Abschiedsgruße, auf jede zarte Pflanze, die sich in den Spalten der Felsen gebettet hatte, auf jedes Epheublatt, das sich an das harte Gestein drückte und an ihm emporstieg, auf jedes Wellchen des Baches, der bald eilig, bald zögernd, zwischen dem üppigen Moose und den Vergißmeinnichtbüschen rinnt, die goldnen, hüpfenden Funken des erquickenden Lichtes. Sebastian pflückte zwei der Blumen, und warf sie in den Bach, wo er am ruhigsten floß. Lange schwammen sie neben einander, tauchten zusammen unter, kamen wieder neben einander herauf, und verloren sich endlich ungetrennt hinter dem Vorsprunge eines Felsens, um den sich das Wasser krümmt. Sebastian sah mich an und sagte: Möchte das unser Leben bedeuten! — Und eh' er die Worte ausgesprochen hatte, trat Jemand hinter der hervorspringenden Felsenecke hervor, und richtete seine Schritte nach uns. Es war mein Vater. In seiner Hand hielt er zwei Blumen, und da meine Augen darauf fielen, sagte er, er habe sie hinter der Felsenecke aus dem Wasser gefischt, wo sie gar einträchtig neben einander geschwommen. — Ich jubelte vor Freude; und nun erzählten wir ihm, daß wir sie in den Bach geworfen, und was wir uns dabei gedacht hätten. Da drückte er sie mir in die Hand, und sagte Amen! und ich hob sie auf, und habe sie bis auf den heutigen Tag unter andern Andenken meiner Jugend bewahrt.

So lange mein Vater noch lebte, pflegte er meist, wenn es die Witterung zuließ, Samstags Abends

zu uns heraus zu kommen, und einen Theil des Sonntags bei uns zuzubringen. In der frühern Zeit begleitete ihn auch meine Mutter bisweilen. Späterhin vermochte sie es nicht mehr. Durch diese Besuche wurde uns der Sonntag auf eine doppelte Weise ein festlicher und froher Tag. Mein Vater, welcher ganz in seinem Eidam lebte, in dessen Thun und Gesinnungen er seine eignen Jugendwünsche erneuert, und seine Vorsätze ausgeführt sah, nahm an seiner Amtsführung den lebendigsten Antheil, so daß er immer das Wichtigste mit ihm besprach, und ihm mit seinem Rathe zur Hand ging. So ernst meistentheils die Gespräche der beiden Männer waren, so weiß ich doch nicht, daß sie mir je Langeweile gemacht hätten. Der Antheil, den ihr Gemüth an dem nahm, was sie verhandelten, der Eifer, mit welchem Beide das Rechte und Wahre suchten, der Durst meines Mannes nach Belehrung, und die ungemeine Klarheit, die mein Vater in jede Untersuchung zu bringen wußte, — Alles das gab ihren Gesprächen ein Interesse und eine Lebendigkeit, die mich auf das lebhafteste anzog, auch wenn der Gegenstand nicht in meinem Bereiche lag. Und noch jetzt denke ich mit unbeschreiblichem Wohlgefallen an die Freude, die mir in jenen glücklichen Tagen das Zusammenseyn dieser trefflichen Männer gemacht hat, und wie mir oft die Brust zu enge wurde, wenn ich ihren frommen Sinn, den Ernst ihres Strebens, die frohe Heiterkeit ihrer Ansichten, ihre innige Freude an allem Guten, und ihre gegenseitige Liebe und

Achtung erkannte. Kaum möchte ein glücklicheres Verhältniß zu denken seyn. Mehr als Einmal sagte mein Vater zu mir, wenn er recht seelenvergnügt neben mir saß, so wie bei einem Gastmahle die feinsten und stärksten Weine bis zu Ende gespart würden, so habe ihm auch der Himmel die besten Freuden für sein Alter aufgehoben. — Unser Ehestand, sagte er auch, sey für ihn wie der Hesperus, der seinen Tag zu Grabe führe, und ihn auch noch im Scheiden erquicken werde. — Ein andermal sagte er: Es ist mir wohl oft nicht recht gewesen, daß mir der Himmel den Besitz eines Sohnes versagt hatte. Wer kann wissen, ob er mir Freude gemacht hätte? Nun aber hat er mir durch Deine Wahl einen Sohn zugeführt, wie ich kaum den Muth gehabt hätte, mir zu wünschen. — Nicht weniger glücklich fühlte sich Sebastian durch die Liebe, die ihm mein Vater bewieß. „Dein herrlicher Vater, sagte er oft zu mir, ist warlich wie ein guter Geist, dessen bloße Gegenwart schon das Gemüth erhebt und reinigt. Ich wüßte nicht, wie in seiner Nähe, ich will nicht sagen, ein böser, aber nur ein gemeiner Gedanke aufkommen könnte. Das, was er sagt, scheint oft so schlicht; aber es ist, wie ein Wasser, das um desto heller scheint, je tiefer sein Grund ist, und immer mehr zu denken gibt, je länger man darüber sinnt. Nie bin ich mit ihm zusammen, ohne lebendig angeregt und in guten Vorsätzen bestärkt zu werden, und nie verlasse ich ihn ohne den Wunsch, mich seiner Liebe und seines Beifalls immer würdiger zu machen. Wahrhaf-

tig, ein solcher Mann ist für Jeden, der ihm angehört, eine durchaus unschätzbare Himmelsgabe. Möge ihn Gott uns noch lange erhalten!"

Wie diese Aeusserungen der beiden Männer, die meinem Herzen so theuer waren, mich erquickten, wie sie das Glück meines Lebens erhöhten, kann ich nicht beschreiben.

* * *

Da ich oben gesagt habe, der Sonntag sey uns auf eine doppelte Weise ein festlicher Tag gewesen, so muß ich um desto mehr etwas zur Erklärung dieses Ausdrucks hinzufügen, da ich dadurch die Denkungsart meines Sebastian in ein helleres Licht setzen werde. In der That war ihm der Sonntag immer ein festlicher Tag. Die Geschäfte, die er ihm auferlegte, waren seine Lust; und wenn sich auch wohl bisweilen, wie es zur Zeit der hohen Feste in einer großen Gemeinde wohl geschieht, die Arbeiten häuften, so konnte man doch nie einen Verdruß darüber bei ihm wahrnehmen, oder eine Neigung, Etwas von dem, was ihm oblag, zu vernachlässigen. Auch bei der größten Erschöpfung verließ ihn doch die Heiterkeit nicht. Wenn seine Amtsgenossen in solchen Zeiten über die Last ihrer Arbeiten klagten, oder ihn auch wohl wegen seiner allzugroßen Gewissenhaftigkeit verlachten, und ihm mit Rathschlägen zu Hülfe kommen wollten, wie er sich die Sache leichter machen könnte, pflegte er ihnen nach seiner milden Weise zu antworten: „Ich weiß nicht, ob ich von diesem Rathe künftig einmal Gebrauch werde machen müssen;

aber jetzt bedarf ich es nicht, und ich würde fürchten mein Gewissen zu belasten, wenn ich meine Kräfte bei der Erfüllung so heiliger Pflichten schonen wollte." — Die Amtsgenossen zuckten zu solchen Antworten die Achseln, nannten ihn unter sich einen Schwärmer, der Etwas besonderes vor andern voraushaben wollte, und fuhren nach ihrer Weise zu handeln fort. — Zu mir aber pflegte Sebastian nach solchen Gesprächen zu sagen: „Die Musse ist schon eine gute Sache für den, der sie verdient hat; aber der Müssiggang bringt keinen Segen. Wenn ich nun auch durch solche Erleichterungsmittel einige Stunden gewänne, wäre dieser Gewinn wohl der Unruhe gleich zu setzen, die der Gedanke vernachlässigter Pflicht verursachen würde? Heißt es nicht in der Schrift: Ob dir's sauer wird mit deinem Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen; denn Gott hat es so geschaffen? Und ein andermal: Willst du Gott dienen, so laß dir's einen Ernst seyn! — Gottlob, es gibt kein Geschäft eines protestantischen Pfarrers, das nicht Verstand und Herz beschäftigte, und ich denke, wir können den großen Reformatoren der christlichen Kirche unsern Dank für die muthige Verbannung des leidigen Ceremonienwesens nicht besser zu erkennen geben, als wenn wir von den uns verliehenen Gelegenheiten, den Saamen des Guten in die Herzen zu streuen, den gewissenhaftesten Gebrauch machen. Keiner, der sein Amt nicht liebt, wird etwas Tüchtiges darin zu Stande bringen, da ja selbst der Handwerker, der nur auf den Erwerb bedacht, seine Arbeit schnell von

der Hand schlägt, nie etwas hervorbringen wird, was ihm und Andern Freude macht. Vor allen Dingen aber muß ein Lehrer, mag er nun auf der Kanzel oder auf einem Katheder stehn, an dem, was er lehrt, eine lebendige Freude haben; es muß ihm Alles daran liegen, dieselbe Lust auch seinen Zuhörern mitzutheilen; und wenn ihn dieser Wunsch recht lebhaft beseelt, wird er weder Mühe noch Anstrengung scheuen, ja diese, wenn sein Geschäft in Segen gedeiht, kaum wahrnehmen. Es würde aber ein Wunder seyn, wenn es dem Segen brächte, der es als eine Bürde mit Unmuth trägt; der sein Tagwerk, wie ein schlechter Miethling, nur um des kleinen Lohnes willen thut, oder, wie ein träger Gärtner, die rechte Zeit des Säens und Pflanzens versäumt. Ein guter Hirt müht sich früh und spät, und führt die Heerde seines Herrn auf die beste Weide, ob er gleich für seine Person keinen Gewinn von ihrem Gedeihen hat; und ein Lehrer des göttlichen Wortes, dem so Vieles anvertraut ist, sollte lässiger seyn?"

Diesen Grundsätzen gemäß verwaltete Sebastian sein mühsames Amt mit immer gleicher Freudigkeit. Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt bereitete er sich auf jede öffentliche Handlung und jede Predigt vor; aber ob er sie gleich fast in allen ihren Theilen ausarbeitete, so hat er doch wohl nicht leicht eine Predigt ganz so gehalten, wie sie aufgeschrieben war. Immer brachte er einige Frühstunden, vor dem Anfange des Gottesdienstes, in stiller Sammlung zu, dachte seinen Vortrag noch einmal durch, und erfüllte

sein ganzes Gemüth mit der Kraft und dem Umfange der Wahrheiten, die er verkündigen wollte. In diesen einsamen, stillen Stunden, sagte er, trete ihm Alles erst recht lebendig vor seine Seele; seine Gedanken schienen sich zu beseelen; der Ausdruck gestalte sich besser, als auf dem geschriebenen Blatte, und in der Freudigkeit, die ihn dann erfülle, daure ihm oft die Zeit zu lang, bis er seiner Gemeinde das, was sein Gemüth so bewege, von der Kanzel herab sagen könne. Auch hörte man wohl, daß das, was er sprach, aus seinem Herzen kam, daß es nicht auswendig gelernte Rede, sondern in der Form und Weise, wie es gesprochen wurde, den Eingebungen des günstigen Augenblickes gleich zu stellen war.

Die Gewohnheit der Sammlung und stillen Selbstbetrachtung vor dem Anfange des Gottesdienstes war bei Sebastian die Frucht eines widrigen Ereignisses seiner Universitätsjahre. Als er anfing sich im Predigen zu üben, ging er einstmals in der Woche vor dem heiligen Osterfeste auf das Land, mit einem Empfehlungsschreiben an den Pfarrer des Ortes, wo er einen Versuch im Predigen zu machen wünschte. Als er in das Pfarrhaus trat, sah er den Eigenthümer, einen wohlbeleibten und stattlichen Mann, im geistlichen Ornate in der Hinterthür stehen, nach dem Hofe zugewendet, und in heftiger Rede gegen einige Knechte begriffen, die Etwas in ihren Geschäften versäumt haben mochten. Seine starke Stimme schallte laut durch das ganze Haus; wilde Scheltworte flogen umher, und was etwa den Worten noch an Nachdruck

fehlen mochte, ergänzte der Schwung der geballten Faust. Sebastian, über diesen unerwarteten Auftritt bestürzt, war im Begriff sich still zurückzuziehn, um dem Manne die Beschämung zu ersparen, in die er, seiner Meinung nach, bei dem Anblicke eines fremden Zuhörers gerathen müßte; als sich der Pfarrer umwendete, und noch mit einem Fluche auf den Lippen, mit glühendem Gesicht und gerunzelten Augenbraunen fragte: Was will der Herr? — Sebastian übergab ihm seinen Brief, und da der Pfarrer daraus ersah, daß er in der Absicht käme, ihm eine und die andre Predigt abzunehmen, zogen sich die finstern Augenbraunen aus einander, die Stirn heiterte sich auf, und er sagte ganz freundlich: Sie sollen mir willkommen seyn. Ich wußte auf meine Ehre nicht, wo ich mit aller der Festtagsarbeit zu Rande kommen sollte. Und da muß mir eben noch recht zur Unzeit eine Taufe in die Quere kommen, die ich jetzt gleich abthun muß. — Sebastian folgte diesem Ehrenmanne nach, den sein häuslicher Zorn auch in die Kirche begleitete, wo er den Schulmeister, ich weiß nicht weshalb, vor aller Welt auszankte; auf dem Wege nach dem Taufsteine ein kleines, ängstliches Mädchen, das ihm vor die Füße lief, zur Seite warf; und mitten in der Taufhandlung mit zornglühendem Gesicht die halbgeöffnete Kirchthür zu verschließen befahl; und so die heilige Handlung ohne Andacht, ohne Zufügung eines einzigen, eignen erbaulichen Wortes, mit der größten Eile vollzog. — Bei dieser Gelegenheit und im Angesichte des Altans

faßte Sebastian den Entschluß, sich nie der Gefahr auszusetzen, das Heiligste und Unheiligste auf eine so leichtsinnige Weise zu mischen; und sich nie anders als mit einem stillen und gesammelten Gemüthe und mit frommen, der Handlung angemessenen Gedanken der Verehrung des Höchsten zu nahn. Diesem Vorsatze ist er sein ganzes Leben hindurch unverbrüchlich treu geblieben, und ich kann mit Ueberzeugung sagen, daß die gesegneten Folgen seiner Amtsführung mit dieser frommen Behandlung seines Berufs auf das engste zusammenhingen.

* * *

Ich will hier gleich noch Einiges hinzusetzen, was mir aus Sebastians Gesprächen über seinen Beruf im Gedächtniß geblieben ist. „Der Kern und Mittelpunkt des protestantischen Gottesdienstes, pflegte er zu sagen, ist die erbauliche Lehre oder die Erbauung durch die Lehre, und die Gnadenmittel unsrer Kirche nehmen ihre Kraft nur aus der mit ihnen verbundenen, durch göttlichen Segen befruchteten Lehre her. Ist es nun wohl ein Wunder, wenn die Gottesfurcht schwindet, und die göttliche Kraft des Christenthums sich zu mindern scheint, wo die Lehrer ihrer Pflicht uneingedenk, ohne lebendigen Glauben, ohne Liebe und ohne Freudigkeit predigen? Den Glauben, das heißt, die innere Ueberzeugung von der Wahrheit, kann nur der geben, der ihn selbst hat. Nun ist aber die Wahrheit, die der Prediger den Menschen zu verkündigen berufen ist, so hoch und herrlich, sie ist so sicher in die geheimsten Tiefen des

Gemüths gelegt, und führt endlich mit solcher Zuverlässigkeit durch die Klippen des Lebens dem Himmel zu, daß es kaum zu denken ist, wie ein Prediger nicht davon sollte ergriffen werden. Ist er es aber, und hat er jene Tiefen, so weit es menschliche Kraft vermag, mit Eifer und Einsicht durchforscht, so wird auch seine Lehre Früchte tragen. Nur darf keiner hoffen zu ernten, wenn er nicht sät. Die Freude an der grünenden Saat und an dem Reichthum der Ernte blüht nur aus Furchen auf, die der Ackermann tief in die Erde gedrückt und mit seinem Schweiße benetzt hat."

Zu einer andern Zeit sagte er: „Ehedem habe er wohl in der Meinung gestanden, daß der Prediger vorzüglich auf das Gefühl und die Einbildungskraft wirken müsse; aber die Bemerkungen meines Vaters und seine eignen Erfahrungen hätten ihn eines Bessern belehrt. Klarheit der Einsicht und gründliche Belehrung sey immer das Erste; ohne diese sey das leicht erweckte Gefühl wie ein Blumenduft, den die Lüfte eben so schnell herbeiführten als verwehten, während die Erkenntniß dem gesunden Saamen gleiche, der, wo er hinfällt, Wurzeln treibt und ein neues Leben erzeugt. Erst wenn für Jenes gesorgt sey, habe auch die Belebung des Gefühls einen Werth. Das Gefühl sey dem Regen vergleichbar, der den Boden erweiche, und den Schooß der Erde empfänglich mache; aber der Regen allein befruchte den Acker nicht, und wenn er sich allzu reichlich ergösse, verwandle er das Fruchtfeld in einen

todten Sumpf, das nur Unkraut und giftiges Gewürm erzeuge. Mit jenem Irrthume verwandt sey der, daß sich der Prediger nur mit reinhimmlischen Dingen, mit der Natur des göttlichen Wesens, mit den geheimnißvollen Wirkungen der Gnadenmittel, dem Wunder der Erlösung, dem Zustande nach dem Tode, und ähnlichen hohen und geheimnißvollen Dingen beschäftigen, und durch dieselben seine Zuhörer über sich selbst und die irdischen Sorgen empor heben müsse. Der Mensch sey allerdings an den Himmel gewiesen; aber wie er sich nicht einen Fuß breit erheben könne, ohne sich auf den harten Boden zu stützen und von diesem aufzuschwingen, so könne er auch nur durch den rechten Gebrauch des Irdischen zu dem Genusse des Himmlischen gelangen. Mit der ersten Nahrung an der Brust der Mutter sauge das Kind die erste Liebe ein; in dieser ersten Liebe zu den sichtbaren Eltern lerne es die Liebe des unsichtbaren Vaters im Himmel ahnden; und wie er den Beifall seines leiblichen Vaters durch Tugend und Tüchtigkeit in seinen Arbeiten gewinne, so fühle er sich auch dem unsichtbaren durch Tugend und Tüchtigkeit näher gebracht. Als der Mensch aus dem Paradiese vertrieben worden, habe Gott ihm auferlegt, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu gewinnen; und so müsse auch der Himmel gewonnen werden durch anhaltende Anstrengung, treue Erfüllung jeder Pflicht, weisen Gebrauch der Zeit, und durch fromme Ergebenheit in die Opfer und Leiden, die uns der göttliche Wille auferlegt; nicht aber müsse

man ihn erschwingen wollen auf den Flügeln bequemer Träumerei, und durch ein üppiges Schwelgen in hochmüthigen Phantasien, die man etwa gar zu dem Range himmlischer Erleuchtungen erheben wolle. Der Weg zum Himmel werde also durch Arbeit gebahnt, nicht durch Müssiggang, von dem die Schrift vielmehr sage, daß er der Anfang des Lasters sey. Beten sey das Bedürfniß eines frommen und liebenden Herzens; aber das Beten an die Stelle der Arbeit setzen, und mit Vernachlässigung andrer Pflichten, ein Geschäft des Lebens daraus machen, sey eine Verkehrtheit, die weit entfernt die Gottesfurcht zu befördern, sie vielmehr in ihren Wurzeln zerstöre. Der fromme Mensch richte in allen seinen Handlungen sein innres Aug auf Gott, und mache dadurch sein ganzes Leben zum Gebet; und man könne mit Zuversicht glauben, daß das Aug Gottes mit größerem Wohlgefallen auf dem Sämanne ruhe, der beim Auswerfen des Saamens mit dem Blicke zum Himmel denkt: Gott gebe seinen Segen dazu! als auf dem Mönch, der von Mitternacht bis zum Morgen, und vom Morgen bis zum Abend eine vorgeschriebene Anzahl von Gebeten pflichtmäßig und ohne Erhebung liest und absingt. —

Diesen Grundsätzen war es angemessen, daß Sebastian in seinen Predigten vor allen Dingen nach Klarheit und Verständlichkeit strebte. Immer sprach er mit der Innigkeit, welche die Ueberzeugung gibt, oft mit Beredsamkeit und Feuer, immer aber hielt er sich fern von Schwulst und Schwärmerei. Seine

Worte waren einfach, aber ihr Sinn tief und ergreifend. Voll des hohen Berufs die frohe Botschaft der Liebe Gottes unter den Menschen zu verkündigen, die Gewissen zu erwecken, das Gute zu befördern, das Böse zu bekämpfen, die Leidenden zu trösten, die Schwachen aufzumuntern, die Frevler zu schrecken, betrat er die Kanzel jedesmal mit bewegtem Gemüth. Niemand konnte ihn hören, ohne überzeugt zu werden, daß das, was er sagte, aus der Tiefe und Fülle seiner Ueberzeugung käme, und daß ihm daran läge, diese frohe und fromme Ueberzeugung auch Andern mitzutheilen. In diesem Bestreben vorzüglich, das sich in Worten, Ton und Haltung zeigte, lag die Kraft seiner Rede, die auch den Ungebildeten ergriff, nicht in äußerm weltlichen Schmuck, oder in prunkendem Bilderkram und eitelm Blumenwerke, womit wohl Mancher seine Rede bestreut, und meint, er mache es gut. — Auch hierinne stimmte seine Lehrart mit der Gesinnung meines Vaters zusammen, welcher oft sagte: Es sey ihm nicht leicht etwas mehr zuwider, als der Prunk, den manche Prediger mit schönen Worten, neumodigen Wendungen, dichterischen Redensarten und allerlei Wortspiel trieben. Meist wären es zusammengebettelte Flicken, die von Fern blendeten, aber die innre Blöße und Armseligkeit der Gedanken schlecht bedeckten. Wenn es aber auch vielleicht von besserem Gehalte sey, so sey doch die Schönrednerei ohne einen tüchtigen Grund und Gediegenheit der Gedanken ein ganz eitles und weltliches Treiben,

das weder Gottesdienst, noch christlicher Unterricht zu heißen verdiene. Denn d e r diene doch Gott gewiß nicht, der seiner eignen armseligen Eitelkeit fröhne, und unbekümmert um die Früchte seiner Rede, nur auf die Bewunderung seiner Zuhörer aus sey. Solche Wortdrechsler und Schönredner kämen ihm vor, wie ein Sämann, der, statt guter Körner, bunte Kiesel oder taube Blüthen auf den Acker streue, und sich dann doch wundre, daß sein Feld nur Dornen und Disteln trage. Solcher Tand verhärte das Herz und schwelle es mit dem Dunste der Eitelkeit auf; ein lebendiger Glaube könne daraus nicht hervorgehn. —

Es war nun ganz vorzüglich das Streben nach Klarheit und Einfachheit, um dessentwillen er seine Predigten sorgfältig ausarbeitete, und das, was er darinne ausstrich und verwarf, war meistentheils solcher Schmuck, den wohl Mancher als eine besondre Zierde seiner Rede aufgelesen hätte. Einen Gedanken zu erweitern und aufzuschwellen fand er nicht schwer, aber ihn abzukürzen und zusammenzuziehn; und er meinte, daß so wie Sparsamkeit mit Geld und Sachen ein Hauswesen befestige, so auch Sparsamkeit mit Worten der Gediegenheit der Gedanken zu Statten komme. Wenn ein Gewächs allzu üppig Blätter treibe, so werde nicht viel aus den Blüthen und Früchten; man müsse daher jene wegnehmen und hemmen, um diese zu gewinnen. — Als er einstmals im Drange der Geschäfte genöthigt gewesen war, bei einer Amtshandlung aus dem Stegreife zu sprechen, und ich ihm bemerkte, daß er ja seine Arbeit

sehr vermindern würde, wenn er das, was ihm nach meiner Einsicht so gut gelänge, öfters versuchte, antwortete er mir: Er habe eine Versuchung dieser Art wohl selbst schon öfter gehabt, aber ihr immer herzhaft widerstanden, weil so ein Durchbrechen der alten Gewohnheit und Vorsätze leicht weiter führe, als man anfänglich gemeint habe. Dann *erzählte* er mir eine Geschichte, die ihm jedesmal *in* den Sinn komme, wenn ihn die Lust anwandle, es sich bequemer zu machen. Jacob Andreä, sagte er, ein um die Kirchenverbesserung hoch verdienter Mann, hatte einstmals auf dem Lande, ich denke es war in einem Gesundbrunnen des Herzogthums Würtemberg, vor einer Dorfgemeinde gepredigt. Nach gehaltener Predigt fragte er seinen Sohn, welcher dabei gegenwärtig gewesen, und auch ein großer Gottesgelehrter war, was er davon urtheile; und als dieser, vielleicht nur aus Ehrfurcht vor seinem Vater, lobend davon sprach, sagte Andreä fast zürnend: Wie? schämst du dich nicht auf diese Weise zu urtheilen? Hast du nicht meine Angst wahrgenommen, und mit welcher Ungewißheit und Verlegenheit ich gesprochen habe? Ich, ein Doktor der Gottesgelahrtheit, der so vielen Synoden beigewohnt, und vor so vielen und großen Männern gesprochen habe, bin einer Ohnmacht nie näher gewesen als heute vor dieser Gemeinde von Landleuten. So sehr hatte mich die göttliche Gnade verlassen, weil ich diesen geringen Haufen verachtete, und mir einbildete, daß es bei ihm keiner besondern Vorbereitung bedürfe. Laß

dich dieses Beispiel belehren. Predige nie vor der Gemeinde Christi, wie arm und niedrig sie auch sey, ohne vorhergehendes Nachdenken und frommes Gebet. Stets verrichte dein Amt mit Vorsicht und Sammlung. Sonst wirst du für das verletzte Heiligthum büßen, wie es mir beinah ergangen wäre.

Und diese Geschichte, setzte Sebastian hinzu, hat einen solchen Eindruck in mir zurückgelassen, daß es mir immer ist, als spräche der fromme Andreä zu mir, und richte seine warnende Lehre an mich. Diese Lehre soll bei mir nicht verloren seyn.

* * *

Nachdem wir unsre ersten Einrichtungen getroffen hatten, mußten wir an die Besuche in der Nachbarschaft denken, mehr um nicht gegen den Gebrauch anzustoßen, als aus Verlangen nach neuen Gegenständen und ausgedehnteren Bekanntschaften. Ich war zu glücklich, um ein Bedürfniß dieser Art zu fühlen, und je mehr ich in meinem Hause Befriedigung meiner Wünsche fand, desto weniger zog mich das Fremde und Unbekannte an. Unsre Nachbarn waren mir alle ganz fremd; ich kannte sie kaum dem Namen nach; und auch Sebastian hatte Näheres nur von den Wenigsten gehört. Mehrere dieser Besuche haben keinen Eindruck bei mir zurückgelassen. Sie wurden als Cerimoniensache empfangen und wiedergegeben, und führten keine anziehenden Verhältnisse herbei. Ich will also nur von denen erzählen, die mir auf die eine oder die andre Weise merk-

würdig geblieben sind, oder die späterhin auf unser Leben Einfluß gehabt haben.

Einer der letztern Art, und auf alle Weise einer der erfreulichsten, war der Besuch in der Pfarre von Erbach. Die flachen und unbedeutenden Umgebungen dieses Ortes auf der Seite nach Mainau *hin*, die an dem grauen Tage, den wir *gewählt hatten*, noch unbedeutender erschienen, hatten mich, ich weiß nicht wie, etwas trübe gestimmt, und ich erwartete nichts anders als einen recht langweiligen Nachmittag. Beim Eintritte in den Ort selbst fanden wir diesen weit besser als seine Umgebungen. Ein gewisser Anstrich von Ordnung, ja von Wohlhabenheit herrscht durch das Dorf. Die Häuser sind meist in gutem Stande erhalten, die Vorplätze reinlich und häufig mit kleinen Gärten verziert, die Fensterscheiben wohl gewaschen, und die Menschen, die heraussahen, grüßten uns mit hellen und freundlichen Augen. Wir fragten nach dem Wege in die Pfarre, und ein junges blühendes Weib mit einem Kinde auf dem Arm und einem andern an der Hand geleitete uns. Ein freier Platz öffnet sich zur Seite nach der Kirche hin, mit einem Brunnen und hohen Linden geschmückt, zwischen denen uns die Pfarrwohnung gar freundlich anlächelte, deren Eingang eine Laube von Geißblatt wie ein Kranz umzog. Zu beiden Seiten derselben waren Bänke befestigt, auf deren Einer zwei Töchter des Hauses saßen, die eine strickend, die andre nähend, und ein kleines Mädchen saß vor ihnen auf einer Fußbank, und schien,

ebenfalls strickend, einer Erzählung zuzuhören. Bei unsrer Annäherung standen die Kinder von ihren Sitzen auf, kamen uns einige Schritte entgegen und bewillkommten uns. Die älteste, etwa ein Kind von dreizehn Jahren, erbot sich uns zu ihren Eltern zu führen. Die kleinere Schwester lief einige Schritte mit, indem sie ihr einigemal leise zuflüsterte: Aber du erzählst mir doch die Geschichte 'naus? und als ihr diese zunickte, lief sie zurück, faßte das kleine Mädchen unsrer Führerin bei der Hand, und zog sie zu sich auf den Fußtritt nieder, während die Mutter Platz neben der zweiten Schwester nahm, die ihre Arbeit nicht einen Augenblick unterbrochen hatte. Das bescheidene und ruhige Wesen dieser Kinder, ihre natürliche Höflichkeit, die Reinlichkeit ihres höchst einfachen Anzugs — Alles das machte den angenehmsten Eindruck auf mich, und ließ mich in diesem Hause das erwarten, was ich wirklich darinne fand. Wir folgten unsrer kleinen Führerin durch das Vorhaus, wo sie, ohne sich aufzuhalten, einiges kleine Geräth, das im Wege stehen geblieben war, zur Seite schob, in den reinlichen, wohlgeordneten Hausgarten, wo sie uns ihre Eltern in einer Laube zeigte, und sich dann mit einer freundlichen Verbeugung wieder zurückbegab. Die Pfarrin saß mit einem Säugling an der Brust; ihr Mann neben ihr mit einem Buche in der Hand, aus dem er vorlas. Bei unserm Anblicke legte er das Buch zur Seite, und kam uns entgegen; die Frau aber, die sich auch zum Aufstehen anschickte, hielt ich auf

ihrem Sitze zurück, indem ich ohne Umstände Platz neben ihr nahm. Ihr mütterliches Herz gewann ich sogleich, da ich von ihren allerliebsten Kindern sprach, und wir waren schnell im Zuge des Gesprächs. Ich verbarg ihr den Eindruck nicht, den die Umgebungen des Ortes auf mich gemacht hatten, daß aber der Ort selbst diesen Eindruck schnell wieder ausgelöscht habe. Die Gegend von Mainau, antwortete sie, ist freilich viel schöner als die unsrige; aber man muß schon zufrieden seyn, wie es der Himmel gemacht hat. Ich bin hier in Erbach geboren und erzogen; mein seliger Vater hat der Gemeinde vierzig Jahre lang vorgestanden; es ist kein Plätzchen rund umher, das ich nicht kenne, und das mir nicht Etwas aus meinen Kinderjahren und meiner Jugendzeit zu sagen hätte. Und am Ende ist doch bei einer jeden Sache das Beste das, was man dabei denkt und fühlt. — Mit gleicher Einfachheit und Klarheit sprach sie auch über andre Gegenstände. Ob sie gleich das Land nie verlassen hatte, so war sie doch nicht unbekannt mit der Welt, und die Art ihrer Bildung, in welcher das Schlichte, Geordnete und Verständige vorherrschend war, legte von der Erziehung, die sie im väterlichen Hause genossen hatte, das vortheilhafteste Zeugniß ab. „Mein erster Freund, sagte sie einstmals zu mir, war mein Vater. Er ist auch mein einziger Lehrer gewesen, bis ich heirathete. Da nahm ihm mein Mann dieses Geschäft ab, der eben so lehrhaft, so freundlich und nachsichtig ist, wie mein seliger Vater war.“ — Auf dieselbe Weise aber, wie

sie erzogen worden war, erzog sie jetzt ihre Töchter, anspruchlos und fromm; und wie sie selbst das Glück ihres Mannes gemacht hat, so sind auch ihre Töchter die Frauen wackrer Männer, und glückliche Mütter geworden.

So wie uns Frauen bald wohl zusammen war, so auch den Männern. Nach der ersten Begrüßung waren sie gleich im Gespräch, und nach kurzer Zeit gingen sie, wie alte Freunde, Arm in Arm den Garten auf und ab. Wie man oft wahrnimmt, daß Menschen, die sich im Innern gleichen, diese Aehnlichkeit auch durch ihr Aeußeres ankündigen, so war es auch bey diesen Männern. Beide waren von stattlichem Wuchse, ihr Gang fest und abgemessen, ihre Bewegungen kräftig, aber ohne Heftigkeit, und auf ihren Mienen ruhte, bei aller übrigen Verschiedenheit der Züge, eine Heiterkeit, die den innern Frieden ihrer Seele verkündigte. Sehr bald wurden sie mit Freuden inne, wie sehr ihre Gesinnungen in den wesentlichsten Dingen, in der Ansicht ihres Berufs, der Wichtigkeit ihres Amtes, dem Zweck und Ziel ihrer Lehren, und der gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten zusammenstimmten. Beide hatten sich diesem Berufe aus inniger Liebe gewidmet, beide fanden in ihm ihr Glück, beide waren endlich in gesittete, fromme Gemeinden eingetreten, deren langbegründete Gewohnheiten ihren Wünschen wohlwollend entgegenkamen. — Unsre beiderseitigen Vorfahren, sagte der Pfarrer von Erbach, waren eine Reihe von Jahren hindurch und bis an ihren Tod

die vertrautesten Freunde. Auf Einer Schule, auf Einer Universität gebildet, hatten sie dieselben Lehrer gehabt, und nach Vollendung ihrer Studien traf es sich, daß sie, nach einer Trennung von wenigen Jahren, fast um dieselbe Zeit in diese Nachbargemeinden berufen wurden. Hier setzten sie die vormalige Freundschaft fort, und indem sie sich *ihre* Erfahrungen und Ansichten mittheilten, erweckten sie gegenseitig ihren schönen und redlichen Eifer, und genossen die segenreichen Folgen desselben mit gemeinsamer Freude. Ich habe das Glück gehabt, setzte er hinzu, diese beiden würdigen Männer zu kennen, von ihnen zu lernen, und mich an ihrem Beispiel zu stärken. Der Eine wurde mein zweiter Vater. Er hat mir seine einzige Tochter, sein Amt, und mit beidem den Wunsch und Vorsatz hinterlassen, das, was er begonnen hatte, fortzusetzen, und die Spuren zu verfolgen, die ich überall auf meinem Wege eingedrückt sehe. Noch fehlt mir Eines — daß ich auch unter meinen Amtsbrüdern einen Freund finde, wie er hatte. — Indem der Pfarrer so sprach, begegneten sich die Blicke der beiden Männer und zugleich ihre Hände, und sich gegenseitig fassend, sagten sie fast zu gleicher Zeit: Wenn es Gottes Wille wäre, daß wir das Beispiel unsrer Vorfahren erneuerten! — und bei diesen Worten fielen sie einander an die Brust, und der Bund war geschlossen, der eine Reihe von Jahren hindurch bis zu dem Tode meines Mannes, der zuerst von hinnen schied, ohne Wechsel und Wandel bestanden hat.

Von diesem Tag an lebten wir zusammen als Nachbarn, und wie verschwisterte Familien. Wir besuchten uns, so oft es die Umstände verstatteten, und unterstützten uns gegenseitig in Freud und Leid. Bisweilen tauschten wir unsre Kinder gegen einander aus, und es war uns eine große Freude, unsre Liebe auf jene fortgehn zu sehn. Was jene theuern Freunde an Jahren und Erfahrung vor uns voraus hatten, kam uns zu gut; denn sie theilten uns gern und ohne Zurückhaltung die Schätze ihrer bessern Einsichten mit. Ich habe wohl oft geirrt; daß es aber nicht häufiger geschehn ist, verdanke ich am meisten dem Rath und Beispiel meiner guten Amalie, die mir, so viele Jahre hindurch, wie eine ältere Schwester, oder wie ein treuer Schutzgeist der Liebe und Freundschaft zur Seite gestanden hat.

* * *

Der nächste Besuch, den wir zu machen hatten, war bei dem Special der Diöces. Wie ganz anders hier Alles! Wir hatten auf den Rath unsrer Erbacher Freunde einen Boten vorausgeschickt, und wurden in der aufgeputzten Besuchstube von dem Ehepaare erwartet, dessen äußre Verschiedenheit auffallend war. Er, ein kleiner, wohlbeleibter Mann mit rothen herabhängenden Backen, breitem Munde und struppigen Augenbraunen, unter denen schwarze Augen voll unruhigen Feuers blitzten; sie, lang und mager mit durchdringenden grauen Augen, die sich nah an die scharfkantige, starkgebogene Nase drängten; er, lebhaft und derb; sie, unendlich ceremoniös,

mit einer Anmaßung von vornehmem Weltton, der sie aus frühern Verhältnissen — sie hatte als Kammerjungfer bei einer Hofdame gestanden — auf das Land begleitet hatte. Sie war die dritte Frau des Specials, und, wie es schien, keine milde Stiefmutter. Nachdem wir an dem aufgedeckten, mit Silber und Porzellan überflüssig ausgeschmückten Kaffeetische Platz genommen hatten, bedienten uns die beiden Töchter der ersten Ehe, blasse, schüchterne Mädchen, die bei jeder Bewegung ängstlich nach den Blikken ihrer ernsten Stiefmutter schielten. Auch nahmen die Befehle, der Tadel, die Zurechtweisungen kein Ende, und an jeden Verweis wurden Entschuldigungen über schlechte Bewirthung, bisweilen auch strafende Klagen über verzogne Kinder angeknüpft. Ich hatte herzliches Mitleiden mit den armen Mädchen, die einmal über das andre errötheten, um desto mehr, da den eignen Kindern der Frau Specialin aller Willen gelassen schien. Da diese unaufhörlich hin und herliefen, die Thüren schlugen, bald dieses, bald jenes von ihrer Mutter forderten, sich gegenseitig verklagten, was ihnen beliebte, vom Tische nahmen, und, wenn es die Mutter verwehren wollte, mit ihrem Raube davon liefen, so konnte ein zusammenhängendes Gespräch nicht aufkommen, und ich hatte Zeit auf das zu hören, das der Special mit Sebastian führte. Lieber hätte ich auf dieses nicht gehört. Daß der Mann über die mannichfaltigen Lasten seines Amtes klagte, hätte ihm verziehen werden können; aber daß er den geistlichen Stand überhaupt als-

den mühseligsten und freudenlosesten schilderte; daß er sich vermaß, keiner seiner Söhne solle geistlich studiren; daß er von der Würde seines Berufs gar keine Ahndung zu haben schien, das empörte mich, und Sebastian sah bei dem unerbaulichen Gespräche ganz trübsinnig aus. Da dieser in seine allgemeinen Klagen nicht einging, fing er an mit Heftigkeit auf seine Gemeinde zu schelten, und sein Loos vornemlich darum zu beklagen, weil er seine besten Kräfte unter einer solchen Heerde schlechten Volkes vergeuden müsse. „Und wenn ein Engel vom Himmel käme, sagte er, und ihnen predigte, sie hörten ihn doch nicht. Fahr ich ihnen nicht jeden Sonntag mit Gottes Wort auf den Kopf; aber was hilft's? In der Schenke lachen sie über meine Strafpredigten, und spotten über die Hölle, die ich ihnen vormahle; betrügen mich, wo sie nur können, um den Zehnten, bestehlen mir den Garten, und verkürzen mich bei den Stolgebühren. Und selbst das Gesinde hilft den Dieben. So unermüdlich meine Frau in der Wirthschaft ist — sie hat, so wahr ich lebe, Falkenaugen — und so streng ich selbst hinter den Leuten her bin, so haben wir doch nie einen Knecht oder eine Magd, die uns nicht etwas veruntreut hätte. Und daß mir nur Eines etwas zu Liebe thäte! Gott bewahre! Alles muß bezahlt, auf den Kopf muß Alles bezahlt werden." — So ging es noch eine gute Weile fort, als er hinausgerufen wurde. Wir hörten den Ton einer bittenden Stimme; die Worte selbst konnten wir nicht verstehn; desto vernemlicher aber klang die Antwort

des Specials herein: „Nein, nicht einen rothen Heller erlaß ich Euch. — Ja, wenn es betteln gilt, könnt Ihr schon demüthig seyn! Im Wirthshause habt Ihr immer Geld voll auf; aber, wenn etwas auf den Altar gelegt werden, wenn der Priester sein sauer erworbenes, kärgliches Opfer bekommen soll, da sind alle Taschen leer. Mit Einem Worte, Ihr bezahlt, was Eure Schuldigkeit ist, oder Ihr mögt sehn, wer Eure Mutter begräbt.“ —

Mit diesen Worten kehrte er zu uns zurück und warf die Thür hinter sich zu; und wie er einmal im Zorn war, so ergossen sich seine Klagen mit noch größerer Heftigkeit als zuvor. Er beschwor meinen Mann, nie den Bauern zu glauben, wenn sie Etwas erlassen haben wollten; nie einem unzeitigen Mitleiden Gehör zu geben, sondern auf das herkömmliche Recht zu halten, wenn auch nicht um seinet=, doch um der Nachfolger willen. „Ich fürchte, setzte er hinzu, daß Ihr Vorfahr, der es mit seiner Weichmüthigkeit auch zu nichts hat bringen können, die Einkünfte Ihrer Stelle schon ansehnlich heruntergebracht hat.“

Mein Mann war dieser Unterhaltung längst überdrüssig, und da er am wenigsten Lust hatte, den Tadel seines Vorgängers, für den er die größte Verehrung fühlte, anzuhören, brach er schnell auf. Der Abschied war noch kälter als der Empfang; der Mann noch aufgeblasener, die Frau noch vornehmer. Sie mochten glauben, für einen ihnen untergeordneten Pfarrer jetzt genug, ja, zu viel gethan zu haben;

oder sie mochten uns ihres Wohlwollens unwürdig finden, da weder mein Mann auf die Ansichten seines Vorgesetzten, noch ich auf die umständlichen Ceremonien der Frau Specialin eingegangen war. Uns wurde erst wohl, als wir das Haus im Rücken hatten; aber noch in einiger Ferne hörten wir die gellende Stimme der Specialin, mit einigen Donnerschlägen der Stimme ihres Mannes gemischt, die wahrscheinlich jetzt an den ältesten Töchtern jedes Versehn, das sie in ihrer Bedienung begangen hatten, gemeinschaftlich mit unerbittlicher Strenge rügten. — —

Die Erfahrungen, die ich bei fortgesetzter Bekanntschaft mit den Predigerfamilien unsrer Nachbarschaft eingesammelt habe, haben immer mehr die Ueberzeugung in mir befestigt, daß die Sitten und Gesinnungen der Landleute mit denen ihrer Prediger auf das engste zusammenhängen. Zwar würde es höchst ungerecht seyn, den Prediger für alles Böse, das in seiner Gemeinde geschieht, verantwortlich zu machen; aber von dem Guten, was in ihr aufblüht, darf er sich Vieles zurechnen; und auch das Böse, das nicht geschieht, ist meist sein Verdienst. Ihm ist das Größte und Wichtigste anvertraut. Die weltliche Obrigkeit wirkt mehr durch die Furcht; der Geistliche hat das Herz der Gemeinde in seiner Hand. Nach der gemeinen und herkömmlichen Ansicht hängt die weltliche Ordnung allzu eng mit dem Vortheile der Regierenden zusammen, und die Forderungen, welche diese machen, gehen allzusehr auf das Irdische, als

daß sie großes Vertrauen einflößen sollten; daher sich in dem Hintergrunde der Furcht ganz gewöhnlich eine geheime Neigung zum Widerstande, oder doch ein Wunsch jene Forderungen umgehen zu können, erzeugt. Die göttliche Ordnung der Welt hingegen, deren Lehrer und Verkündiger der Prediger ist, hat mit dem Eigennutze nichts gemein, und indem sie ihre Forderungen nur an das Gemüth richtet, weckt sie das Gefühl der sittlichen Freiheit, das Höchste und Heiligste, was ein menschliches Herz bewegen kann. In allen nicht ganz verwilderten Menschen — und dieser sind immer nur wenige — ist eine Sehnsucht nach dem göttlichen Worte und der Offenbarung desselben, die dem Menschen als ein inneres Licht auf seiner irdischen Wallfahrt verliehen ist; und sie finden sich gern da ein, wo es ihnen in seiner hohen Einfalt mit lebendigem Gefühl und Glauben verkündigt wird. Das Vertrauen der Gemeinde kömmt in den allermeisten Fällen dem Prediger entgegen; er muß es nur zu erhalten und zu nähren wissen. Dieses geschieht aber, wenn sein Leben mit seiner Lehre zusammenstimmt, wenn er seinen Beruf mit Eifer und Treue erfüllt, wenn er kein Opfer scheut, das seine heiligen Pflichten fordern, wenn er Liebe übt in seinem Hause und gegen die Seinigen, gegen seine Gemeinde und gegen alle Menschen. Ich weiß wohl, daß es Prediger gibt, welche sagen: Ich lehre recht; was geht Euch das Uebrige an? — aber diese Gesinnung ist eben so irrig, als sie unchristlich ist. Wenn bei jeder Art des Unterrichts nicht bloß das

Wort des Lehrers, sondern sein ganzes Wesen, seine Sitten und sein Gemüth wirkt, wie sollte die Eigenthümlichkeit des Lehrers gerade bei dem Unterrichte weniger beachtungswerth seyn, der im Gemüthe empfangen, das Gemüth des Zuhörers zum Kampfe stärken, und mit dem Saamen guter Thaten erfüllen soll? — Der Geistliche, dessen Leben mit seiner Lehre im Widerspruche steht, rottet mit der einen Hand aus, was er mit der andern gepflanzt hat. Der Lehrer einer gemeinen Kunst oder Wissenschaft, welcher gegen die Vorschriften sündigt, die er seinen Zuhörern und Schülern gibt, wird ohne Zweifel verlacht; der Geistliche wird verachtet, und diese Verachtung geht nur allzu leicht auf seine Lehre über. Wo gäb' es aber eine schwerere Schuld, als auf solche Weise das Ehrwürdigste herabzuwürdigen? oder wie möchte man sich wundern, wenn da, wo das Gute freventlich niedergetreten wird, das Unkraut widerlich wuchert? Wie soll der Laie die Versuchung zum Bösen bekämpfen, wenn ihr der Prediger der Enthaltsamkeit unterliegt? Wie soll jener den Sinn auf das Unsichtbare richten, wenn sein Führer dahin nur an dem Irdischen haftet, nach Genusse geizt, und die Mittel des Genusses auf alle Weise zusammenrafft? Der Geistliche, der in seinem Amte und den Verrichtungen desselben nur ein Mittel des Erwerbes sieht, steigt dadurch von seiner höhern Stufe in das Gebiet des Handwerkers herab; und wenn er die Gebühr mit Strenge beitreibt, so wird diese Strenge desto verhaßter, da er der Prediger der Milde und

Barmherzigkeit ist. Es ist also auch gar nicht genug, daß ein Prediger die öffentlichen Geschäfte seines Amtes mit Gewissenhaftigkeit und Anstand verrichte; er muß der Freund seiner Gemeinde, ihr Rathgeber und Muster seyn; an ihm und seinem Thun müssen sie erkennen, daß die Gebote der Religion für Menschen ausführbar sind, und daß ihre Erfüllung Friede und Freudigkeit schafft. Darum scheint es auch fast nothwendig, daß ein Prediger verheirathet sey. Nicht nur wird der Verheirathete ein größeres Vertrauen genießen, sondern er wird auch in dem, was die Quelle aller weltlichen Ordnung und die Schule der Tugend ist, in dem Ehestande und seinen häuslichen Verhältnissen, Muster und Beispiel seyn können. Wo in dem Pfarrhause Friede und Eintracht, Mäßigkeit und Ordnung, Wohlwollen und Arbeitsamkeit herrscht, Jedes das Seinige mit stillem Ernste thut, die Eltern ihre Kinder mit Eifer und Liebe zum Guten führen, die Kinder den Eltern mit Freudigkeit gehorchen — da ist gar kein Zweifel, daß sich die guten Ehen in der Gemeinde vermehren, der Ehestand selbst an Achtung gewinnen, und so die häuslichen und bürgerlichen Tugenden gedeihen werden. Mit Recht hat man gesagt, daß die Geistlichen das Salz der Erde sind, und überall wird sich die Wahrheit dieses Ausspruches bewähren, wo sie, getrieben von dem Geist ihres Berufes, die Lehre Christi durch Wort und That kund thun. Die Erfüllung dieses Berufes ist schwer, aber sie hat ihren Lohn in sich; und ihr schönster Lohn ist ohne Zweifel die Wahrneh-

mung des guten Geistes und rechtlichen Sinnes einer frommen Gemeinde.

In jedem Stande und jedem Verhältnisse ist die Freude an dem Beruf die erste Bedingung zur Zufriedenheit. Der Geistliche kann davon keine Ausnahme machen, ja, er bedarf ihrer mehr, als die meisten andern, um in der Einsamkeit des Landlebens den Mangel an Anregung und Unterhaltung zu vergessen, den der Aufenthalt in den Städten bietet. Die Klage über diesen Mangel war bei den jüngern Predigern unsrer Bekanntschaft eine unversiegliche Quelle der Unzufriedenheit; aber leider kam sie gar nicht immer aus einem wahren Bedürfnisse einer bessern und edlern Unterhaltung, oder aus einem lebendigen Streben nach höherer Bildung; sondern sie war bei Einigen die Quelle des Dünkels, der ihnen ihren Wirkungskreis zu unbedeutend vorstellte; bei Andern der Ausbruch eines ganz gemeinen Verlangens nach den alltäglichsten Zerstreuungen des städtischen Lebens. Diese jammernden Verächter des Landlebens waren auch meistentheils die schlechtesten Seelsorger und die nachlässigsten in ihrem Beruf. Ein junger Landpfarrer, der uns einstmals besuchte, sagte ganz unverholen, er sehe seine jetzige Stelle wie ein Exil an, und mache sich sein Amt, wie eine Sache der Noth, so leicht als möglich. Dieser junge, leichtsinnige Mann hatte sich frühzeitig versprochen, und dann, um heirathen zu können, das Amt erstürmt, das er jetzt mit so großer Geringschätzung behandelte. Seine Frau, die jung und hübsch, aber ganz unge-

bildet, und in dem Genusse aller städtischen Eitelkeit erwachsen war, haßte das Land noch mehr als ihr Mann, und gab ihre Verachtung der Landleute mit der größten Unbesonnenheit durch ihr Betragen, ihre auffallende Kleidung und ihre Reden kund. Da sie sich nicht die geringste Mühe gab, ihrer Lage gewohnt zu werden, sondern vielmehr jede Gelegenheit ergriff, ihre thörichte Anhänglichkeit an die Stadt in dem Genusse der eitelsten Zerstreuungen zu nähren, so wurde sie selbst immer unglücklicher, und zog ihrem Manne, der sich ohne sie doch wohl in seine Lage gefunden hätte, den Haß der Gemeinde zu. So geschah es denn, daß kleine Anstöße, die bei einer andern Stimmung mit leichter Mühe hätten weggeräumt werden können, zu öffentlichen Streitigkeiten erwuchsen, gegenseitige Klagen erhoben, Verdruß von allen Seiten erregt wurde; so daß endlich die immer steigende Erbitterung eine Versetzung nach sich zog, die keine Verbesserung war. Unter diesen Verhältnissen war auch die Eintracht des Ehepaars und ihr ganzes Hauswesen durchaus zerrüttet worden. Gläubiger stürmten das Haus; oft war von Scheidung die Rede; die Kinder verwilderten. Die älteste Tochter, ein funfzehnjähriges Mädchen, entlief ihren Eltern mit einem liederlichen Burschen; ein Sohn wurde von der Schule verwiesen und ließ sich anwerben; zwei andre gaben keine erfreulichern Hoffnungen. Was aus ihnen geworden, ist mir unbekannt. — Leider aber ist dieses Beispiel eines verfehlten oder verabsäumten Berufs, und der unseligen

Folgen, die aus der Gewissenlosigkeit entspringen, keineswegs das einzige, das mir bekannt wurden ist.

* * *

Die Freude meines Sebastian an seinem Amte wurde immer lebendiger, je mehr er mit den einzelnen Gliedern seiner Gemeinde bekannt wurde. „Ein Lehrer weltlicher Wissenschaft, pflegte er zu sagen, kann nicht auf die rechte Weise lehren, wenn er nicht weiß, was jedem seiner Schüler insbesondere, und ihrer Gesammtheit Noth thut; und ein Prediger des göttlichen Worts wird nur dann recht eindringlich sprechen können, wenn er die Tugenden und Mängel, die Gesinnungen und Neigungen seiner Gemeinde kennt. So wichtig die Predigt und jede öffentliche Amtshandlung ist, so ist sie doch gar nicht das Einzige, worauf sich ein gewissenhafter Prediger beschränken darf. Er muß der Freund seiner Gemeinde seyn; er muß rathen, warnen, trösten, ermuntern und abschrecken, nicht bloß von der Kanzel herab — welcher die Beziehung auf das Einzelne fremd bleiben muß — auch nicht im Beichtstuhl allein, der doch nur durch die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten eines Jeden wahrhaft nützlich werden kann, oder endlich am Krankenbette, sondern bei jeder schicklichen Gelegenheit. Es gibt wenige Menschen, die nicht das Bedürfniß der Mittheilung fühlen; den Meisten ist es erfreulich über Gegenstände der Religion zu sprechen; Alle leihen dem, der ihnen verständige und milde Belehrung bietet, willig ihr Ohr. Und diese Belehrung wirkt eben, weil sie zufällig ist, und

an die eigenthümlichsten Verhältnisse geknüpft wird, weit kräftiger und schlägt tiefere Wurzeln, als die öffentliche bei ihrer größern Allgemeinheit thun kann. Der Landmann, der in dem gewöhnlichen Gange seines Lebens wenige Anreizungen zum Nachdenken hat, da die Gewohnheit bei weitem das *Meiste* in seinem Thun bestimmt, findet doch auch, so gut wie Andre, Freude daran, wenn es Einmal geweckt und auf Gegenstände, die in dem Kreise seiner Fassung liegen, gerichtet ist. Was kann es aber für ein heiligeres Geschäft geben, als den Menschen aus seiner dumpfen Beschränktheit zu ziehn, ihn zu veranlassen, daß er sein Haupt über die Scholle erhebe, und das, was ihm nah liegt, mit Verstand betrachte? Und wem liegt wohl dieses Geschäft mehr ob, als dem Seelsorger, dem der Schullehrer die noch zarten Gemüther überliefert, um sie weiter hinaufzubilden zur Uebung ihrer Vernunft, die nicht das Eigenthum einzelner Menschen, nicht der Vorzug dieses oder jenes Standes, sondern als ein Allgemeingut der Menschheit überall der sorgfältigsten und gewissenhaftesten Pflege würdig ist."

Indem nun Sebastian seinem Berufe diese Ausdehnung gab, und dann jede freie Stunde dem Lesen und Studiren widmete, fühlte er nichts von dem Drucke der Langenweile, über die so viele seiner Amtsbrüder klagten, und die Mannichfaltigkeit der nothwendigen und freigewählten Geschäfte erhob ihn über das Bedürfniß andrer Zerstreuungen. „Die Menschen, sagte er bisweilen, klagen unaufhörlich

über die Kürze der Zeit, und betrüben sich, daß ihnen das Leben so kärglich zugemessen ist, und doch scheinen sie keine Kunst mit größerm Eifer zu treiben, als die Kunst ihre Zeit zu verlieren. Sie ist auch in der That für den, der sie nicht zu brauchen weiß, eine unerträgliche Bürde, und eine unermeßliche Menge von Thorheiten, ja, auch Böses und Verruchtes, entspringt aus der Begierde, diese Bürde los zu werden. Der Geist des Menschen kann sich nicht immer auf gleiche Weise anstrengen; aber mit einiger Ueberlegung findet man leicht eine Einrichtung, die durch Mannichfaltigkeit und Wechsel der Ermüdung vorzukommen weiß. Wer Lust an der Arbeit hat, dem wird sie nie zu schwer; die Lust aber erwächst aus dem Erfolge, mit dem man das Schwere belohnt sieht.“

Diese Bemerkung hatte Sebastian aus der Tiefe seiner Erfahrung geschöpft. Der leichte Verkehr mit verschiedenartigen Menschen lag nicht in seiner Natur. Eine natürliche Schüchternheit drängte ihn in sich selbst zurück; und da seine Neigung auf stilles und einsames Nachdenken gerichtet war, und er hierinne den allergrößten Genuß fand, so hätte er für seine Person jenen Verkehr lieber vermieden als aufgesucht. Aber die Erkenntniß des Nützlichen und Zweckmäßigen, und das fromme Verlangen, der erkannten Pflicht auf alle Weise Genüge zu thun, lehrte ihn seine Natur zu bekämpfen und Allen Alles zu seyn. Er gestand, daß ihm die ersten Versuche schwerer geworden, als irgend ein andrer Theil seines

Amtes; aber der gute Erfolg, den er von dieser Anstrengung zuerst bei sich selbst, und dann auch bei seiner Gemeinde sah, munterte ihn zum Beharren auf, und lohnte ihm mit desto größerer Freude, je größer seine Anstrengung gewesen war. Als die schönste Belohnung seines Eifers erkannte er die immer wachsende Liebe seiner Gemeinde zu ihm. Nicht ohne Rührung konnte man die Aufmerksamkeit und Andacht sehn, mit der sie seine Predigten anhörte, das Zudrängen zu seinen Amtsreden am Altar und Taufstein oder an dem Grabe der Verstorbenen; die Ehrfurcht, mit der ihn Alle wie ihren geistlichen Vater begrüßten, und die zahlreichen Beweise des Wohlwollens, die er bei jeder Gelegenheit erhielt. So wie er vornemlich das Vertrauen der Männer genoß, die bei jeder wichtigen Angelegenheit Rath bei ihm suchten, so war ich die Vertraute der Frauen und ihre Vermittlerin, und ich darf wohl sagen, daß wir der weltlichen Obrigkeit viele Mühe erspart, und manche Verwirrung gelößt haben. Hartnäckige Processe, dauernde Mißhelligkeiten oder erklärte Feindschaften waren in Mainau nicht zu finden; und wo ein solches Unkraut aufkeimen wollte, war Sebastian unablässig bemüht es auszurotten. Die Ueberzeugung, die Alle von seinem uneigennützigen Wohlwollen und seiner Gerechtigkeit hatten, erleichterte seine Bemühungen. Der Erfolg fehlte selten; und wenn auch nicht immer auf der Stelle, so blieb doch späterhin der Dank der Streitenden für sein Bestreben nie aus.

* * *

Da ich Einmal angefangen habe, von der Amtsführung meines Mannes zu sprechen, so will ich, eh' ich zu meinen häuslichen Verhältnissen zurückkehre, sogleich hier noch einiges berühren, was zwar einer spätern Zeit angehört, aber mit diesem Gegenstande zusammenhängt. Etwas hievon habe ich schon im ersten Buche meiner Erinnerungen berührt; hier mag das Weitere stehen, was dort noch keinen Platz finden konnte. Auch Sebastian erfuhr ohne seine Schuld, daß sich überall das Unkraut unter die gesunden Früchte mischt, und daß das Gute nur allzu leicht den Widerstand des Bösen erregt. Diese Erfahrung war schmerzlich, der Erfolg aber nichts desto weniger tröstlich. Oder gibt es wohl etwas Erfreulicheres als den Sieg des Guten, und die sichtbare Hülfe, die Gott dem gewährt, der ihn mit frommen Eifer sucht?

Sebastians Predigten kamen in der Umgegend bald in Ruf. Zu allen Zeiten hatte die Anmuth der Gegend in der schönen Jahrszeit die Städter nach Mainau gezogen, und da Einige, zuerst aus Neugier, die Kirche besuchten, und hier Etwas fanden, das sie auf diese Weise in den Kirchen der Stadt nicht zu finden glaubten, und mit Freunden und Bekannten davon sprachen, so folgten ihnen bald Mehrere, und es wurde zur Mode in der Stadt, den Pfarrer von Mainau wenigstens Einmal im Sommer gehört zu haben. Die guten Mainauer freuten sich nicht wenig über diese Besuche, und waren stolz darauf einen Pfarrer zu haben, der besser studirt hätte, als

die in der Stadt; aber Sebastian selbst wurde nicht stolz, sondern blieb sich gleich. Und ohne Zweifel war das, was die Fremden an ihm bewunderten und liebten, vornemlich die anspruchlose Einfachheit seiner Rede, ihre Angemessenheit und der tiefe fromme Sinn, der sie durchdrang und belebte. Ich möchte sagen, seine Rede sey im Einklang gewesen mit den Umgebungen des Ortes und dem gesitteten, wohlgeordneten Wesen seiner Bewohner, so daß das Ganze auf das Gemüth der Städter wie ein ländliches Gedicht wirken mochte. So entstand bei Manchem der Wunsch, Sebastians Gaben für die Stadt zu gewinnen; und als dort eine der einträglichsten Stellen erledigt wurde, faßte man den Beschluß, sie ihm anzutragen. Die Nachricht von diesem Antrage erhielt er gerade an dem zehnten Jahrstage seiner Anstellung in Mainau, der auch wieder ein Sonntag war, eben da er sich anschickte in die Kirche zu gehn. Ich war wie gewöhnlich mit den Kindern voraus, und wußte von nichts. Sebastian predigte über die Worte: „Lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und der Wahrheit.“ — mit einer Innigkeit und Andacht, die mir, wie vielen seiner Zuhörer, Thränen entlockte, und so wie er sich dem Schlusse näherte, schien sich die Bewegung seines Herzens zu mehren. Zuletzt erwähnte er auch den Tag seiner Einführung, dankte Gott für die Segnungen, die er in seinem Amte erfahren, für das Wohlwollen seiner Gemeinde, und für die Freudigkeit, die er bei ihrer Eintracht fühle; und schloß

endlich sein Gebet mit der Bitte um die Dauer so großer Güter. So wie er, betete die ganze Gemeinde; und nicht leicht ist wohl ein frommer Wunsch mit größerer Einstimmigkeit vor dem Thron der ewigen Liebe niedergelegt worden.

Als Sebastian von der Kanzel herabstieg, erhob sich die ganze Gemeinde, wie auf eine Verabredung, und in allen Mienen glänzten die Zeichen des Wohlwollens, der Dankbarkeit und Freude. Nach geendigtem Gottesdienste näherten sich ihm an der Thür auf dem Kirchhofe die ältesten Männer der Gemeinde, und wünschten ihm zur Jahresfeier dieses Tages Glück. „Meine Tage sind gezählt, sagte der Wortführer, ein Mann von ehrwürdigem Ansehn und weißem Haupte, und ich werde bald zu meinen Vätern versammelt werden. Aber ich sterbe mit Freudigkeit, da ich weiß, daß nach meinem Tode die Meinigen sich der Leitung eines guten und frommen Hirten zu erfreuen haben. Gott erhalte Sie unserer Gemeinde noch viele Jahre, und wenn er Sie einst auch dahin abruft, wohin wir Alle zu gehen hoffen, so geb' er Ihnen einen Nachfolger, dem unsre Kinder und Enkel eben so viel Vertrauen und Liebe schenken können, als wir Ihnen."

Sebastian war sehr gerührt; ich war es nicht weniger; und als wir nach Hause kamen, ergossen sich unsre Herzen, wie von selbst, in Dank zu Gott für alle das Gute, das er uns in diesen zehn Jahren so reichlich erwiesen hatte. Wir gingen Alles von dem ersten Tage an durch, und immer fiel bald dem

Einen, bald dem Andern etwas Neues ein, das wir in Rechnung zu bringen hatten. Die Annehmlichkeiten unsres Aufenthaltes, unsre stille reinliche Wohnung mit den herrlichen alten Bäumen umher, die sorgenfreie Lage, in der wir uns befanden, die Gesundheit, der wir genossen, und die Freunde, die wir in unsrer Nachbarschaft gefunden hatten — nichts von Allen dem wurde vergessen; aber am meisten beschäftigte uns doch die Erinnerung an die zahlreichen Beweise der Liebe, die wir von unsern guten Mainauern erhalten hatten. — Ich liebe sie auch, wie die Meinigen, sagte Sebastian. Sie sind mir Väter und Mütter, Brüder und Schwestern. Gott erhalte und befestige mir dieses Band der Eintracht! — Ich sagte Amen dazu. — Und als wir eine Weile so gesprochen hatten, reichte er mir den Brief aus der Stadt. Während ich diesen nun schnell überlas, waren seine Blicke auf mich geheftet, und schienen mich, als ich ihm das zusammengefaltete Blatt zurückgab, um meine Meinung zu fragen. — Ei, sagte ich lächelnd, das ist ja ein recht schöner und ehrenvoller Antrag, bei dem Du Dich nicht bedenken wirst. — Allerdings nicht, antwortete Sebastian, der den Sinn meiner Worte sogleich verstand; auch hab' ich mich nicht bedacht, sondern meinen Entschluß sogleich gefaßt. — Ich reichte ihm freudig die Hand, und sagte: Wir bleiben? — Ohne Zweifel, antwortete er. Könnt' ich anders? Und ist nicht der Umstand, daß mir der Antrag gerade heute an meinem Jahrestage kommen mußte, Fingerzeigs genug? —

Mit diesen Worten war die Sache abgethan. Sebastian antwortete ohne Verzug, dankte für das bewiesene Vertrauen, und führte Gründe an, die ihn bestimmten den Antrag abzulehnen. In Mainau erfuhr Niemand etwas davon. Die Besuche der Städter aber wurden von dieser Zeit an immer zahlreicher, und es verging selten ein Sonntag, wo nicht Einige kamen, bloß um dem Gottesdienste beizuwohnen. Auch aus den benachbarten Dörfern fanden sich oft Zuhörer ein, und suchten die Lehre meines Mannes um desto eifriger, je mehr sie von ihren eignen Seelsorgern vernachlässigt wurden. Sebastian konnte sie nicht wegweisen; wenn aber, wie es oft geschah, Einer oder der Andre nach dem Gottesdienste zu ihm kam, und ihn über geistliche Dinge befragte, wieß er sie immer zuerst an ihren eignen Prediger, und ermahnte sie, durch das Wegbleiben aus ihrer Kirche keinen Anstoß oder Veranlassung zum Unfrieden zu geben. Ihre Antworten kamen dann immer auf dasselbe hinaus. Wie könnte denn, sagten sie, unser Wegbleiben Anstoß geben, da ja der Pfarrer so selten als möglich in die Kirche kömmt, die Predigt meist durch seinen Informator oder durch Studenten aus der Stadt besorgen läßt, die dann Wochen lang bei ihm bleiben, mit ihm in der Karte spielen, auf die Jagd gehn und die Mädchen necken? — Und was den Unfrieden betrifft, an den sind wir leider gewöhnt; und da wir ausgeschmält werden, wir mögen thun, was wir wollen, so fragt Niemand darnach. Darum bleiben Viele zu Hause; die aber,

welchen nach Erbauung verlangt, müssen sie ja wohl in andern Kirchen suchen.

Sebastian war oft über diese Bemerkungen sehr niedergeschlagen. Die Vernachlässigung so mancher Gemeinde schmerzte ihn; und wenn es ihm auf der einen Seite erfreulich war, die Sehnsucht Einiger nach Erbauung zu befriedigen, so konnte er sich doch nicht über die Ursache beruhigen, die so viele fremde Zuhörer in seine Kirche trieb. An Folgen, die dieses für ihn haben könnte, dachte er nicht. Aber sie blieben nicht aus. Die Mißgunst erwachte vornemlich in der Zeit, wo man in der Stadt an meinen Mann gedacht, und ihm eine Stelle angetragen hatte, auf welche der Special schon seit geraumer Zeit ein Aug geworfen hatte; und da unglücklicher Weise gerade die Pfarrkinder dieses Mannes sich häufig in der Kirche zu Mainau einfanden, und laut die Erbauung, die sie hier fänden, rühmten, so wurde hierdurch sein Zorn fast jeden Sonntag genährt. Dieser Zorn brach zuerst öffentlich bei einem amtlichen Kirchenbesuche aus, wo er meinem Manne vorwarf, daß er die reine Lehre vernachlässige und verfälsche, sich nicht an die Vorschriften der symbolischen Bücher und der Concordienformel halte, ja, daß er dem Pietismus öffentlich und heimlich auf alle Weise Vorschub thue. Da nun mein Mann mit Bescheidenheit antwortete, daß er die Lehre Christi predige, wie er sie in den heiligen Büchern fände, und bei seiner Gemeinde wahre Frömmigkeit nach Kräften befördere, ohne sich um Sectennamen zu bekümmern; wie er denn auch

keiner Secte angehöre, sondern sich rühme ein Christ zu seyn — da brachte diese Ruhe den zornmüthigen Mann noch mehr in Harnisch, und er erklärte, daß er als ein Vorsteher der Kirche die Verpflichtung auf sich habe, die Heuchler zu entlarven, und die heillosen Separatisten zu Paaren zu treiben. — Diese unbesonnenen Aeußerungen brachten eine ganz andre als die beabsichtigte Wirkung hervor. Niemand hörte sie ohne Unwillen an; und da das Murren, das sich von mehrern Seiten hören ließ, dem Special nicht entging, gerieth er so außer sich, daß er die Kirche mit der Drohung verließ, sein Haupt nicht ruhig niederzulegen, bis er dieses Nest von Herrenhutern zerstört, und die Verirrten wieder in den allgemeinen Schaafstall zurückgeführt hätte. —

In der That zögerte er nicht lange diese Drohung in's Werk zu setzen. Die Beschuldigungen, die er in frühern Berichten nur angedeutet hatte, wurden jetzt deutlich ausgesprochen, und durch Scheingründe aller Art unterstützt. Jetzt kam an den Tag, daß man seit einiger Zeit Laurer abgeschickt hatte, welche einzelne Stellen aus Sebastians Predigten nachgeschrieben, ihre eignen Ausdeutungen eingemischt, und Sätze, welche weit aus einander lagen, in eine willkührliche, ihren Sinn gänzlich entstellende Verbindung gebracht hatten. Durch dieses Verfahren, mit dem es so leicht ist selbst die Rechtgläubigkeit der Bibel zu Grunde zu richten, hatten sie eine lange Litanei von Ketzereien zusammengebracht, durch die sie jetzt einen Theil ihrer Anklage mit desto größerer

Dreistigkeit unterstützten, da sie der Meinung waren, daß mein Mann aus dem Stegreife predige, und seine Ankläger der Lüge nicht überführen könne. Dem Verzeichnisse von Ketzereien war eine zweite Klage angehängt, daß er die Lehre seiner Amtsbrüder herabwürdige, sie bei ihren Gemeinden verächtlich und lächerlich mache, und durch *allerlei falsche* Vorspiegelungen ihre Pfarrkinder von ihnen weg, zu sich herüberlocke. Endlich beschuldigten sie ihn, daß er nach herrenhuterischer Weise geheime Zusammenkünfte halte, und in diesen seine Irrlehren vortrage. Auch dieser Klage wußten sie einen Anstrich von Wahrheit zu geben. Die Sache war aber die, daß Sebastian die aus der Schule entlassenen Kinder noch einige Jahre nachher zu bestimmten Zeiten bald bei sich, bald in der Kirche, bald auch im Freien versammelte, und über Gegenstände der Religion mit ihnen Unterredungen pflog, zu denen sich denn auch, weil sie belehrend und erbaulich waren, die Eltern gar häufig einfanden. Endlich mußte auch eine Singschule, die Sebastian gestiftet hatte, und von der ich sogleich sprechen werde, jener Anklage zur Unterstützung dienen.

Anfänglich schienen die Bemühungen der Ankläger den erwünschtesten Erfolg zu haben. Es war Alles mit so großer Keckheit behauptet; die Beweise mit so großer Ausführlichkeit entwickelt; der Schein pflichtgemäßer Anzeige einer auffallenden Ungebühr war so künstlich erhalten, daß das Consistorium unverzüglich eine Untersuchung beschloß. Hier ist es

nun eben so schwer, den stillen Schmerz, den Sebastian bei diesem Verfahren seiner Amtsbrüder empfand, als die Ergebung und Sanftmuth zu beschreiben, mit der er diese Prüfung ertrug. Nachdem er — was der Absicht seiner Gegner zuwider war — die vollständige Mittheilung aller gegen ihn erhobenen Klagen erhalten hatte, widerlegte er sie Wort für Wort mit der größten Ruhe, zeigte die Verunstaltung seiner Lehre durch Aushändigung seiner Concepte, in denen die mißgedeuteten Stellen bald mit andern Worten, bald in einer andern Verbindung standen, und bot so viele Zeugen seiner Unschuld an, als seine Gemeinde Glieder zählte. Diese Antwort, mit der Bündigkeit ihrer Gründe, und dem sichern, selbstbewußten, bescheidenen Tone, in welchem sie abgefaßt war, verfehlte ihre Wirkung nicht; und da sich die geistliche Behörde im Stillen durch zuverlässige Leute nach Allem erkundigte, und über den Zustand der Gemeinde von Mainau und das Betragen meines Mannes vollkommen befriedigende Nachrichten erhielt, so wurde die Untersuchung auf die oben schon erwähnte Weise niedergeschlagen, und der Special nur durch den besondern Schutz vornehmer Gönner von dem ihm zugedachten Verweise befreit. Sein Groll wurde dadurch nicht vermindert. Für Sebastian aber war es genug, daß er in seiner Amtsführung nicht weiter beunruhigt wurde. —

Eine Sache, welche viele Zuhörer in die Kirche von Mainau zog, war die Einrichtung, die er dem Kirchengesange gegeben hatte. Auch darüber will

ich einige Worte sagen. Mit Recht behauptete wohl Sebastian, daß gewöhnlich die große Kraft, die in dem Gesange geistlicher Lieder liege, gar zu wenig beachtet werde, da doch aus der Geschichte der Kirchenverbesserung hinlänglich bekannt sey, wie viel diese dem Gesange zu danken habe. In den grausamsten Verfolgungen, die über die Anhänger und Freunde der reinen Lehre verhängt wurden, traten diese mit ihrem Psalmbuche, unter Absingung geistlicher Lieder, muthig ihren ungerechten Richtern entgegen, und gingen freudig in den Tod; und jede andre Entbehrung ertrugen sie leichter, als den Verlust ihrer Liederbücher. Nicht genug kann auch der heilige Augustinus in seinen Bekenntnissen die Rührung preisen, die er bei dem Absingen der Hymnen fühlte; und er sagt ausdrücklich, daß, während jene rührenden Töne seine Ohren erfüllten, die göttliche Wahrheit mächtiger in sein Herz strömte und es der Frömmigkeit empfänglicher mache. Mit recht inniger Freude, setzte Sebastian hinzu, denke er an den Eindruck, den einstmals der sanfte wohlgeordnete Gesang einer herrenhutischen Gemeinde beim Auferstehungsfeste auf ihn gemacht, ob er gleich habe beklagen müssen, daß Inhalt und Worte der Lieder ihm so wenig hätten zusagen können; wie viel stärker müßte also in unsern Kirchen die Wirkung unserer sinn- und geistvollen Lieder seyn, wenn sie durch einen solchen Gesang gehoben und veredelt würden. — Wie nun ein Gedanke, den er für gut erkannte, ihm keine Ruhe ließ, bis er zur Ausführung gebracht

war, so legte er auch hier rüstig die Hand an das Werk, und begann die Verbesserung des Kirchengesanges, wie es nicht anders seyn konnte, mit dem jüngern Geschlecht. Selbst der Musik kundig, wählte er die besten männlichen Stimmen aus, und übte sie mit Hülfe des Schulmeisters ein; ich that dasselbe mit den weiblichen; und da wir nichts weiter erreichen wollten, als reine Intonation in dem einfachen Kirchengesang, so hatten wir bald einen recht artigen Chor zusammen, der ein Kirchenlied rein und angenehm vorzutragen wußte. Noch jetzt denke ich mit Rührung an den Eindruck, den dieser ungewohnte Gesang bei einer Beerdigung hervorbrachte, wo unser Chor zum Erstenmal öffentlich auftrat, ob er gleich nichts anders sang, als was man bei solchen Gelegenheiten zu hören gewohnt war. Es kam nun bald dahin, daß auch manche der Eltern unsern Singübungen beiwohnten, die immer in den Feierstunden gehalten wurden, und es kamen mehr gute Stimmen zum Vorschein, als wir hätten erwarten können. Die Neigung zur Musik vermehrte sich, und auch bei denen, welche keine natürliche Anlagen dazu hatten, entwickelte sich doch ein richtiger Sinn für musikalischen Vortrag, so daß allmählig alles störende und unharmonische aus dem Gesange der Mainauer Gemeinde verschwand. Dieses war das Werk weniger Jahre; und nachdem die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, so war die Mühe fast für nichts zu rechnen. Auch auf die Sitten wirkten diese Uebungen günstig ein. Denn schon das war für Gewinn

zu rechnen, daß sie dem dumpfen Müssiggange einige Stunden entzogen, und von rohern Zeitvertreiben entwöhnten. Die höhern Gefühle aber, die dieser veredelte Gesang in ihnen geweckt hatte, tönten noch lange in ihrem Innern fort, begleiteten sie zur Arbeit, und riefen oft ganz zufällig, eben zur rechten Zeit die von den Tönen beseelten frommen Worte in ihr Gedächtniß zurück.

* * *

Ich kann nun wieder zu meinen häuslichen Verhältnissen zurückkehren.

Nie werde ich den Tag vergessen, wo ich zum Erstenmale die Gewißheit bekam, daß ich Mutter werden würde. Schon während des Schlafes hatte sich eine frohe Unruhe meiner bemächtigt; ich hatte Vielerlei mit ungewöhnlicher Klarheit geträumt, und wachte sehr früh mit dem dämmernden Morgen auf. Sebastian lag noch in süßem Schlummer; sein Gesicht war aufwärts gerichtet; er athmete leise und ruhig. Mit großer Bewegung beugte ich mich über ihn, und konnte mich nicht satt sehn an der offnen, edeln, frohen Gestalt, die mir wie ein Spiegel der Unschuld und des guten Gewissens erschien. Es war mir, als ob ich das noch nie so erkannt hätte; ich liebte ihn in diesem Augenblicke noch inniger als sonst, und indem ich so über ihm hing, konnte ich nichts anders denken, als „Du guter, lieber und frommer Mensch, wie groß wird erst Deine Freude seyn, wenn Du hörst, was mich so glücklich macht!“ — Indem ich nun so dachte, und mein Herz in froher,

dankbarer Rührung zerfloß, fiel eine Thräne von meinen Wimpern auf seine Stirn. Er schlug die großen, braunen Augen auf, und als er mich erblickte, warf er seine Arme um meinen Nacken und sagte: Was hast Du, Liebe? — Ich erröthete und schwieg, und sah ihn wieder recht selig an. — Da sagte er: „So eben träumte ich, daß ich in den Garten träte, um Dich zu suchen, und Du saßest unter dem Fliederbaume und hieltest ein blondlockiges Kind auf dem Schooße, und das Kind streckte die Arme nach mir aus und lächelte mich an. In der Freude darüber wacht' ich auf." — Da erröthet' ich noch mehr; mein Herz schlug von heftiger Rührung, und meine Thränen ergossen sich unaufhaltsam. Ich konnte nichts sagen als die Worte: O du lieber, wahrhafter Prophet! — Sebastian verstand mich; er erkannte, daß er wahr geträumt hatte, und meine Seligkeit wurde nun noch größer durch die seinige.

Unter den vielen schönen Tagen meiner Ehe war dieser einer der schönsten. Die Sonne ging rein und herrlich auf, und das Erste, was wir hörten, war die Nachricht von der glücklichen Niederkunft einer lieben Nachbarin, die jetzt zum Erstenmale in's Kindbett kam, und dieser Zeit mit großer Unruhe und Bangigkeit entgegengesehn hatte. Ich sah das als eine glückliche Vorbedeutung an; und ich konnte auch an Sebastian merken, daß er sich dieser Nachricht in derselben Beziehung mehr als gewöhnlich freute. Seine Blicke fielen an diesem Tage noch öftrer auf mich als sonst, und sie kamen mir noch freundlicher

vor; die meinigen aber hingen unverwandt an seinem Gesicht, und meine Augen füllten sich mit Thränen, wenn sie den seinigen begegneten. Sprechen konnten wir nicht viel; die Worte und Töne schwellten den Strom der Rührung zu hoch; und so waren wir denn beide still vergnügt in Gott. Alle meine Gedanken wurden zum Gebet; der Worte bedurfte es nicht.

An demselben Tage besuchte ich die Nachbarin, die in der Nacht des Kindes genesen war, und als ich ihr Glück wünschte, sagte sie: „Die Freude, die man hat, so ein Kind neben sich in der Wiege zu sehn, begreift Niemand.“ — Der Vater, der nicht von dem Bette wich, und das Entzücken der ersten Vaterfreude auf dem Gesichte trug, nahm das schlafende Kind aus der Wiege, legte es in meine Arme und sagte: Gott bescheere Ihnen auch ein solches Glück. Und wie er dieß sagte, schlug das Kind die Augen auf ohne zu weinen. Das war denn wieder ein gutes Zeichen, und ich eignete es mir dankbar an. Wie nun das Kind so still auf meinen Armen lag, und Vater und Mutter mit hellen freudigen Blicken nach ihm hinsahen, sagte ich, an das denkend, das sich unter meinem Herzen regte: „Du liebes Kind, möge dir doch Gott ein recht unschuldiges und seliges Leben geben, und Du Deine Eltern immer so erfreuen, wie heute!“ Da sagten beide Eltern Amen! und die Mutter streckte ihre Arme nach dem Kinde aus, drückte es an ihre Brust, herzte es und sagte: Man ist mit so einem Kinde

doch ein ganz andrer Mensch! Wir hatten uns gewiß recht lieb, mein Martin und ich, aber jetzt wir das Kind haben, sind wir einander doch noch viel lieber. Um den Segen nähme ich die Welt nicht.

Die glückliche Mutter sprach mein eignes Gefühl aus, und ich wurde jetzt meiner Hoffnung noch froher als vorher. Als ich nach Hause zurück kam, erzählte ich meinem Sebastian Alles wieder, und wir beschlossen den Tag, wie wir ihn begonnen hatten. An dem Abend aber wurde auch das ganze Dorf froh gemacht. Denn da nach langer Hitze das Feld schmachtete, und die Bäche fast vertrocknet waren, zogen am Abend Wolken auf, und gossen die Nacht hindurch reichlichen Regen auf das Land; und der Morgen ging heiter über erquickte Wiesen hin, und besah sich in dem rauschenden Wasser, und richtete die welken Saaten auf. Und das sah ich wiederum für ein günstiges Zeichen an.

Dieß geschah im zehnten Monat nach unserm Einzug in Mainau. Fünf Monate später brachte ich meinen Andreas zur Welt.

* * *

Die stille Freudigkeit des Tages, welchen ich eben beschrieben habe, erhielt sich einige Monate hindurch; als aber die schlechte Jahrszeit kam — sie fiel diesesmal früher ein — und mit ihr die Zeit meiner Entbindung näher rückte, versank ich allmählig, ich weiß nicht wie, in eine Schwermuth, die ich umsonst zu bekämpfen suchte. Ich war nicht eben traurig; aber auch froh war ich nicht, und ich möchte

sagen, es sey die Last der Hoffnung und Freude gewesen, unter der ich erlag. Doch war es das nicht allein. Die Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges war mir vor die Seele getreten; und unabläßig drängte sich mir der Gedanke auf, daß vielleicht der ersehnte Augenblick, von dem ich mir die größte Freude verspräche, der Anfang einer großen und schmerzlichen Trauer werden könnte. Oft wenn ich in der Stube meines Mannes am Fenster saß, fielen meine Blicke auf den Grabhügel einer Wöchnerin, die mit dem Kinde, das sie geboren hatte, im Arm, unter der Erde schlummerte, und die Erinnerung an jene andre, die eben bei meinem ersten Besuche in Mainau begraben worden war, wollte mir jetzt wie eine Vorbedeutung meines eignen Schicksals erscheinen. Ungewiß, ob ich diesen Gedanken bekämpfen dürfte, der mir ja vielleicht von Gott zur Warnung gesendet worden, suchte ich ihn doch auf alle Weise vor meinem Manne zu verbergen, um nicht in dem treusten Herzen Ahndungen aufzuwecken, die unnützer Weise seinen Frieden stören, und seine frohen Hoffnungen trüben möchten. So lange er in meiner Nähe war, hatte ich auch wohl Muth genug; aber wenn ihn seine Geschäfte von mir riefen, und ich allein in dem stillen Stübchen saß, und gar nicht Herr werden konnte über den Gedanken, daß der Arme vielleicht in wenigen Monaten auch so allein hier sitzen, und mit feuchten Augen auf dem Gottesacker ein frisches Grab, unter ihm ein liebendes, nun in Staub zerfallendes Herz suchen werde — da

schwoll mir die Brust vor unendlichem Jammer, ich brach in Ströme von Thränen aus, und beweinte zum Voraus die Verlassenheit und Trauer des geliebten Mannes. „Ach, dachte ich, er hat ja dann nichts mehr auf Erden als die Dornen der Erinnerung an Tage, die nicht mehr sind, und niemals wieder kommen; nichts als den Jammer über getäuschte Hoffnung, und statt der so selig gedachten Zukunft nur die Oede der Einsamkeit. — Was kann denn dem Menschen bleiben, der einmal in seinem Leben recht geliebt hat, und dem nun der Tod diese Liebe erbarmungslos aus den Armen reißt? Was anders als auch der Tod? Aber bis dieser kömmt, und sein blutendes Herz zusammendrückt, und so die klaffende Wunde schließt, muß er nicht sein verdunkeltes ödes Leben ertragen, und allen den Schmerz der um und um wunden Brust?“

Wenn sich der Geist des Menschen einmal unbestimmten Ahndungen hingibt, und in Trübsinn versenkt, so ist er unermüdlich im Auffinden dessen, was diesen Trübsinn nährt. Die Besorgnisse, die mich bekümmerten, gingen wohl ganz natürlich aus meiner Lage hervor; aber da ich einmal meine Blicke auf eine dunkle Zukunft gerichtet hatte, so stiegen aus dieser Finsterniß die mannigfaltigsten Gespenster auf, die von ganz andrer Art waren, und mich nicht weniger quälten. Selbst die tiefe und innige Liebe, mit der ich an meinem Manne hing, wurde mir ein Gegenstand der Furcht. Ich fing an mir Bedenken zu machen, daß ich jetzt, wo

ich vielleicht bald würde vor Gottes Richterstuhl erscheinen müssen, meine Gedanken nicht mehr von dem Irdischen abzöge (denn auch meine Liebe rechnete ich jetzt zu dem Irdischen), und da der Mensch bereit seyn müsse, dem göttlichen Willen Alles, auch das Theuerste zu opfern, ob ich nicht *verpflichtet* sey, gegen eine Liebe zu kämpfen, die mich, bei aller ihrer Unschuld und Rechtmäßigkeit, doch allzusehr an die Welt und das Leben zu binden schiene. Dieser Zweifel beunruhigte mich unaussprechlich, und da ich nicht wagte ihn meinem Manne mitzutheilen — es war das Einzige, was ich ihm verbarg — so dauerte es einige Zeit, eh' das gesunde Gefühl in mir obsiegte, und ich erkannte, daß ich Gott nur meinen Schmerz, nicht aber meine Liebe zu opfern verpflichtet sey. Aber ach, beides war jetzt in meinem Herzen so innig verwebt und verschmolzen, daß ich es nicht zu scheiden vermochte. Ueber alle meine Gebete, über alle meine Anstrengungen siegte die Traurigkeit ob. Ich beredete mich zur Ergebung; aber ich fühlte sie nicht. Meine Vorsätze gaben mir keine Freudigkeit.

Indem ich mich nun fast ununterbrochen mit diesen Betrachtungen beschäftigte, und meine Blicke auf mein Inneres richtete, fing ich an strenger als je mit mir zu rechnen, und alle mein Thun, meine Gesinnungen, mein ganzes innere und äußere Leben zu prüfen. Ach, da erschien mir Alles so nichtig und arm! Da erkannt' ich, wie schwach mein Wille, und wie mangelhaft die Ausführung auch der

frömmsten Vorsätze sey! Wie Vieles hatte ich aufgeschoben, wie Vieles ganz unterlassen! Wie Vieles, das wie Tugend erschien, fiel der Eitelkeit anheim! — Da schwand der Wahn, den ich von mir gehegt hatte, wie ein wesenloser Dunst; der Stolz der Tugend war dahin; auch das Beste, was ich gethan zu haben dachte, war Stückwerk und Tand. Ich fühlte jetzt mehr, als zu jeder andern Zeit, die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, und wie kein Vertrauen auf Tugend die Probe hält gegen die strengen Forderungen des unbestechlichen Richters in uns. Damals warf ich mich in dem Gefühle meiner Armuth nieder vor Gott; damals erkannte ich, daß nur der Glaube an seine unendliche Liebe selig macht, und daß nur das Geheimniß des Christenthums, die Versöhnung der Liebe mit der Gerechtigkeit, das verzagende Herz stärken und den sinkenden Muth aufrichten kann.

Dieses Gefühl, das mich damals mehr und inniger als zu jeder andern Zeit erfüllte, hab' ich seitdem mit sorgsamer Pflege genährt. Meine Niederkunft war glücklich, und mit dem Leben, das ich einem andern Wesen gegeben hatte, blühte auch das meinige frischer wieder auf. Meine Schwermuth wich, und an ihre Stelle trat jene stille Seligkeit des mütterlichen Gefühls; jenes unbeschreibliche Entzücken, das nur eine Mutter kennt, wenn ihre Blicke auf dem Säuglinge ruhn, und alle ihre Wünsche und Hoffnungen, ihre Freuden und Wonnen in dem Gedanken m e i n  K i n d, m e i-

nes Mannes Kind, unser süßes geliebtes Kind zusammenströmen. Für dieses Gefühl gibt es keine Worte; kein Gleichniß, kein Bild spricht es aus; es ist ein Geheimniß der Natur und ihre köstliche Gabe. Mit dem Augenblicke, wo, nach überstandenem Schmerz, der Vater zu dem Lager der Entbundenen tritt, mit einer Thräne im Aug sie auf Stirn und Wangen küßt, das Kind aus dem Arme der Wärterin empfängt, es mit dankbarer Rührung betrachtet, und still dafür betet — mit diesem köstlichen Augenblicke fängt für sie ein neues und bedeutungsvolleres Leben an. In dem Kinde, das zwischen den Eltern steht, begegnet sich die Liebe beider, und nimmt, indem sie noch inniger und heiliger wird, einen höhern Charakter an. Der Kreis der Pflichten erweitert sich; aber jeder Punkt in ihm ist mit Liebe erfüllt. Die Mühen wachsen; aber diese Mühen gelten dem geliebten Kinde, und wie herbe sie auch seyn möchten, so sind sie doch eine Quelle von Lust und Glück.

Auf diese Freuden, die mich auch noch in der Erinnerung entzücken, ist das Glück der Frauen gegründet. Zu keiner Zeit hab' ich in das Urtheil einstimmen können, welches das Loos des weiblichen Geschlechts dürftig und beklagenswerth schilt; aber seitdem ich ein Kind an meinem Herzen nährte, kam es mir lächerlich und ungereimt vor. War ich nicht überschwenglich reich? war ich nicht selig in diesem Besitz? oder konnt' ich mir denken, daß der stolzeste Mann mit den unbeschränktesten Ansprüchen reicher

oder glücklicher seyn könnte? Gewiß ist die Klage, die das Loos der Frauen gegen die Männer verkürzt glaubt, weder vernünftig noch fromm; sondern ein Ausbruch innrer Verworrenheit oder einer Neigung zur Paradoxie, die nur dann in einem weiblichen Herzen Wurzel fassen wird, wenn es sich von dem Wege der Natur in fremdartige Verhältnisse verirrt. Recht wohl fühl' ich zwar, wie herrlich das Loos eines Mannes ist, der mit der Kraft seines Geistes weit in die Welt greift, die Herzen der Völker lenkt, den Staat durch Gesetze ordnet, das Recht mit unerschrockner Gewissenhaftigkeit handhabt, oder die Grenzen des Vaterlandes gegen ungerechte Erobrer vertheidigt. Wahrhaftig, ein Weib wäre sehr unglücklich, wenn es die Größe des Mannes in diesen Verhältnissen, wenn es die Herrlichkeit seines Berufs nicht fühlte, und wenn es den nicht bewundern könnte, der diesen Beruf mit ungewöhnlicher Kraft und Treue erfüllt. Diese Bewunderung ist von der Natur selbst geboten; sie ist ein Bedürfniß unsers Herzens, dessen Befriedigung zu unsern edelsten Genüssen gehört; ein Zoll, der uns bereichert, indem wir ihn darbringen. Aber nie soll dieser Genuß durch die verkehrte, armselige Mißgunst verwirrt werden, die in der Klage über die Zurücksetzung des Weibes liegt, weil es nicht auch an das Ruder des Staates, oder an die Spitze eines Heeres gestellt werde; eben als ob der Löwe klagen wollte, daß er nicht mit dem Adler zur Sonne steigen, oder der Adler, daß er sich nicht mit dem

Delphin in die Tiefen des Meeres senken könne. Wie groß auch eine Kraft sey, immer sind ihr durch die Natur der Dinge Grenzen gesetzt, und ein grenzenloser Wille, der Alles an sich zu reißen trachtete, wäre wohl eher eine Verdammniß zu nennen, als daß wir ihn beneiden könnten. Allerdings sind die Grenzen der männlichen Kraft etwas weiter, die der weiblichen Thätigkeit etwas enger gesteckt; aber wie nicht in der Menge der Güter der Reichthum besteht, sondern in ihrem Gebrauche; so ist auch die Stellung eines Menschen nicht nach der Menge der Gegenstände zu schätzen, die sich seiner Thätigkeit darbieten, sondern nach der Gesinnung, mit welcher er seine Kräfte anwendet. Eine gewissenhafte Frau findet in den Grenzen ihres Hauswesens, wie eng diese auch immer gezogen seyn mögen, wenn sie ihrer Pflicht nachleben will, der Beschäftigung genug; und wenn diese Beschäftigungen auch von andrer Art sind, als die männlichen, und diesen nach gewöhnlicher Schätzung nachstehn, so haben doch beide, wenn sie von dem rechten Sinne beseelt sind, kein anderes Ziel, als das, was ihnen obliegt, auf das beste zu thun. Ueber die Geringfügigkeit der Gegenstände aber, die der Hausfrau obliegen, kann sie sich damit trösten — wenn sie anders eines Trostes bedarf — daß auch der größte und wunderbarste Bau aus unendlich vielem, zum Theil ganz schlechtem Stoffe zusammengekittet wird. — Aber so ein Bau, kann man sagen, ist doch in seinem Ganzen ein Werk großer Geisteskraft,

und dauert für die Ewigkeit, oder was man so nennt — während der Strumpf, den Du heute Deinem Manne angemessen, oder vollendet zu der übrigen Wäsche gelegt hast, oder das Kleid, das Du jetzt für Dein Kind zuschneidest und zusammennähst, Deinem Geiste wenig zu thun gibt, und nach kurzer Frist bis auf den letzten Faden verschwunden ist. Das ist allerdings wahr, und noch mehr als das; und doch ist es für einen gesunden Sinn nichts weniger als niederschlagend oder demüthigend. Auch in das Leben der größten Menschen webt sich zwischen das Große, was sie thun und sinnen, unendlich viel kleines und unbedeutendes ein, das eben so schnell vergeht, als mein Strumpf; nur mit dem Unterschiede, daß sie es nicht mit der Freudigkeit und stillen Genüge thun, welche die Frau bei ihrem harmlosen Geschäfte fühlt. Denkt sie nicht bei dem, was sie für ihr Kind schneidert, ohn' Unterlaß an den kleinen freundlichen Schelm, dem das auch wieder ganz allerliebst stehen wird? oder kann sie einen Stich thun und eine Masche knüpfen, ohne daß sie in Gedanken mit dem Engel plaudert? — Und da die Zufriedenheit ihres Mannes, das Wohlseyn ihrer Kinder, das Gedeihen des ganzen Hauswesens an ihrer Ordnungsliebe, an dem Fleiße und der Besonnenheit hängt, mit der sie auch für das Kleinste sorgt, so gibt ja das auch dem Kleinsten einen Werth, und veredelt, wenn ich so sagen darf, das geringfügigste Geschäft. Einer guten Hausmutter muß ihr Haus wie ein Tempel seyn, den sie als Priesterin mit Andacht schmückt, immer mit dem erquickenden Gedanken an den Beifall und die Heiterkeit ihres Mannes — des Gottes in diesem Tempel — dem sie gern Schlaf

und Bequemlichkeit opfert, um alles Störende von ihm zu entfernen, alles Erfreuende, was in ihren Kräften liegt, um ihn zu versammeln. Ich könnte hierüber noch Vieles sagen, worin gewiß das Herz der meisten Frauen und Mütter stimmen würde; aber ich will nur noch Etwas hinzusetzen. Der Mittelpunkt alles Glücks, ja, aller Tugend und Tüchtigkeit einer Frau ist die Liebe, die sie zu ihrem Manne trägt. Aus diesem Mittelpunkte geht Licht und Wärme in ihr Leben aus. Für ihn zu wirken, und für die, welche sein und ihr sind, das ist der Kreis ihres Berufs; und das Ziel ihrer Wünsche ist des Mannes und der Kinder Gedeihn. Ein heiterer Himmel macht das Herz jedes Menschen heiter; der Himmel einer Frau aber ist ihres Mannes Liebe. An seiner Zufriedenheit nährt sich die ihrige. Wenn ihm wohl in seinem Hause ist, wenn er ihre reinlichen Kinder lobt, ihrer Einigkeit sich freut und zu ihrem Fleiße lächelt; wenn sie ihm in der vollen Truhe das Garn zeigen kann, das sie an den langen Abenden gesponnen, das Linnen, das sie hat weben lassen, und zur künftigen Aussteuer für die kleinen Töchter zusammenspart, und er sie dann lächelnd küßt, und sagt: Du bist doch mein braves Weib! — da gibt es keinen Männer-Ruhm, den sie dem ihrigen vorziehen, keine Ehre des öffentlichen Lebens, die sie gegen die ihrige eintauschen möchte. —

* * *

Die Stimmung, in welcher ich mich während der letzten Monate meiner Schwangerschaft befunden hatte, so traurig sie gewesen war, wirkte überaus wohlthätig nach. Ich hatte in dieser Zeit mein

Innres so durch und durch erforscht, ich hatte meine Schwächen und Mängel so deutlich erkannt, auch das Unzusammenhängende des Guten, das in mir seyn mochte, war mir so klar vor die Augen getreten, daß ich erst jetzt mit rechter Sicherheit an mir selbst arbeiten konnte. Ich war jetzt Mutter; eine große und heilige Pflicht war mir auferlegt. Konnte ich mit Vertrauen und gutem Gewissen mein Kind erziehen, wenn an mir selbst noch so Vieles zu bessern war? Dieser Gedanke weckte eine neue Kraft in mir auf. Er erwachte mit mir, und ging mit mir schlafen; und wenn ich seit jener Zeit etwas an sittlicher Bildung gewonnen habe, so bin ich es diesem Gedanken schuldig, oder vielmehr dem, der diesen Gedanken in meiner Seele entstehen ließ. Auch das vergaß ich nie, daß ich geglaubt hatte, am Rande des Grabes zu stehn, und daß es eben dieser Glaube gewesen war, der mich zu besserer Erkenntniß meiner selbst, zu frömmern Vorsätzen und zu größerer Demuth vor Gott geleitet hatte. Ich hatte das Grab offen zu meinen Füssen gesehn; Furcht und Hoffnung waren mir aus seinem schaudervollen Dunkel emporgestiegen; und wenn es sich jetzt wieder geschlossen hatte, wenn die Kluft, die das Leben von der Ewigkeit trennt, mir wieder etwas ferner gerückt war, so war das doch, auch wenn ich die höchsten Stufen des Alters erstieg, immer nur auf eine kurze Zeit. Der Tod hatte furchtbar vor mir gestanden; alle Blüthen des Lebens waren mir vor seinem Anblick verwelkt; ich hatte in den schlimmsten Augenblicken alle meine Kraft gebrochen, allen meinen Muth vernichtet gefühlt. Indem ich jetzt erkannte, daß ich nicht aufhören dürfte gegen diese

lähmende Furcht zu kämpfen, fing ich an einen Ausspruch meines Vaters zu verstehen, welcher bisweilen sagte, daß die rechte christliche Freiheit aus der Ruhe hervorgehe, mit der man an den Tod denke, und daß Niemand hoffen könne, die Welt zu überwinden, der nicht den Tod überwunden habe. Unter allen Aufgaben der Religion ist diese wohl die schwerste, und obschon ich sie mir noch täglich vorlege, und mich täglich in ihrer Auflösung übe, so will ich doch nicht läugnen, daß ich in dem entscheidenden Augenblicke weit mehr auf die Hülfe der göttlichen Liebe, als auf die Stärke meiner Vorsätze oder die Wirksamkeit meiner Uebungen hoffe. Ich will hier eines Gefühles erwähnen, das in dieser Beziehung wohl der Bemerkung nicht unwerth ist. Oft stieg mitten in einer großen Freudigkeit der Gedanke an Tod und Grab in mir auf; aber nie kam er mir in solchen Augenblicken schrecklich vor. Ich weiß nicht, ob es das Licht der Freude war, das auch in dieses Dunkel drang, und es mit heitern Farben umzog; oder, was ich lieber glaube, ob die Freudigkeit, die wie ein Strahl des Himmels in unser Herz fällt, das Gemüth durch ein Geheimniß unsrer innersten Natur mit einer frommen Sehnsucht nach der Quelle aller Freude und Seligkeit erfüllt, und uns eben dadurch über die Schrecknisse des Grabes hinweghebt. Was aber auch immer die Ursache seyn mag, so hab' ich aus diesem Gefühle die Ueberzeugung geschöpft, daß die Freudigkeit, die aus einem reinen Herzen quillt, ein Unterpfand und Vorgefühl der Seligkeit ist, die uns jenseits des Grabes erwartet, und ich höre nicht auf, die Fülle der göttlichen Liebe zu preisen, die uns in der frommen Erhebung zu ihr ein beglückendes Mittel gegen das geboten hat, wovor unsre Natur am meisten zurückbebt.

# Erinnerungen

aus

dem Leben der Pfarrin von Mainau.

---

## Drittes Buch.

Das Rittergut in Mainau hat vormals einer adlichen Familie gehört, die ihren Namen davon führt. Die ältern Besitzer hatten hier gewohnt; sie waren die Wohlthäter des Dorfes gewesen, und hatten sich selbst bei der eignen Bewirthschaftung ihrer schönen Grundstücke wohl befunden. Späterhin zog der Schimmer des Hofes sie an. Sie tauschten ihre Unabhängigkeit gegen eine glänzende Knechtschaft um, dienten, statt zu herrschen, verschwendeten, statt zu sammeln. Ihr alter Reichthum floß in die Hände ungetreuer Verwalter und wuchernder Gläubiger. Auch der alte Familiensitz konnte nicht länger behauptet werden, und ging an den reichen Kaufmann über, dessen Söhne ihn noch jetzo besitzen.

Einige Jahre vorher, ehe dieses geschah, kam der Sohn des Oberjägermeisters von Mainau ziemlich unerwartet auf das Gut, das seit einer Reihe von Jahren keinen seiner Herrn gesehen hatte. Er wollte, wie es hieß, seine Gesundheit auf dem Lande herstellen; doch erfuhr man späterhin, daß einige Kränkungen, die er erfahren, und zerrüttete häusliche Verhältnisse ihn von dem Hofe, wo er Kammerherr war, vertrieben hatten. Die Ankunft dieses jungen Mannes war in Mainau eine Begebenheit von Wich-

tigkeit. Der schöne Wagen, in welchem er angekommen war, die Pferde, die er mitgebracht hatte, die prächtigen Livreen seiner Bedienten und Jäger, und die Bewegung, die jetzt auf dem Schlosse herrschte, waren in den ersten Tagen der Gegenstand aller Gespräche im Dorf. Ihn selbst hatten nur wenige gesehen, und auch diese nur von fern, wenn er in seinem Garten auf und ab gegangen war; gesprochen hatte ihn Niemand; denn er verließ das Haus nicht, und hatte mit keinem Menschen Verkehr. Man kann leicht glauben, daß die Neugierde hierdurch von Tag zu Tag mehr gespannt wurde; und manche behaupteten, daß sich die Frauen in diesen Tagen mehr als sonst Geschäfte auf dem Edelhof gemacht, und öfterer, als nöthig gewesen, ihren Weg bei dem Schlosse vorbei genommen hätten. Aber es hatte ihnen nichts geholfen.

Jetzt war nun die Neugierde auf den Sonntag gespannt. Denn daran zweifelte Niemand, daß der Gutsherr in die Kirche kommen, und den Gottesdienst abwarten würde, wie das jedem guten Christen zukomme, und von seinen Vorfahren immer beobachtet worden sey. Als nun der Sonntag kam, war die Kirche etwas früher als gewöhnlich voll, und man konnte bemerken, daß die Frauen und Mädchen ihren besten Anzug gewählt, ein neueres Halstuch umgehängt, oder ein helleres Band auf die Haube gesteckt hatten. Aber ach! der Gottesdienst ging an und Niemand erschien. Die Predigt wurde mit einiger Zerstreuung angehört; das Lied

wurde gesungen, und als Sebastian hinter dem Altar stand und den Segen sprach, ließen sich vom Kirchhofe her Tritte von Pferden hören, und ein Bellen von Hunden und das Hallo der Jäger. Alles fuhr auf. Das wilde Getös ging rund um die Kirche her, und verlor sich erst, als der Segen gesprochen war, und das Final der Orgel die bestürzte, unruhige Gemeinde entließ.

Der Edelmann war nemlich auf den Einfall gerathen, den heitern Herbsttag zu benutzen und auf die Jagd zu reiten. Daß es Sonntag war, kümmerte ihn nicht, oder er dachte nicht daran; denn am Hofe, wo jeder Tag ein Fest- und Feiertag ist, mag man sich um den armseligen Unterschied des gemeinen Kalenders wenig kümmern. Nun hatten die Hunde in der Nähe des Dorfes einen Hasen aufgetrieben, der seine Zuflucht auf dem Gottesacker gesucht, und zweimal um die Kirche gelaufen war. Der Junker und sein Gefolge war ihm über die Gräber nachgesprengt; und als die Gemeinde heraus auf den Kirchhof trat, sah sie Alles von den Hufen der Pferde zerstört, mehrere Kreuze umgestürzt, die Blumen, die um sie her gepflanzt waren, niedergetreten, das frisch aufgeworfne Erdreich der Hügel zerstreut. Die Bestürzung, der Unwille war groß. Solche Entweihung des Sonntags, solcher Frevel an der geweihten Stätte war in Mainau unerhört; ja, Niemand hätte ihn nur für möglich gehalten. Die ganze Gemeinde blieb auf dem Kirchhofe stehn, besah mit Erstaunen, was geschehen war, und machte

ihrem Unwillen durch Worte und Geberden Luft. Sebastian sah stumm und bekümmert in die Verwüstung hinein. Da das Murren stieg, sagte er: Geht jetzt still und ehrbar nach Hause, ihr guten Leute! Es wird dergleichen nicht mehr geschehen; aber geht jetzt in Gottes Namen und mir zu Liebe. — Da ging denn Einer nach dem Andern; aber zögernd blieben sie immer wieder stehen, und sahen sich Kopf schüttelnd nach der Zerstörung ihres Gottesackers um. Nur den Küster und den Todtengräber behielt Sebastian zurück, damit sie die umgeworfenen Kreuze wieder an ihrer Stelle befestigten, die niedergetretenen Hügel ordneten, und auch an den Blumen, so gut es gehn wollte, den Schaden verbesserten. Bei dieser Anordnung schien er ganz gelassen; als wir aber nach Hause kamen, ließ er seinem Unwillen freien Lauf. Er wolle gern glauben, sagte er, daß die Störung des Gottesdienstes nicht beabsichtigt gewesen; aber es sey unverantwortlich, den Tag der Andacht und Ruhe mit einer tobenden Jagd zu begehen, und nicht nur selbst die kirchlichen Anordnungen zu verachten, sondern auch Andre durch schlechtes Beispiel zu ihrer Verachtung einzuladen. Ich weiß wohl, fuhr er fort, daß ich von meiner Kanzel herab einem hochgebildeten und vielkundigen Herrn nichts Neues lehren kann; aber denkt er auch immer an das, was er weiß? weicht er nicht vielleicht der Erinnerung daran aus, weil sie ihm lästig ist? — Und ist wohl irgend ein Mensch so hoch gebildet, der nicht oft äußerer Anregungen bedürfte, um auf dem

guten Wege nicht still zu stehn? oder bedürfen nicht die solcher Anregungen am meisten, die in der Verwirrung der Welt, in dem Andrange der Zerstreuungen, bei den Reizungen der Eitelkeit und aller möglichen Sinnenlust leider an Alles andre eher, als an das Heil ihrer Seele zu denken Veranlassung haben? Auf dem schlüpfrigen Wege, den diese Beneideten und so wenig Beneidenswerthen gehen, haben sie den Stab der Gottesfurcht warlich nöthiger, als der Landmann auf seinem schlichten Pfade; und es ist wohl immer noch wenig, wenn man von ihnen verlangt, daß sie sich doch alle acht Tage Einmal vor Gott demüthigen, ihrer Pflichten erinnern und als Glieder der Kirche Christi in der Gemeinde erscheinen sollen, um an die Rechenschaft zu denken, die sie einst, so gut als der geringste Mann, von der Anwendung ihrer Zeit ablegen müssen?

Während Sebastian noch so sprach, traten die Aeltesten der Gemeinde bei ihm ein, und brachten an, daß der heutige Vorfall, wie sich schon auf dem Kirchhofe gezeigt, allgemeines Murren verursacht habe; daß die Leute noch überall zusammenständen und sich mit einander besprächen; daß die Frauen insbesondere über die Zerstörung der Gräber weinten, und einige Männer dadurch so in Harnisch gebracht hätten, daß sie sich vermäßen, wenn je wieder so etwas, oder etwas ähnliches geschähe, dem Junker die Hunde todt zu schlagen, und ihn selbst mit sammt seinen Jägern vom Pferde zu werfen. — Sie bäten ihn also, er möchte einen Rath ersinnen, wie so schlimme Händel möchten vermieden werden.

So sehr nun auch Sebastian die Gefühle der Gemeinde theilte, und ihren Zorn billigte, so ließ er sich doch wenig davon merken, sondern antwortete mit der Ruhe, mit der er jedes Geschäft seines Amtes verrichtete, sie möchten die Gemeinde durch die Versicherung beruhigen, daß er schon auf wirksame Mittel gesonnen hätte, ähnlichen Ereignissen vorzubeugen. Jeder solle nach Hause gehn, und den schönen Sonntag nicht durch ausgelassene Reden entweihen, die auch nicht lobenswerther wären, als ausgelassene Handlungen. „Der Kirchhof, setzte er hinzu, wird jetzt schon wieder in Ordnung gebracht, und ich denke, den nächsten Sonntag soll keine Spur der Verwüstung mehr darauf zu finden seyn.“

Mein Mann entschloß sich nun sogleich, den folgenden Morgen auf das Schloß zu gehn, und den Edelmann auf die möglichen Folgen seiner Art von Sonntagsfeier aufmerksam zu machen. „Es ist freilich nicht gut, sagte er, daß ich ihn so gar nicht kenne, und nicht einmal gesehen habe, so daß ich eigentlich nichts bei mir festsetzen kann, sondern Alles dem Zufall oder einer glücklichen Eingebung überlassen muß. Aber ich denke doch, daß es mir bei einer solchen Berufssache nicht wohl fehlen kann.“

Nachdem dieser Entschluß gefaßt worden war, wurde Sebastian wieder ganz heiter, und that nun der verdrüßlichen Sache keine Erwähnung mehr. Den Abend brachten wir im Garten zu. Ich hatte mich auf die Bank der Hinterthür niedergesetzt, um mich der Aussicht auf die Berge zu freuen, die ihren

rothen und gelben Herbstschmuck in die letzten Strahlen der Sonne tauchten, und mit ihrer Krone von goldnen Abendwölkchen das anmuthige Thal wie ein Diadem umgaben. Mein kleiner Andreas spielte zu meinen Füssen mit den Kieseln im Wege; Sabine lag unter dem Tuche versteckt schlummernd an meiner Brust; mein Mann machte sich im Garten zu thun; da kam auf einem schönen und stolzen Pferde ein blonder Reiter in einfachem blauen Rock um die Ecke herum, Schritt vor Schritt, ernst vor sich nieder sehend, und wie in tiefen Gedanken. Ein Jäger ritt hinter ihm. Ich konnte nicht zweifeln, daß es der Edelmann sey. Das Herz schlug mir bei seinem Anblick. Ich griff nach Andreas, um ihn aufstehn zu lassen, und dann durch die Thür in den Garten zu entweichen. Meine Bewegung erregte die Aufmerksamkeit des Reiters. Er schlug seine blauen Augen auf, und grüßte mich im Vorüberreiten, indem er mich aufmerksam zu betrachten schien; dann, nachdem er einige Worte mit seinem Jäger gesprochen hatte, stieg er ab, übergab jenem das Pferd und kam auf mich zu. —

Die Annäherung des Mannes, den ich mir seit dem Vorfalle von diesem Morgen wie ein wüstes Schreckbild dachte, machte mich unbeschreiblich bestürzt. Ich erhob mich schnell mit meinem schlummernden Kinde, und würde ungeschickt genug, in den Garten entschlüpft seyn, hätte mich nicht Andreas zurückgehalten, der sich nicht von dem Anblicke der Pferde trennen konnte. So stand der Kammerherr vor

mir, während ich noch die Thür in der Hand hielt, nannte meinen Namen, und bat um Entschuldigung, daß er mich hier mit seiner Begrüßung überrasche. Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, aber die gefällige Gestalt des Mannes, sein sichres Benehmen, der angenehme Ton seiner Stimme – Alles das überwand die frühere Vorstellung. Die Furcht war verschwunden, wenn auch schon der Unwille blieb. Ich öffnete ihm die Thür, indem ich sagte, er werde meinen Mann im Garten finden; und da er stehn blieb, und meine Begleitung erwartete, nahm ich meinen Knaben bei der Hand und folgte ihm nach. Auf dem Wege sprach er sehr freundlich, lobte und liebkoßte das Kind auf meinem Arm, scherzte mit Andreas, bezeigte sein Wohlgefallen über die Einrichtung des Gartens, die schönen Blumen, das Gemüß. Oft blieb er stehn, besah Dieses und Jenes, fragte mich über Manches, und wußte so geschickt Rede an Rede zu knüpfen, daß mein Mann, der eben im Gebüsche Etwas zusammenband, nicht wenig verwundert war, mit welcher fremden Stimme ich doch so im Gespräche seyn möchte. Als wir ihm zu Gesicht kamen, und ich ihm den Kammerherrn angekündigt hatte, ließ mein Mann seine Arbeit stehn, und trat dem Besuchenden etwas befremdet entgegen; aber eh' er ihn noch begrüssen konnte, sagte der Kammerherr: Ich habe Etwas bei Ihnen gut zu machen, und ich habe mich deshalb zuerst hier an diese liebe Frau gewendet, um meine Fürsprecherin zu seyn. Sie versagen mir es doch nicht?

fuhr er, zu mir gewendet, fort. Auch dieser Kleine mag für mich bitten. — Dabei nahm er den Andreas auf den Arm und trat meinem Manne einige Schritte näher. — Ich habe heut früh Ihre Andacht gestört. Es ist wider meinen Willen geschehn. Ich glaubte, die Kirche sey aus, oder, um die reine Wahrheit zu sagen, die Reise hierher hat meinen Kalender in Unordnung gebracht, und ich wußte nicht, daß es Sonntag war. Sie zürnen mir doch nicht mehr, lieber Herr Pastor? setzte er hinzu, indem er ihm die Hand reichte. Ich werde mich künftig besser nach der Ordnung des Landes fügen. —

Die freundliche Art, mit der er dieses alles sagte, und die Sicherheit in seinem Wesen, die kein Mißlingen zu fürchten schien, ohne doch im geringsten wie Anmaßung auszusehn, verfehlte ihre Wirkung nicht. Sebastian, dem dieses Entgegenkommen recht nach Wunsch war, dankte ihm nach seiner herzlichen Weise für die gegebne Erklärung, ohne ihm die Unruhe zu verbergen, die das so ungewöhnliche Ereigniß in der Gemeinde verursacht hatte. Es ist überhaupt hier ein gar stilles Leben, setzte er hinzu; aber Sonntags kehrt Jeder seine Gedanken auf sich, und sinnt, so viel er kann, still über das nach, was ihm Noth thut; und da ist ihnen jedes Geräusch zuwider. — Der Kammerherr lächelte, und indem er schnell von der verdrüßlichen Sache abbrach, fragte er nach ländlichen Dingen, nach den Umständen der Einwohner und mehrerm dergleichen; und nachdem er ungefähr eine halbe Stunde verweilt hatte, nahm

er mit der Versicherung Abschied, daß er sich der neuen Bekanntschaft ausnehmend freue.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß wir uns an jenem Abend mit etwas leichterem Herzen zu Tische setzten, als am Mittag geschehen war. Sieh, Sebastian, sagte ich, so hat es ja der *Himmel doch* noch besser eingerichtet, als wir erwartet hatten, und Dich des verdrüßlichen Ganges überhoben, den Du vorhattest. Wie sollte man es aber nur für möglich halten, daß ein so feiner und dem Anschein nach so gesitteter Mann so wüste Dinge thun könne?

Es ist ein eignes Wesen mit diesen Weltleuten, versetzte Sebastian. Sie vereinigen Dinge in sich, die ganz unvereinbar scheinen, und in ihnen doch recht verträglich bei einander wohnen. Die Gewalt, die sie sich anzuthun gelernt haben, hält auch das Unförmlichste, wenn es gilt, in den Schranken und Grenzen einer gefälligen Form, und oft bedeckt ihre ruhige Haltung und die heiterste Miene ein Chaos tobender Leidenschaften. Bewundern muß man das auch, ob man sich schon nicht eben darüber freuen kann; da ja Alles, was mit einer sichern Virtuosität getrieben wird, auf Bewunderung Anspruch macht. Mag man auch noch so wenig Vertrauen zu den innern Gesinnungen eines solchen Mannes haben, sobald er spricht, verfehlt er selten seinen Zweck. Er beredet uns wohl gar ihm alle die Tugenden zuzutrauen, von denen wir doch das Gegentheil wissen, und den Glimmer des Goldes, der auf der Oberfläche spielt, für das gediegene Metall

zu halten. Ueber unsern Edelmann will ich noch nicht urtheilen. Ob er sein Unrecht erkennt und fühlt, weiß ich nicht; für jetzt ist es genug, daß er es ein Unrecht genannt hat, und daß wir wahrscheinlich vor ähnlichen Unbilden gesichert sind. Dieß ist mir eine große Beruhigung. Was er außerdem von der Freude an unsrer Bekanntschaft und seinen freundschaftlichen Gesinnungen rühmt, achte ich wenig. Es ist eben auch nur eine vornehme Redensart, bei der man sich so wenig, als bei einem „gehorsamsten Diener" denken darf.

Ich war nicht ganz so unglaubig als Sebastian; und als am nächsten Morgen der Gärtner vom Edelhofe mit einem ganzen Kasten von frisch ausgehobenen Blumenstöcken erschien, und meldete, daß er Befehl habe vom gnädigen Herrn, diese Blumen auf den Kirchhof zu pflanzen, sagte ich ganz erfreut: Er meint es doch wohl aufrichtig! Warum sollten wir ihm nicht glauben? — Immer sehen doch die Leute, erwiederte Sebastian lächelnd, daß er es nicht eben böse gemeint hat, und das Unbedachte wieder gut machen will. Das wird nicht ohne Wirkung bleiben und die Gemüther besänftigen.

* *
*

Der Kirchhof war jetzt wieder hergestellt, und schöner als je geschmückt, so daß, als der Sonntag kam, Jeder, der darüber schritt, ein Weilchen still stand, und sich der schönen reichlichen Blumenflor, der wohlgeordneten Hügel, und der reinlichen Wege dazwischen erfreute. Der Groll gegen den Edelmann war fast schon aus allen Herzen gewichen; und als er beim

Anfange des Gottesdienstes gar selbst in dem Herrenstande erschien, und die gestickte Uniform und das Ordenskreuz an der Brust in die Kirche hineinschimmerte, da kam die Gemeinde fast so sehr aus der Andacht als acht Tage vorher. Auf meinen Sebastian wirkte die Gegenwart des vornehmen *Zuhörers* anders. Er predigte so einfach, wie immer; aber sein Gemüth schien bewegter, und der Ton seiner Stimme war noch milder als sonst. Er sagte mir nachher, die Gegenwart des prunkenden Weltmannes habe ihm seine einfache arme Gemeinde noch lieber gemacht, und er habe mit rechter Freudigkeit gefühlt, daß er ihr angehöre, und nicht der großen Welt. — Da drückte ich ihn in meine Arme und sagte: Was könnte uns auch die Welt geben, das uns theurer wäre als die Liebe, die wir hier täglich erfahren.

An diesem Tag kam der Kammerherr wieder zu uns. Er fand mich allein. Sebastian war zu einem Kranken gegangen. Andreas stand vor mir, und hatte ein Buch auf meine Knie gelegt, worin ich ihm Bilder erklärte; Sabine lag neben mir schäkernd in der Wiege und wollte nicht einschlafen. — Immer die liebe heitre Mutter unter ihren Kindern, sagte der Kammerherr, indem er die Thür hinter sich zuzog. Was Sie für liebliche Kinder haben! Kein Wunder! Sie haben ihnen das schönste Erbtheil sogleich beim Eintritt in das Leben mitgegeben, ohne doch selbst das Mindeste dabei einzubüßen. In der That, man muß mehr als privilegirt seyn, um,

mehr als Einmal Mutter, und doch so blühend, so jugendlich, so jungfräulich, möcht' ich sagen, zu seyn! — Ich weiß nicht, erwiedert' ich lächelnd, was ich auf diese schönen Dinge antworten soll. Eine Mutter findet ihre Kinder immer recht hübsch; sie möchte sie nicht anders haben, als sie sind; und die meinigen sind mir darum wohl noch lieber, weil sie so sehr ihrem Vater gleichen. — Ihrem Vater? sagte der Kammerherr. Mit Ihrer Erlaubniß, das finde ich nicht so. Diese Kleine vielleicht noch am ersten; aber der junge Herr hier — wie nennen Sie ihn? — Andreas. — Aber warum Andreas? — Es ist der Name seines Großvaters. — So? Nun gleichviel; dieser Andreas hier ist ganz Ihr Ebenbild. Er hat Ihre Augen, Ihren Mund, Ihr Kinn — Alles. — Bei dieser Musterung hatte sich der Kammerherr vor dem Knaben niedergekauert, hielt ihn an beiden Armen und sah bald ihm bald mir in's Gesicht. — Ihre Augen, fuhr er fort, möchten vielleicht noch etwas dunkler seyn. — Dabei erhob er sich ein wenig, um mir besser in die Augen zu sehn. Ich beugte mich zurück, indem ich die eine Hand vor die Augen hielt, die andre vor mich hin ausstreckte. Rasch ergriff er die ausgestreckte Hand und küßte sie. In diesem Augenblicke trat Sebastian herein. Ein Wölkchen von Unzufriedenheit schien über des Kammerherrn Stirn zu fliegen; aber mit einer schnellen Wendung sich an den Eintretenden richtend, sagte er: Ich war eben im Streit mit Ihrer allerliebsten Frau — In der That, lieber Pastor,

Sie haben sehr angenehme, sehr heitre Kinder! — Da behaupt' ich nun, daß sie mehr der Mutter als Ihnen gleichen. Aber weshalb ich eigentlich komme, ist Ihnen für die Unterhaltung von heute Morgen zu danken. Sie haben die rechte Weise, mein Bester. Unsre schläfrigen Prediger in der Residenz haben mich ganz vom Kirchengehen entwöhnt. Wahrhaftig ich glaube, ich bin seit Jahren in keine Kirche gekommen; aber Sie können mich wieder fromm machen. Ich gebe Ihnen meine Bekehrung in die Hände.

Die leichtsinnige Weise, mit welcher der Kammerherr dieses sagte, das Lachen, mit dem er seine Worte begleitete, indem er seine Blicke immer auf mich richtete, während er doch mit meinem Manne sprach, das schnelle Ueberspringen von der geringfügigsten Sache zu der wichtigsten, Alles das machte einen Eindruck auf mich, den ich nicht beschreiben kann. Ich hatte nie auf eine solche Weise sprechen hören. Wär das die Sprache der vornehmen Welt? war es nur die Verkehrtheit eines Einzigen, der sich auf solche Weise kund thut? Ich hatte auf keine Weise Lust mehr zu hören, sondern nahm, meinen Andreas an der Hand, Sabinen auf den Arm, und verließ unter einem unbedeutenden Vorwand das Zimmer.

Diese Besuche kamen jetzt immer öftrer, und die Zurückhaltung, mit der wir sie annahmen, schreckte den kecken Edelmann nicht. Der Ueberlegenheit gewiß, die ihm sein Stand und seine Uebung im

Weltgebrauch gab, nahm er unsre Kälte für Schüchternheit, und mochte hoffen, durch freundliche Herablassung darüber obzusiegen. In seiner Unterhaltung befließ er sich größerer Behutsamkeit; nur selten erwähnte er geistliche Dinge, und dann immer — wenn auch nicht mit Achtung, doch ohne Verletzung des Anstandes. Immer aber spielte seine Rede auf der Oberfläche, und sprang, eben wenn man hoffte, daß sie bedeutender werden würde, zu einem andern, oft einem ganz fremden Gegenstand über. Man fühlte keine Langeweile, wenn er sprach; ja, das, was er erzählte, war bisweilen ergötzlich genug; aber wenn man an sein Gespräch zurückdachte, fand man doch nichts, was man hätte festhalten mögen. Ja, selbst das, was man ergötzlich gefunden hatte, erschien bei der Wiederholung nur flach und wenig bedeutend; so daß man wohl sah, nur der Vortrag und die leichte Behandlung habe ihm einen flüchtigen Schimmer gegeben, der bei der leisesten Berührung verflog.

Daß übrigens die Besuche des Kammerherrn weniger meinem Manne, als mir galten, wurden wir nur allzubald inne. Unaufhörlich war er mit mir und meinen Kindern beschäftigt. Seine Rede richtete er fast ausschließend an mich, und wenn meine Antworten karg und sparsam fielen, suchten mich wenigstens seine dreisten Blicke heim. Fast täglich schickte er mir Blumen aus seinen Gärten, auserlesne Früchte aus seinen Gewächshäusern, oft auch Etwas von der Beute seiner Jagd. Bisweilen bat er sich bei uns zu Tische, oder lud uns zu sich ein; und wenn ich

dann an seiner Seite saß, flüsterte er mir Schmeicheleien zu, die ich, wenn ich Lust hatte, für Erklärungen annehmen konnte. Diese Zudringlichkeiten wurden mir von Tag zu Tag mehr zuwider. Ich entzog mich ihnen, so oft ich nur konnte; und da dieses nicht immer möglich war, so that ich, mit der Gefahr einfältig zu scheinen, als ob ich sein süßes Geschwätz nicht hörte, oder nicht verstände.

Wissen Sie wohl, sagte er eines Tages, wo er ganz besonders zutraulich zu seyn schien, daß Sie mich wieder mit dem weiblichen Geschlechte aussöhnen, mit dem ich schon ganz zerfallen zu seyn glaubte? Gäb' es noch mehr Frauen wie Sie, so wäre ich der Erste, der das Böse, was ich wohl von ihnen gesagt und erfahren habe, für schändliche Verleumdungen, boshafte Uebertreibungen oder unglaubhafte Täuschungen erklärte und mich wieder als einen treuen Ritter unter die Fahnen des schönen Geschlechtes stellte. Aber ach, dieses liebenswürdige Geschlecht ist so ausgeartet, daß ich in Ihnen immer eine Erscheinung der guten alten Zeit zu sehen glaube, die Jedermann preißt, ohne eben auf ihre Wirklichkeit zu schwören, in welcher alle Frauen schön, und alle schönen Frauen gar himmlisch gut gewesen seyn sollen. Die erste dieser Eigenschaften findet sich noch; da aber den Meisten, die sie besitzen, die andre mangelt, und zwar meist um desto mehr mangelt, je reicher sie mit Schönheit begabt sind, so dient diese eben nur zum Verderben, um aus der Erde eine Hölle zu machen."

Nach diesem Eingange fuhr er fort: „Ich will nicht von meinen übrigen Erfahrungen sprechen, welche zahlreich sind. Sie würden sie nicht anhören wollen. Aber von meinem Ehestande darf ich Ihnen sprechen. Er ist die bitterste von allen, und zum Theil — warum soll ich es Ihnen verbergen? — die Ursache meines Hierseyns. Und in so fern —" Hier hielt er einen Augenblick inne und sah mich mit einem bedeutenden Blicke an, den ein leiser Seufzer begleitete.

„Meine Geschichte, fuhr er fort, ist kürzlich folgende. Als ich meine Reisen vollendet und eine Anstellung am Hofe erhalten hatte, dachte ich an nichts weniger, als mich in den glücklichsten Jahren des Lebens in das Joch des Ehestands zu fügen. Ich hatte überall in diesem Verhältnisse so unendlich viel Täuschung, und so wenig gediegenes Glück gesehn, daß ich entschlossen war, meine Freiheit so lange als möglich zu behaupten, d. h. so lange, bis Verhältnisse einträten, die mich veranlassen könnten ein Haus zu machen. Voll von diesen Gesinnungen, besuchte ich nach meiner Rückkehr die Schlösser und Landhäuser meiner Verwandten, deren mehrere nie in die Stadt kamen; und unter diesen zuerst einen alten Obristen, meinen leiblichen Onkel, der mit Frau und Tochter auf einem sehr einträglichen Rittergute in der schönsten Gegend ein recht patriarchalisches Leben führte. Bei meiner Ankunft wurde ich von einem Diener in den Garten geführt, in dessen Tiefe ich ein junges Frauenzimmer erblickte, das bis auf die

Fingerspitzen und Fußzehen in ein blendendes Weiß gekleidet, in einer Rosenlaube saß, und die Blumen, die in vollen Körben um sie her standen, mit zierlichen Fingern zu Schnuren und Kränzen wand. In ihr Geschäft vertieft, sah sie vor sich nieder; ein großer Strohhut verbarg ihr Gesicht, aber eine Fülle herrlicher Locken von dem schönsten Kastanienbraun quollen auf Stirn und Nacken hervor. Ich näherte mich langsam und leise; und als sie mich gewahr wurde, erhob sie sich anmuthig von ihrem Sitz, und eine schlanke, edle Gestalt stand vor mir, wie ich wenige gesehn habe. Nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten, erfuhr ich, daß sie meine Cusine Elmire war, die ich seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen hatte; daß ich sehr zur rechten Zeit käme, um den Geburtstag meines Oheims zu feiern, der eben auf den morgenden Tag fiel; und daß sie ihre Eltern veranlaßt habe, einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen, um zur Vorbereitung einiger Ueberraschungen an diesem Feste freie Hand zu haben. Mein Anerbieten hierbei behülflich zu seyn, wurde mit der ungezwungensten Artigkeit aufgenommen, und da ihr wegen des zahlreichen Besuches, der zu der Feier des Tages erwartet wurde, die Sache sehr am Herzen lag, und ich so glücklich war, vollkommen auf ihre Ideen einzugehen, auch einiges Neue beizufügen, das ihren Beifall erhielt, so war ich dadurch in wenigen Stunden mehr, als ich je durch meine Verwandtschaftsrechte hätte hoffen dürfen, in der Gunst meiner reizenden Cusine fest geworden. Sie

war in der That ganz allerliebst. Während wir, wie alte Bekannte, gemeinschaftlich arbeiteten, entwarf sie mir die lebendigsten Bilder von den meisten Personen, die ich bei dem morgenden Feste zu sehen bekommen würde; und ich überzeugte mich, daß man gar nicht am Hofe geboren und erzogen zu seyn braucht, um scharf zu beobachten, geistreich zu mahlen und witzig zu übertreiben. Die Zeit ging mir höchst angenehm hin; und da auch das Fest den erwünschtesten Erfolg hatte, und Elmirens Anordnungen die größten Lobsprüche erhielten, so war es kein Wunder, daß sie mir, als ihrem bescheidenen Gehülfen, am Abend dankbar die Hand drückte, und daß mir die ganze Nacht hindurch Elmirens braune, geistvolle Augen vor der Seele standen.“

„Ich hatte nur einige Stunden hier zubringen wollen, um der Pflicht der Höflichkeit Genüge zu thun; aber ich blieb acht Tage in der Nähe des schönen Geschöpfs, das mich jeden Tag mit stärkern Banden umschlang. Am Ende dieser Zeit waren wir, halb im Scherz und halb im Ernst, übereingekommen, daß wir nicht ohne einander leben könnten, und überraschten eines Tages, in einem Anfalle der lebhaftesten Lustigkeit, Elmirens Eltern mit der Bitte um ihre Einwilligung. Das Wort überraschen ist hier keine bloße Redefigur. Mit so vielem Wohlgefallen diese alten Leute — bei denen ich gleich seit dem ersten Tage, ich weiß nicht wie, zu Ansehn gelangt war — unser freundschaftliches Einverständniß bemerkt hatten, so ist es doch nicht wohl möglich,

das Erstaunen zu beschreiben, das sie ergriff, als sie in diesem Einverständnisse Liebe, und eine zum Ehestande führende Liebe erkennen sollten. Der Oheim, ein lebhafter Mann, erklärte sogleich, daß er in eine Verbindung zwischen so nahen Verwandten nimmermehr willigen würde; und seine Frau, *seit langen* Jahren gewohnt, die Aussprüche ihres Mannes blindlings zu verehren, setzte hinzu, sie sey überzeugt, daß eine solche, von den Gesetzen der Kirche ausdrücklich verbotene Ehe keine andere als unheilbare Folgen haben könne. Auf diese Weigerung waren wir nicht gefaßt, und ich brauche kaum hinzuzusetzen, daß Leuten, die so verliebt waren, als wir, die Gründe derselben ganz und gar nicht einleuchteten. Was wir aber auch vorbringen mochten, um einen Widerruf zu bewirken, es blieb ohne Erfolg. Der Beschluß der hartnäckigen Eltern stand fest, und Elmirens Thränen fielen umsonst auf das Herz des einträchtigen Paares, das bis jetzt der zärtlich geliebten, einzigen Tochter keinen Wunsch versagt hatte.“

„Die fröhlichen Tage, die wir in der ungezwungensten Freiheit mit einander verlebt hatten, waren nun vorbei; die benachrichtigten Eltern nahmen uns schärfer in die Augen und erschwerten uns das Zusammenseyn. Die Schwierigkeiten entflammten unsere Leidenschaft. Wir fanden Mittel uns verstohlner Weise zu sehn, und in diesen geheimen Zusammenkünften verbanden wir uns durch die heiligsten Schwüre zu unverbrüchlicher Treue. Thaten folgten den Worten, und wir trennten uns mit der Gewiß-

heit, daß keine menschliche Macht zu hindern vermag, was zwei liebende Herzen ernstlich wollen.“

„Wenige Wochen nach meiner Abreise starb Elmirens Vater an einem sich wiederholenden Schlagflusse, indem er in seinen letzten Augenblicken nichts beklagte, als seine Tochter nicht verheirathet zu sehn. Elmire glaubte diesen Moment benutzen zu müssen, um ihre Wünsche noch einmal geltend zu machen; aber auch diesesmal ohne Erfolg; sein Beschluß stand in dieser Sache unerschütterlich fest. Und da wir auch immer vergeblich suchten, der Mutter ihre Einwilligung abzuschmeicheln, beschlossen wir endlich, uns im Geheim trauen zu lassen. Die Sache hatte Schwierigkeiten; aber eben diese gaben unserm Entschlusse einen noch größern Reiz. Ich gewann den Eigennutz eines Pfarrers, der jenseits der nahen Grenze wohnte, ein Spaziergang führte uns in die Kirche, und wir kehrten als Eheleute zurück. Im Rausche der Freude warfen wir uns der Mutter zu Füssen und bekannten unsern dreisten Schritt. Sie könne, erwiederte sie, das Geschehene nicht ändern; aber von ihrer Meinung abzugehen, die ja auch ihres seligen Mannes letzter Wille gewesen, vermöchte sie nicht.“

Als der Kammerherr bis hierher in seiner Erzählung gekommen war, fiel ich ein: Und Sie wundern sich, Herr Kammerherr, daß eine Ehe, die auf eine so ungesetzliche Weise, und gegen den ausdrücklichen Willen der Eltern vollzogen worden, nicht glücklich gewesen ist?

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Die Verweigerung, antwortete er, war so willkührlich, ihr Grund so gehaltlos! Sagen Sie selbst, ob die uralten, verloschnen Gesetze, auf die uns die guten Leute hinwiesen, im Stande waren, die Liebe von zwei so hell aufflammenden Herzen, wie die unsrigen waren, auszulöschen? Soll man denn immer, eh man in ein Paar freundliche Augen sieht, erst den Stammbaum und die Consistorial-Verordnungen zu Rathe ziehn, um sich zu überzeugen, daß man die Erlaubniß habe, sich von diesen Augen entzünden zu lassen? Das, was unsre Ehe verdarb, war nicht die nahe Verwandtschaft, nicht die Pedanterei der Eltern, sondern ganz etwas Anderes, das sich leider nur allzufrüh entwickelte."

Ich schüttelte den Kopf und schwieg. Der Kammerherr fuhr fort: „Elmire brannte vor Verlangen, den Hof zu sehn, und ich meiner Seits war nicht wenig stolz darauf, dem glänzenden Diademe der Hauptstadt diesen Juwel einzufügen, den ich so glücklich auf dem Lande entdeckt hatte. Unsere Seligkeit war groß. Meine Wahl wurde bewundert, mein Glück beneidet; mein Freudetaumel schien sich dem ganzen Hofe mitzutheilen. Auch war es in der That schwer, etwas Liebenswürdigeres zu sehn, als diese seltene Vereinigung von Schönheit und Anmuth, von ländlicher Einfachheit und vornehmen Anstand, von Witz und Zartheit, von Selbstgefühl und Bescheidenheit. Die Luft des Hofes war ihr so wenig fremd, daß sie vielmehr ihr eigenthümliches

Element schien; und sie bewegte sich auf dem glatten Boden mit einer Sicherheit, als ob sie längst darauf einheimisch gewesen sey. Jedermann war von dieser seltnen Erscheinung überrascht; und manche junge Dame, die ihre Pfeile schon auf die nouvelle debarquée geschärft hatte, sah sich in ihrer Erwartung getäuscht, und fand es rathsamer, sich an sie anzuschließen und mit ihr gemeinsame Sache zu machen."

„Dies Alles war nun ganz vortrefflich, und machte mich, da es meine kühnsten Erwartungen übertraf, über alle Beschreibung glücklich. Nach einigen Monaten indeß legte sich die überspannte Bewunderung etwas. Man wurde meine Frau gewohnt; einige neue Gegenstände andrer Art zogen die Aufmerksamkeit des Hofes an; die Fluth verlief sich. Dieß schien ihrer Eitelkeit unerträglich. Sie wollte allein und ausschließend bewundert seyn. Dieß verdarb ihre Rolle. Sie wurde gefallsüchtig, überspannt, unruhig; die Anmuth verließ sie, ihr Witz wurde stechend, und verwundete mehr, als er ergötzte. Was aber endlich ihre Laune gänzlich verdarb, war das Vorrücken ihrer Schwangerschaft, und die dadurch herbeigeführte Veränderung ihrer Gestalt, die ihr im höchsten Grade widrig war. Sie überließ sich jetzt jeder Grille, und hielt sich für den Zwang, den sie sich in der Gesellschaft noch wohl anzuthun wußte, in ihrem Hause auf das vollkommenste schadlos. Da sie schlechterdings keinen Willen als den ihrigen anerkannte, so setzte sie den billigsten Erinnerungen,

die ich mir zu machen erlaubte, die bittersten Sarcasmen entgegen. Es mochte wohl eine Folge der Leidenschaftlichkeit seyn, der sie sich in solchen Fällen überließ, daß sie zu früh niederkam. Sie war einige Wochen tödtlich krank; als sie aber ihr Lager wieder verließ, war ihre Schönheit strahlender als je. Alle ihre Liebenswürdigkeit kehrte zurück; aber leider nicht für mich. Sie hatte mich geliebt; meine Zeit war vorüber; es war billig — wie sie meinte — daß ich Andern wich. Es kam zu Erklärungen zwischen uns, auf die keine Aussöhnung folgte; zu Wortwechseln, die immer eine größere Bitterkeit zurückließen; ich mußte sehn, daß meine Frau recht geflissentlich Alles that, wovon sie wußte, daß es mir am meisten zuwider war. Nachdem wir uns auf diese Weise einige Jahre elend genug neben einander fortgeschleppt hatten, blieb uns zuletzt nichts als die Trennung übrig. Die Sache ist anhängig, und ich darf ihrer Entscheidung mit jedem Tage entgegensehn. Bis dahin hab' ich mich in diese Freistatt geworfen, und das Schicksal hat gewollt, daß ich hier eine Frau antreffen sollte, die ganz gemacht scheint, meinen gerechten Zorn gegen ihr Geschlecht zu besiegen. Nur kann ich leider nicht glauben, daß diese Frau viele ihres Gleichen habe."

Bei diesen Worten schwieg der Kammerherr, und sah mich mit den zärtlichsten Blicken an; aber seine Erzählung hatte nicht gewirkt, was sie beabsichtigen mochte. „Ich kann, antwortete ich, keine Schmeicheleien auf Kosten meines Geschlechtes annehmen,

das zuverläßig besser ist, als die Männer — ich sollte wohl sagen, als einige Männer — zugeben oder wünschen mögen. Ich beklage Ihr Unglück; ich will auch die Klagen, die Sie über Ihre Frau führen, auf Ihr Wort und ohne weitre Prüfung für vollkommen begründet nehmen; aber wie konnten Sie sich wundern, daß Alles kam, wie es kam? Welches Vertrauen konnten Sie auf die Liebe eines Mädchens setzen, das kein Bedenken trug, bei dem wichtigsten Schritte des Lebens, dem ausdrücklichen Verbote seiner Eltern entgegenzuhandeln? das sich weder um die letzten Worte eines sterbenden Vaters, noch um die Gewissensangst seiner Mutter kümmerte, und während sie am Altare den Segen Gottes hätte suchen sollen, nur die Befriedigung ihrer weltlichen Wünsche suchte? Diese Wünsche waren nicht Sie, nicht Ihr Herz und Ihre Liebe, nicht einmal das Zusammenseyn mit Ihnen — nein, es war die Begierde nach den Zerstreuungen und dem Glanze der Welt. Sie erkannten das, und begünstigten es. Sie nährten die Eitelkeit Ihrer geblendeten, bethörten Frau, und theilten sie. Und dann wunderten Sie sich, als das wilde Gewächs über sie hinauswuchs, sie niederdrückte, und statt labende Früchte zu bringen, nur Gifthauch verbreitete? Das ist es eben, was so vielen Zwiespalt in die Ehe bringt, daß der Mann erst aus eigner Schwachheit die Schwachheit der Frau oder der Geliebten begünstigt und nährt, ja, sie wohl gar als ein Verführungsmittel für seine Absicht mißbraucht; dann, wann er zu seinem Ziele gekommen

ist, das, was er eben gebilligt, ja, vergöttert hatte, launenhaft schmäht, auch wohl mit Unmuth und Bitterkeit verfolgt, dadurch zum Widerstande herausfordert, und wenn er diesen nicht dulden will oder kann, endlich das Gewaltsamste thut, und das heilige Band mit frevelnder Hand zerreißt. Wäre die Ehe überall, wie sie seyn sollte, ein Bund der Liebe vor Gott, so würde man nicht von unglücklichen Ehen sprechen hören; die Scheidungen würden verschwinden; man würde überall rechtschaffene Frauen, gewissenhafte Mütter und tugendhafte Töchter sehn. - Sie lächeln, Herr Kammerherr, über meinen Eifer; aber ich muß mein Geschlecht gegen allgemeine Anklagen in Schutz nehmen, die immer ungerecht sind, und nur allzu leicht zu den gräßlichsten, schreiendsten Ungerechtigkeiten verführen können. Soll es doch Männer geben, die sich jeden Frevel an unserm armen Geschlechte erlaubt halten, bloß weil sie alles Böse von ihm glauben, oder sich doch zur Beschönigung ihrer Unthaten bereden es zu glauben. Das Schlimmste, was uns Weibern vorgeworfen werden kann, ist unsre Schwachheit. Die Stärke der Männer sollte uns als Stütze dienen, aber in ihrem Uebermuthe wollen sie uns lieber niederwerfen und unterjochen. Ist wohl Uebermuth etwas Lobenswerthes?"

Ich hatte mit Lebhaftigkeit gesprochen; der Unwille, dessen mein Herz voll war, hatte mir das Blut in die Wangen getrieben; das Herz meines Zuhörers aber hatt' ich nicht getroffen. „Wie schön Ihnen doch der Zorn steht! rief er zu meiner großen Ueber-

raschung aus. Man könnte Lust bekommen, Sie recht oft zu erzürnen!" Und dabei schlang er, eh ich es mich versah, seinen Arm um meine Hüften, und wollte mich küssen. Ich sträubte mich. Er kämpfte mit Hartnäckigkeit. „Ich muß, rief er aus, den schönsten Mund küssen, der so herrlich zu sprechen weiß, und sollt' es meine Seligkeit kosten." — Ich riß mich mit Unwillen los; er jagte mir nach; da trat Sebastian zur Gartenthür herein, und ich warf mich in seine Arme. Der Kammerherr, als er mit Einemmal vor meinem Mann stand, war etwas verblüfft; aber er verlor die Fassung nicht, sondern sagte: „Ihre allerliebste Frau hat mir so eben eine wunderschöne Lobrede auf das weibliche Geschlecht gehalten, und nun weigert sie sich hartnäckig ein Zeichen meiner Begeistrung, meines Glaubens anzunehmen. Ist das recht? ist es christlich?" — Sebastian antwortete sehr ernst: „Ich weiß nicht, Herr Kammerherr, was die Sitte der Höfe mit sich bringt; aber die Sitten eines Pfarrhauses glaube ich zu kennen, und meine Frau handelt sehr löblich, daß sie sich dem entzieht, was Sie ein Zeichen Ihrer Begeistrung und Ihres Glaubens zu nennen belieben. Sie werden mich sehr verbinden, Herr Kammerherr, wenn sie uns ähnliche Verlegenheiten ersparen, denen sich eine Pfarrfrau auf keine Weise ohne Nachtheil ihres Rufes aussetzen darf; und dieß wird wohl am besten dadurch geschehen, wenn Sie ein Haus vermeiden, das Ihnen doch nur wenig Vergnügen bieten kann."

Diese unerwartete Anrede, die mit der größten

Ruhe, aber mit fester Stimme gesprochen wurde, vornemlich der Schluß derselben, überraschte den sonst so dreisten Mann. Man sah wohl, daß er seinen kecken Anstand zusammensuchte, daß er nach irgend einer schlagenden Antwort jagte, — umsonst — er sah mich mit verlegner Mine an und ging. Am folgenden Morgen kam wieder ein Körbchen mit ausgesuchten Früchten an mich, nebst einem Billet. Beides kehrte unberührt zurück. Dann kam ein Brief allein. Auch dieser wurde natürlich nicht angenommen. Ihm folgte auf der Stelle ein kurzes Billet Sebastians, in welchem er seine Bitte mit bescheidnen Worten wiederholte, und den Kammerherrn dringend ersuchte, mich nicht durch das Zusenden seiner Geschenke und Briefe einer neuen Verlegenheit Preis zu geben. „Meine Frau, schrieb er, wird nie die Briefe eines fremden Mannes annehmen; und da ich nie einen Brief öffne, der nicht an mich gerichtet ist, so bleibt uns nichts übrig, als das, was wir bis jetzt gethan haben, und was Ihnen wie eine Beleidigung erscheinen muß."

Dieser Brief blieb, wie wir erwartet hatten, ohne Antwort, aber nicht ohne Folgen. Der Kammerherr, der es einem armen Landpfarrer nicht vergeben konnte, ihn aus der Fassung gebracht zu haben, vermied von dieser Zeit an die Kirche, und, wie die Menschen nie kleiner sind als im Zorn, fing er sein wildes Jagen auch Sonntags wieder an. Mehr als einmal hörte man seitdem wieder das Hallo der Jäger und das Bellen der Hunde während des Got=

tesdienstes, obschon nicht wieder in solcher Nähe als das erste Mal. Manche andre Unfertigkeit wurde von dem Uebermuthe der Diener am Dorfe und auf den Feldern begangen, und die Klagen, die deshalb bei ihrem Herrn angebracht wurden, mit schnöder Härte zurückgewiesen. Vorzüglich wurde Alles aufgesucht, womit man meinen Mann zu kränken hoffte. Auch die Verleumdung gegen mich wurde nicht gespart, und Geschichten ausgestreut, die, so unwahrscheinlich sie auch waren, doch hin und wieder Glauben fanden. Dieses schmerzte uns am meisten. Da aber nicht viel dagegen zu thun war, hüllten wir uns in das Bewußtseyn unsrer Unschuld, und sahen endlich, zu unserm großen Vergnügen, den Kammerherrn, nachdem er einige Wochen hindurch seinem kleinlichen Zorne freien Lauf gelassen, mit seiner ganzen Dienerschaft abziehn. Sein Abschied wurde von Niemanden beklagt; aber bald trug sich eine Veränderung zu, zu welcher seine Anwesenheit Veranlassung gegeben hatte, und die auf den stillen Gang unsers Mainauer Lebens störend wirkte. Ich will auch hiervon einige Nachricht geben.

Das Rittergut, von welchem unserm Kammerherrn der größte Theil gehörte, war seit einer langen Reihe von Jahren an eine einheimische Familie verpachtet gewesen. Beide Theile hatten sich gut dabei gestanden. Das Gut wurde mit Gewissenhaftigkeit bewirthschaftet, die Pachtgelder regelmäßig bezahlt, auch in dringenden Fällen Vorschüsse gern gewährt. Dabei waren die Pachter, indem sie ihre

eignen zahlreichen Grundstücke bei der Verbindung mit den herrschaftlichen besser benutzen konnten, zu einem Wohlstande gelangt, der ihnen als arbeitsamen und redlichen Leuten von Jedermann gegönnt wurde. Dem Kammerherrn schien indeß ihr Gewinn zu groß, und da auch seine Diener, die ohne Kenntniß der Sache nur nach dem äußern Scheine *urtheilten*, ihn in dieser Meinung bestärkten, so *kündigte* er den bisherigen Pachtern den Contract *auf*, und schloß einen neuen Vertrag mit einem Auswärtigen, der sogleich alle Mitbewerber durch sein hohes Gebot zurückgeschreckt hatte.

Diese an sich ziemlich gleichgültige Veränderung gab doch zu mehrern Störungen in unsrer Gemeinde Veranlassung. Die Uebergabe des Gutes, die sich durch eine Reihe von Tagen hinzog, war mit Schmausereien und Ergötzlichkeiten begleitet, die weder der stillen Weise unsers Dorfes, noch überhaupt den guten Sitten angemessen waren. Die städtischen Bevollmächtigten des Edelmanns, an die sich einige junge Practicanten angeschlossen hatten, hielten sich auf einem Dorfe zu Allem berechtigt, schwärmten, nach vollbrachtem Tagsgeschäft, halb trunken umher, neckten Mädchen und Weiber, und verspotteten die Männer, die ihnen wehren wollten. Schon standen sich die Fremden und die Einwohner von Mainau als zwei feindliche Parteien entgegen, als die jungen Leute am Johannistage zu einem Tanze unter der Linde zusammenkamen. Die städtische Gesellschaft, die am Mittage scharf gezecht hatte, ermangelte

nicht, sich auch auf dem Tanzplatze einzufinden, und trieb hier so vielen Muthwillen und Frevel, daß es endlich zu Thätlichkeiten kam. Die Städter zogen den Kürzern; aber das unschuldige Fest war gestört, und da die Geschlagenen Klage erhoben, so erhielt sich die widrige Erinnerung an das Ereigniß noch lange Zeit durch die Folgen, die es nach sich zog.

Der neue Pachter war ein studirter Oeconom, welcher die Englische Landwirthschaft in einem Deutschen Institute gelernt hatte, und nun den ersten eignen Versuch in Mainau wagte. So wie er selbst das Wesen eines Englischen Farmer nach der Beschreibung angenommen hatte, so sollte auch sein Haus auf Englische Weise eingerichtet seyn. Die ganze Wirthschaft wurde umgeschaffen, die bisherigen Werkzeuge gegen andre vertauscht, die Aecker anders gepflügt und bestellt, künstliche Wiesen angelegt, und was dergleichen mehr war. Da sich die Eingebornen nicht gleich in die neue Weise finden konnten und die Geduld des Herrn schnell ermüdeten, nahm er fremde Knechte und Mägde in Dienst, und bestellte einige Aufseher über sie, die nach seiner Anweisung die Wirthschaft besorgen mußten. Seine eigne Thätigkeit war gering. Nach einiger Zeit holte er eine junge Frau aus der Stadt, die vom Landleben sehr romantische Vorstellungen, aber ganz und gar keine Kenntniß mitbrachte, spät aufstand und um Mitternacht zu Bett ging, den Tag am Flügel oder am Nährahmen zubrachte, mit dem Buche in der Hand spazieren ging, und oft in der Nachbar-

schaft umher zu Besuchen fuhr, immer in Englischen Muselin gekleidet, zart und zierlich, auch im Umgange nicht unangenehm, aber zu einer Pachterin durchaus verdorben. Wenn man das Leben dieser Leute, ohne Beziehung auf ihren Beruf, nur aus der Ferne, etwa wie ein Bild oder einen *Englischen* Kupferstich, betrachtete, so konnte es recht gefällig und anmuthig scheinen; in der Nähe besehn, war es leer und hohl, vornehmlich aber der Stellung, die sie nun einmal in der Welt genommen hatten, gänzlich unangemessen. Die Folgen dieses Widerspruches wurden bald sichtbar. Schon im zweiten Jahre mußten einige Verbesserungsplane, die der Landesart nicht zusagten, mit großem Schaden aufgegeben werden; im dritten Jahre blieb der Zins im Rückstand; im vierten sah sich der Pachter, erdrückt von Schulden und ohne Hoffnung der Rettung, genöthigt, die Pachtung aufzugeben, auf die sich unter vortheilhafteren Bedingungen einer seiner Gehülfen setzte, der durch ungetreue Verwaltung das Verderben seines Herrn beschleunigt hatte.

Diese drei oder vier Jahre waren eine bedenkliche Prüfungszeit für die Sitten unsers Dorfs. Da der Pachter häufige Besuche von seinen städtischen Freunden erhielt, die sich an seinem gut besetzten Tische wohl seyn ließen, so wiederholten sich auch die Unordnungen, die seinen ersten Eintritt bezeichnet hatten; nur mit dem Unterschiede, daß sich die fremden Gäste von den Eingebornen, die der Pachter als dummes und rohes Volk verschrie, meistentheils fern

hielten, und ihre Ergötzungen auf die Insassen des Pachthofes beschränkten, die immer wechselnd von allen Gegenden hier zusammenkamen. Wohlgebildetes Gesinde gehörte zu dem Ideale einer Englischen Landwirthschaft, und da sich eine gute Bildung in feinen Kleidern noch besser zeigt, so wurde auch hierin nicht sowohl auf das Angemessene, als auf das Anmuthige gesehn. Wenn daher die Mägde des Edelhofes in ihrer modigen Tracht, ihren breiten, flatternden Bändern, seidenen Halstüchern und knappen Leibchen in der Kirche erschienen, oder auf dem Tanzplatze, so fielen alle Blicke auf sie, und es war nicht zu verkennen, daß sich in vielen Mädchenherzen der Wunsch nach ähnlichem Schmucke regte. Mancher Unfriede erwuchs hieraus. Die Töchter wünschten den Dienst auf dem Pachthofe, wo man bei hohem Lohne ein lustiges Leben führte; die Eltern verboten ihn; doch waren es meist nur die Väter, die mit Standhaftigkeit auf ihrem Verbote beharrten. Oft wurde dann, bei dem Streite darüber, meine Dazwischenkunft, bisweilen auch meines Mannes Hülfe gesucht. Wir waren, wie es sich von selbst versteht, immer auf der Seite der Eltern, wenn auch die Töchter weinten und scheel sahen; und da es nach einiger Zeit geschah, daß einige auf dem Edelhofe dienende Mädchen ins Kindbett kamen, andere wegen Diebstahls und Untreue schimpflich fortgejagt wurden, und durch diese Vorfälle die bedenklichen Sitten des Hauses immer kundiger wurden, so kam das Alles dem Ansehn der Eltern sehr zu Statten. Doch war dadurch

nicht Alles gut gemacht. Das schlimme Beispiel, so nah und mit einem so gefälligen Scheine bekleidet, konnte nicht ohne nachtheilige Wirkung bleiben. Unangemessene Wünsche, schlummernde Begierden wurden geweckt, der innre Friede wurde, wie der äußere, gestört. Mehrere, sehr hübsche, aber arme Mädchen, zogen damals in die Stadt und verwilderten; Einige gingen ganz zu Grunde; Andere kehrten früher, aber mit zerstörtem Rufe zurück, und sie gestanden, mit schmerzlicher Reue, daß das, was sie auf dem Edelhofe gesehen hätten, ihre guten Gesinnungen zuerst erschüttert, ihr Gemüth in Aufruhr gebracht, und sie gleichgültig gegen das Laster gemacht hätte.

* * *

Bei dem Bösen, das die Menschen thun, achten sie selten auf seine zufälligen Folgen, unter denen die Macht des Beispiels leicht die schrecklichste seyn dürfte. Wenn der Mensch in dem Dunkel, das sein ganzes Daseyn umgibt, nie die Folgen von dem, was er thut, berechnen kann, und auch selbst das Gute bisweilen Uebel und Nachtheil erzeugt, so hat er doch in diesem seltnern Falle den Trost seiner guten Absicht und der Unschuld seiner Gesinnungen. Aber was hat der, den die wilde Begier zum Bösen getrieben, der zur Befriedigung des eignen, frevelhaften Wunsches ein giftiges Kraut gepflanzt hat, und dieses nun unaufhaltsam verderblich wuchern sieht? Leicht mag auch die schwächste Hand den Kerker der reißenden Hyäne öffnen; aber wie willst du

sie einfangen, wenn sie einmal umherwüthet? oder wie willst du die Leben zurückrufen, die ihre Wuth vernichtet hat? Und kannst du hier, kannst du bei irgend einer That unbesonnenen Frevels sagen, daß du unschuldig seyst? daß du nicht einzustehen habest für die Folgen deiner That?

Je höher ein Mensch steht, je mehr und heller seine Thaten in die Welt scheinen, je weniger er selbst zur Verantwortung gezogen werden kann, desto grö=ßer ist die Verantwortlichkeit, die sein Beispiel ihm auferlegt. Die Herrscher der Völker, die Vornehmen und Mächtigen — Alle diese sind mehr oder weniger den Leuchtfackeln gleich, die an der rechten Stelle in den sichern Hafen führen; wenn aber Bosheit und Tücke sie erhebt, in verderbliche Klippen oder auf Un=tiefen zum Verderben leiten. Ganz gewiß ist nicht ein einziger Mensch, der, wenn er im Gefolge der Einen bösen That, zu der ihn die wilde Begierde drängt, die ganze gräßliche Brut erblickte, die aus ihr, wie bei manchen schrecklichen Krankheiten häßliches Unge=ziefer, hervorquillt, nicht schaudernd zurücktreten wür=de; aber sie wenden die Blicke von den Folgen ab, und bereden sich gern, daß das, was sie nicht sehen, auch nicht vorhanden sey. Könnten sie andre blind machen gegen das, was sie thun, so wär' es besser. Aber ist nicht ein Hausvater, welcher sich der Un=mäßigkeit ergibt, in strafbaren Verbindungen lebt, seine Pflichten verabsäumt und im Müssiggange schwelgt, — ist er nicht an den Sünden schuld, die seine Kinder, seine Dienstleute und Angehörigen

nach seinem Beispiele begehn? und tritt nicht diese, sich immer vermehrende Sündenschaar, zugleich mit den seinigen, feindlich und anklagend gegen ihn auf? Ist dieß nun schon in den beschränkten Verhältnissen eines Hauswesens furchtbar, wie viel mehr, wo ganze Völker Zeugen und Zuschauer sind! Der Mächtige, welcher selbst nicht unter dem Gesetze steht, *wird* seinem Volke zum Gesetz. Was gilt das anders lautende Wort gegen die klare That? und wer kann zweifeln, daß der Anblick einer gesetzwidrigen That, im Vertrauen auf Straflosigkeit begangen, lauter zur Nachahmung ruft, als das Gesetz zur Vermeidung? Und scheint nicht der, der im Schooße erlaubter Genüsse, nach verbotenen Früchten greift, nur um zu den vielen andern noch *den Einen* auch zu gewinnen, scheint er nicht den kärglicher vom Glücke Bedachten zu berechtigen — wenn je eine Berechtigung zum Bösen Statt finden könnte — unbedenklich nach jedem Mittel des Genusses zu greifen, und die i h n hemmenden Schranken bald listig zu umschleichen, bald mit dreister Kühnheit niederzuwerfen? Hat nicht der Gesetzgeber selbst sie zuerst niedergestoßen? und muß nicht der strafende Richter erröthen, wenn der Angeklagte auf das leuchtende Beispiel deutet, dem er gefolgt ist? Vergebens stützt die äußre Macht das Gesetz, wenn eine andre, das Gesetz befeindende Kraft in der geheimen Tiefe des Herzens arbeitet, und wie ein unterirdisches Gewässer die festesten Dämme zernagt; welches eben da geschieht, wo die Thaten der Gewalthaber und ihrer

Diener des heiligen, aber bei ihnen nur für den Schwachen geschriebnen Gesetzes spotten. Wenn nun auf diese Weise der ganze sittliche Bau eines Landes zusammenstürzt, zwischen den Trümmern nur das abgezehrte, hohläugige Laster schleicht, der Thron selbst endlich, von dem schlechtesten Gewürme zernagt, einbricht, muß da nicht der, welcher ihn drückte, in dieser Veränderung sein eignes Werk erkennen, und dem Leichtsinne fluchen, mit dem er in gedankenloser Selbstsucht den Saamen des Bösen umhergestreut hat? —

Diese Betrachtungen stimmen zu einer Begebenheit, die sich in derselben Zeit in unsrer Nachbarschaft zutrug. Hier lebte damals der Fürst ** von **, ein Mann, der nicht eben bösartig von Natur, nur roh und ungebildet, keine Beschäftigung kannte, als die Bändigung des Pferdes und die wilde Jagd. Um die Regierung seines Landes kümmerte er sich wenig; aber der bejahrte Minister war ein redlicher und arbeitsamer Mann, und da das Land nicht von großem Umfang war, so wurde die Unthätigkeit des Fürsten nicht sehr wahrgenommen. Nachdem aber der alte Minister gestorben war, jüngere Männer, die nur Gunst und Vortheil suchten, an seine Stelle traten, und die Leidenschaften des Fürsten, jedes hemmenden Zügels ledig, immer gewaltthätiger wurden; da ging schnell Alles abwärts, und das Unkraut des Bösen, das so wucherlich um den Thron her aufgeschossen war, bedeckte das Land. Die Fürstin, eine tugendhafte und liebenswürdige Frau, aber un-

nichtswürdiger Dirnen willen hintangesetzt und vernachläßigt, verließ jetzt den Hof aus Achtung gegen sich selbst, und bezog ein Schloß in einer anmuthigen Gegend, wo sie, mit einigen Freundinnen in stiller Einsamkeit lebend, den Gram über ihre unglückliche Ehe bekämpfte. Jetzt waren die letzten Schranken gefallen, und der Fürst, durch keine Rücksicht mehr gehemmt, füllte seinen Hof mit feilen Buhlerinnen, die er häufig wechselte, oft verheirathete, oder auf andere Weise unterbrachte, bisweilen auch mit Ungestüm vertrieb. Bald schien das ganze Land nur ein Harem dieses Sultans zu seyn, der auf jeden Reiz, der hier aufblühte, ein Recht zu haben meinte. Noch war ihm aber das schönste Mädchen seines Landes verborgen geblieben. Sophie, die Tochter eines seiner Verwalter, war bis in ihr sechzehntes Jahr bei einer entfernt wohnenden Base erzogen worden, und auch jetzt nur auf einige Tage zum Besuch in die Heimath gekommen. Ihr Unglück wollte, daß der Fürst gerade in dieser Zeit in der Gegend jagte, und beim Einkehren auf dem Gute das schöne Mädchen sah. Ihr Anblick entzündete auf der Stelle sein Verlangen nach ihrem Besitz, und er war kaum in die Residenz zurückgekehrt, als einer seiner Augendiener mit lockenden Anerbietungen an sie abgeschickt wurde. Diese Anerbietungen wurden mit Bescheidenheit zurückgewiesen; und eine zweite Botschaft, noch verführerischer als die erste, hatte keinen bessern Erfolg. Sophie beschwor jetzt ihren Vater, sie unverzüglich zu ihrer Base zurückzuschicken,

wo sie außer dem Bereiche des Fürsten wäre; aber dieser, obgleich von Allem unterrichtet, zögerte von Tag zu Tag ihren Wunsch zu erfüllen, und zeigte eine Unruhe und Niedergeschlagenheit, deren Grund Sophie in den Nachstellungen des Fürsten suchte. So war es aber leider nicht. Der Verwalter stand in Rest, und war wegen der Bezahlung in Verlegenheit; und da der Fürst auch dieses ausgekundschaftet hatte, und mit Freuden einen so günstigen Umstand ergriff, folgten jetzt auf die zurückgewiesenen Anerbietungen strenge Mahnungen. Da entschloß sich der bedrängte Mann, dem mehr an der Erhaltung seiner Stelle als an der Tugend seiner Tochter lag — er hatte ja schon so viele in gleichem Falle gesehn — das, was er längst in seinem Herzen beschlossen hatte, Sophien zu eröffnen. Er sagte ihr: Sie sey offenbar die Ursache der ungewöhnlichen Strenge, mit welcher er geängstigt würde. Er sähe seinem Untergange entgegen; denn der Zorn des Fürsten kenne kein Maaß, wenn er Widerstand in seinen Wünschen fände, aber sie könnte ihn retten, wenn sie ihre Bedenklichkeiten besiegte, und die Erbietungen annähme, die noch keiner andern mit solcher Freigebigkeit gemacht worden wären. Dann setzte er, vielleicht zur Beruhigung seines Gewissens, noch Mancherlei hinzu von der Ehrfurcht, die man seinem Fürsten schuldig sey, von dem fürstlichen Rechte, von der gänzlichen Verschiedenheit eines solchen Verhältnisses von dem gegen einen Privatmann, und was dergleichen leere Worte mehr sind, mit denen

die Nichtswürdigkeit sich selbst und andre zu täuschen sucht. Sophie antwortete, wie es recht war; aber ihre Bitten und Thränen fanden ein hartes Herz, und wurden durch die härtesten Drohungen erwiedert; und da auch Drohungen ihren Willen nicht beugten, fiel der unwürdige Vater vor ihr *auf die* Knie, und beschwor sie mit Thränen, ihm ihre Hülfe nicht zu entziehn. Da widerstand sie nicht länger. Der schändliche Handel wurde abgeschlossen, dem Verwalter die Schuld erlassen, Sophie auf ein Lustschloß des Fürsten gebracht. Hier fand sie Alles, was ein junges Herz verwirren und die Sinne berauschen kann; und so niedergedrückt sie Anfangs durch ihre Schmach war, so wurde sie doch nur allzubald durch die Schmeicheleien des Fürsten, seine Geschenke und die Feste, die er ihr gab, mit einem Stande ausgesöhnt, den die Schranzen eine Erhebung nannten. Mit der Furcht vor der Schande, in die sie sich aus Gehorsam gegen den Willen ihres Vaters gestürzt hatte, erlosch in ihrem Herzen auch die Furcht vor Gott; und wenn irgend ein frommer Gedanke aus früherer Zeit in ihr erwachte und sie beunruhigte, so waren sogleich die Zerstreuungen, die Feste, die Schmeicheleien zur Hand, um die Stimme ihres Gewissens zu ersticken, und es in den vorigen Schlummer zu wiegen. Sie lernte sich selbst im Rausche des Glücks vergessen, und diese Vergessenheit mußte ihr der Ersatz der unschuldigen Heiterkeit ihrer Jugend seyn. So geschah es denn, daß sie die giftigen Waffen des Fürsten gegen ihn selbst kehrte, und als

ein junger Mann von schöner Gestalt und angenehmen Sitten von Liebe zu ihr entbrannte, sie sich diesem ergab, und in dem Taumel der neuen Leidenschaft jede Vorsicht vergaß. Es dauerte nicht lange, so wurde der eifersüchtige Fürst ihre Untreue inne, setzte seinen Nebenbuhler gefangen, und jagte die Geliebte im Zorn von sich. Sie suchte Zuflucht bei ihrem Vater, und fand einen Feind. Denn da sich dieser unredliche Mann im Vertrauen auf die Gunst des Fürsten der Unordnung mehr als je ergeben hatte, so war ihm eine neue Schuldenlast aufgewachsen, die seine Mittel überstieg. Bis jetzt hatte er nichts gefürchtet: nun aber seine Tochter ihn nicht mehr schützte, sah er sich von neuem gerichtlicher Verfolgung und dem Verderben Preis gegeben. Sein Zorn war ohne Grenzen. Nach einer schrecklichen Scene gegenseitiger Vorwürfe, die ohne Zweifel den gewissenlosen Vater am härtesten trafen, verließ die Unglückliche, Verstoßene, der Verachtung Preis gegebene, das Haus, um sich in den nahen Fluß zu stürzen. Sie wurde todt herausgezogen. Der Fürst begegnete dem Leichnam, verweilte einen Augenblick und sagte: „Sie ist doch noch schön! Ich hätte sie warlich vielleicht wiedergenommen.“ — Einige Tage darauf zog ein anderes Opfer der fürstlichen Begierde in die Zimmer ein, welche Sophie bewohnt hatte. Sophiens Vater aber starb nach kurzer Frist in schmählicher Armuth, nachdem auch er von seinem Platze vertrieben worden war.

Aber nicht diese Familie allein fand auf solche

Weise ihren Untergang. Nachdem die Sittenlosigkeit des Fürsten dem Laster den Zugang geöffnet hatte, wurde die Heiligkeit der Ehe ohne Scheu verletzt, und der Reiz, der den Wechsel leichtfertiger Verbindungen begleitet, siegte bald über das stille Glück des häuslichen Lebens ob. Das Verderben stieg von dem Hofe in die niedern Classen herab. Die Töchter der Bürger, statt die Tugenden zu bewahren, die das Leben der Jungfrau schmücken, trachteten nach buhlerischen Reizen und beneideten sich gegenseitig die Schmach, von irgend einem vornehmen oder reichen Manne unterhalten zu werden. Alle Zucht, alle Rechtlichkeit schwand dahin, und Sophiens Vater war nicht das einzige Ungeheuer seiner Art, das die Ehre seiner Tochter um schnödes Geld oder schimpfliche Gunst verkaufte.

* * *

Im funfzehnten Jahre meines Ehestandes wurde Mainau von einem Unglück betroffen, das mehr als eine Familie in Trauer versetzte, und auch mich mit einem unersetzlichen Verluste bedrohte. Die göttliche Güte wendete dieses Unglück von mir ab, und was früher dem Orte so verderblich gewesen war, mußte ihm späterhin durch ein unerwartetes Zusammentreffen der Umstände zum Nutzen gereichen.

Der Ausbruch der französischen Revolution fiel in jene Zeit. Der glänzende Anfang dieses Ereignisses, die ungeheuern Begebenheiten, die daraus hervorgingen, die wechselnden Erfolge des Krieges — Alles das hatte, wie überall, so auch bei uns, die

lebendigste Theilnahme erregt. Anfänglich waren alle Gemüther der französischen Sache aufrichtig zugethan. Nichts schien billiger, als die Forderung schreiende Mißbräuche abzustellen, das Reich der Willkühr zu endigen, das Gesetz für Alle gleich zu machen, die öffentlichen Lasten auf eine gleichförmigere Weise zu vertheilen, den Gewissenszwang aufzuheben, den Einsichtsvollsten endlich eine Stimme in der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten zu sichern; und es war nicht zu verwundern, daß Jedermann den Fortgang einer so gerechten und edeln Sache mit einer Lebendigkeit wünschte, als ob es seinen eigenen Vortheil gegolten hätte. Diese reine Theilnahme sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Der böse Saame, den der Eigennutz und Haß der Partheien ausstreute, ging schnell mit furchtbarer Ueppigkeit auf; Leidenschaft und Rachsucht verdrängte die Gerechtigkeit; Gewalt siegte über Vernunft, und die glorreichste Sache wurde mit unnennbaren Greueln befleckt. So wie nun zuerst die Meinungen einstimmig für ihr Gedeihen gewesen waren und dann sich getheilt hatten, so vereinigten sie sich jetzt wiederum in dem Abscheu ihrer Ausartungen; und man war nur darüber uneinig, wem diese Ausartung am meisten zuzuschreiben sey. Mehrere Jahre hindurch waren diese Begebenheiten glücklicher Weise nur ein Gegenstand lebhafter Unterhaltung gewesen; und wir lasen von den Kriegsheeren der Verbündeten, ihren Siegen und Niederlagen, ihrem Vor- und Rückwärtsgehen, der Verwüstung der Städte und Länder

und den Elende ganzer Provinzen, ohne daß es uns einfiel, daß auch unsre stille und glückliche Heimath von diesen Wellen erreicht werden könnte. Dieses geschah zuerst im Jahre vier und neunzig auf eine widrige Art. Denn als damals die Ueberlegenheit der französischen Heere die Verbündeten zwang, ihre Standplätze am Rhein aufzugeben, leerten sie ihre Gefängnisse und Lazarethe aus, und schickten die Gefangenen, um sich ihren Besitz zu sichern, in das Innre von Deutschland. Bei weitem die meisten dieser Unglücklichen waren mit dem Kerkerfieber behaftet, und die schlimme Jahrszeit, in die ihre Fortschaffung fiel, vermehrte dieses fürchterliche Uebel in einem solchen Grade, daß nicht nur täglich viele von ihnen starben, sondern auch durch sie die Pest in allen Orten verbreitet wurde, die sie berührten. Auch unser friedliches Mainau, obgleich von der gewöhnlichen Heerstraße hinlänglich entfernt, traf, da das Austreten des Flusses den Zug zu einem Umwege genöthigt hatte, dieses traurige Schicksal. Auf die Nachricht von der Annäherung dieses wandelnden Lazareths, zogen ihm die Meisten entgegen, von der Begierde getrieben, Etwas von dem Volke zu sehen, das seit einigen Jahren fast der einzige Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war; aber bestürzt und niedergeschlagen, mit Unwillen und Abscheu erfüllt, kehrten Alle zurück. Sie hatten ein Heer von Sterbenden gesehn, hohläugige, verfallene, gelbfahle Jammergestalten, denen nur die Verzweiflung noch Lebenskraft gab; meist schlecht bekleidet, mit

Schmutz bedeckt und ohne Schutz gegen die Rauheit der Witterung. Jetzt wich dem Mitleiden jedes andere Gefühl. Alles gerieth in die lebhafteste Bewegung. Daß man diesen unglücklichen Schlachtopfern des Krieges Hülfe leisten, daß man ihr Schicksal nach Kräften erleichtern müsse — darin stimmten Alle überein, und Jeder sann auf die Mittel dazu. Die Obrigkeiten sorgten für Unterkommen; die Einzelnen für Beköstigung; Viele für Kleidung. Sebastian war überall, belebte das Mitleiden, ordnete zweckmäßige Hülfe an, und half den Vorständen ihr Geschäft in allen Dingen fördern. Mehrere der Gefangenen starben in der Nacht; die übrigen wurden mit Anbruch des Tages, unter Strömen von Regen, zum Theil schon mit dem Tode ringend, weiter geschafft.

Wenige Tage nach dem Abzuge dieser Unglücklichen zeigten sich die Folgen ihres Aufenthaltes. Diejenigen, die als Vorstände den meisten Verkehr mit ihnen gehabt hatten, gingen niedergeschlagen und kraftlos umher; eine graue Farbe bedeckte ihre Haut; das Weiße im Auge färbte sich gelb, und nach diesen ersten Anmeldungen brach das Fieber meist über den dritten Tag mit Ungestüm aus. Da man seine Natur noch nicht kannte, und die Ansteckung nicht vermied, oft auch nicht vermeiden konnte, so griff es in kurzer Zeit pestartig um sich, warf ganze Familien nieder, und raffte Viele hinweg. Niemand konnte sich eines ähnlichen Unglücks erinnern; aber so groß auch die Gefahr war, so verleugneten sich

doch auch hier die Gesinnungen unsrer Mainauer nicht. Kein Freund verließ den andern, und wo nahe Hülfe fehlte, standen sich auch die Entferntesten bei. So wurde auch im Unglück der christliche Sinn geprüft und genährt.

Sebastian wurde durch sein Amt täglich in die Häuser der Kranken und an ihr Bett gerufen, und ob ich gleich bei der Gefahr zitterte, die über seinem Haupte schwebte, so war ich doch weit entfernt, ihm durch meine Besorgnisse die Erfüllung seines Berufs zu erschweren. Auch wußt' ich nur allzuwohl, daß jede Bemühung, ihn zurück zu halten, ohne Erfolg bleiben würde. Ich beschränkte mich deshalb auf die bewährtesten Maaßregeln gegen die Ansteckung, lüftete die Kleider so oft als möglich, veränderte die Wäsche täglich, und sorgte im Innern des Hauses für reine und gesunde Luft. Das half denn auch unter Gottes Beistand so weit, daß weder ich, noch eines meiner Kinder von dem Fieber befallen wurde. Mein guter Sebastian aber sollte ihm nicht entgehn. Schon schien die Wuth der Ansteckung erschöpft; man erholte sich allmählig von der lang genährten Furcht; da sank er, der letzte von Allen, auf das Krankenlager. Wenige waren so heftig ergriffen worden. Mehr als einmal schien ihn der Engel des Todes zu fordern; aber er schwebte vorüber, und der geliebte Kranke erstand nach sechs qualvollen Wochen. So bang aber auch diese Zeit für mich war, so sandte mir doch Gott von mehr als einer Seite Trost. Den meisten und besten fand

ich da, wo ich auch den größten Kummer fand, an dem Bette des geliebten Kranken. Wie gewaltig ihn auch die Krankheit niederhalten mochte, immer strahlte eine unbeschreibliche Heiterkeit auf seinem Angesicht; und wenn er seiner bewußt war, tröstete er mich. Nie verließ ihn sein Vertrauen auf Gott; nie seine fromme Ergebung in den Willen der Vorsehung. Auch seine Phantasien waren heiter und seiner ganzen Gemüthsart angemessen. Er sprach dann mit mir wie in den ersten Tagen unserer Liebe, nur noch bilderreicher und blühender; oder er gedachte seiner verstorbenen Freunde, als ob sie noch lebten, und mahlte dann die glücklichen Tage ihres innigen Zusammenlebens aus; oder er war in geistlichen Handlungen begriffen, die er meist mit so hohen und herrlichen Worten begleitete, daß man das, was er unbewußt sprach, nicht ohne Andacht und Rührung hören konnte. Als er wieder genesen war, wußte er von den einzelnen Ereignissen nichts; aber er sagte, es komme ihm vor, als hätt' er einen langen heitern Traum geträumt, voll von Frühlingslust, sonnigen Auen, blühenden Gärten und schimmernden Bächen. Nie hab' er so viel Glanz und Farbenpracht bei einander gesehn, und diese Farben hätten nicht bloß sein Aug entzückt, sondern auch wie harmonische Töne sein Ohr. Doch habe sich bisweilen ein gewisses Dunkel wie in einen tiefen Hintergrund gelagert, irgend eine unbestimmte Furcht, die sich in die unbeschreibliche Lust eingedrängt und ihn mitten in jenen Genüssen beunruhigt habe; doch hab' es ihm nie klar

werden wollen, was es sey. Jetzt wisse er es. Es sey die Sorge um sein Amt gewesen, dem er nicht habe vorstehen können.

Die Freudigkeit, die mein Sebastian während seiner Krankheit zeigte, wirkte auch auf mich zurück. Ob ich gleich Tag und Nacht fast in immerwährender Spannung war, und nur wenig Ruhe genoß, so *erhielt* sich doch meine Kraft aufrecht, und ich konnte ohne Unterbrechung alle Geschäfte erfüllen, zu denen mich mein Herz trieb. Mehr als einmal schwand mir alle Hoffnung dahin; aber wenn ich auch an keine menschliche Rettung mehr glaubte, und wenn mein Herz schon zum Voraus den Verlust des geliebten Mannes beweinte, verließ mich doch durch ein besonderes Geschenk der göttlichen Gnade die ruhige Fassung nicht, deren ich zu seiner Wartung bedurfte. Hätte ich mich schonen wollen, oder hätte ich bei größerer Selbstschonung Ruhe finden können, so würde es auch an fremder Hülfe nicht gefehlt haben. Von dem ersten Tage an, wo mein Mann erkrankte, bis zu seiner Wiederherstellung, zeigte sich die Liebe seiner Gemeinde immer gleich und mit der rührendesten Lebendigkeit. Bei dem Anbruche des Tages schon kamen Fragende, und die Antworten, die ich gab, gingen schnell von Mund zu Mund. An den bedenklichsten Tagen aber war die Thür wie belagert; ängstlich harrten sie der Entscheidung; Viele weinten, vornemlich diejenigen, welche selbst Glieder ihrer Familie verloren, und in ihrem Unglücke die Tröstungen Sebastians erfahren hatten. Und als endlich

die Gefahr vorüber schien, und wir uns frohen Hoffnungen hingeben konnten, war die Freude nicht weniger allgemein, als früher der Schmerz. Sie hätten nun ihren Vater wieder, sagten sie, und sie vergäßen gern ihre eignen Leiden, da ja ihr Tröster wieder zu ihnen sprechen würde. Das Wort Gottes sey ihnen auch in der Schrift theuer, und wenn sie es läsen; aber auf den Lippen ihres verehrten Seelsorgers gewönne es doch noch eine lebendigere Kraft, und es ginge ihnen noch besser zu Herzen, da sie wüßten, wie es ihm selbst vom Herzen komme. Darum sähen sie auch seine Genesung als eine der größten Wohlthaten an, die sie von Gott hätten erbitten können.

Solche wohlgemeinte Aeusserungen waren eine reiche Quelle der Freude für uns. Nach sieben langen Wochen konnte Sebastian endlich seine geliebte Gemeinde wieder an heiliger Stätte begrüssen; von beiden Seiten war die Rührung groß; und so viele auch über verlorne Freunde trauerten, so überwog doch die Freude über die Genesenen den Schmerz. Nicht leicht ist ein Dankfest mit größerer Theilnahme und Innigkeit gefeiert worden. Unser Sing-Chor führte, auf Veranstaltung der Gemeindevorsteher, einen Gesang auf, in welchem der Hirt gepriesen wird, der sein Leben für die Heerde zu geben bereit ist; und Sebastian predigte über die Worte: Trauern ist besser denn Lachen; denn durch Trauern wird das Herz gebessert. Nach geendigtem Gottesdienste aber traten die Vorsteher Glück wünschend zu ihm, und

die ganze Gemeinde drängte sich herbei, und Jeder suchte seine Hand zu fassen und ein freundliches Wort des Dankes anzubringen, und Viele konnten nicht sprechen, sondern weinten nur. Und so war das auch einer der schönsten Tage, die wir in Mainau genossen haben.

Ich will jetzt auch den glücklichen Erfolg erwähnen, der aus dem Aufenthalte jener kranken Gefangenen für Mainau hervorging. Einige Stunden nach ihrem Abzuge kam zu unserm größten Erstaunen einer dieser Unglücksgenossen aus einem Winkel zum Vorschein, wo er sich bei der Abreise vor der Wache versteckt gehalten hatte, und beschwor uns, seiner Flucht kein Hinderniß in den Weg zu legen. Diese Bitte zu versagen hatten wir keinen Grund. Vielmehr gaben wir ihm, was wir entbehren konnten, bezeichneten ihm den Weg, den er mit einiger Sicherheit verfolgen könnte, und entließen ihn mit dem aufrichtigen Wunsche, daß er die Rückkehr in seine Heimath finden möchte. Die Erfüllung dieses Wunsches war nicht sehr wahrscheinlich; auch hörten wir nichts weiter von dem Entflohenen, und dachten auch nach einigen Tagen nicht mehr an ihn.

Eine Reihe von Jahren war vergangen, als nach der unglücklichen Schlacht bei Jena eine Abtheilung von Kriegsgefangenen durch Mainau gebracht wurde. Die Bedeckung war schwach und ermüdet; sie glaubte genug gethan zu haben, die Gefangenen während der Nacht in Ställen und Scheunen einzuschließen; nur an wenigen Orten waren Wachen

aufgestellt. Dieser Umstand blieb nicht unbenutzt. Viele entflohen unter Begünstigung der Nacht und der Einwohner, und die französischen Wachen fanden am andern Morgen kaum die Hälfte der Schaar zusammen, die ihnen anvertraut war. Der Lerm, der bei dieser Entdeckung entstand, war groß. Die Officiere verlangten Auslieferung der Versteckten, und da die Vorstände Unmöglichkeit vorschützten, wurde mit Feuer und Plünderung gedroht. Schon sah Jedermann mit unbeschreiblicher Angst dem Ausbruche eines großen Unglücks entgegen, als zufällig ein Officier von Rang erschien, sich nach den Ursachen des Getümmels erkundigte, und die Drohungen vernahm, mit denen wir geängstigt wurden. Alle Augen waren jetzt auf diesen Mann gerichtet, von dessen Entscheidung unser Schicksal abzuhängen schien. „Wenn Ihr, sagte er zu seinen Leuten, Eure Gefangenen schlecht und nachläßig bewacht habt, so büßt Ihr jetzt eigne Schuld, und es ist weder den Gefangenen zu verargen, Eure Nachläßigkeit benutzt zu haben, noch viel weniger aber sind die Einwohner dieses Orts für die Flucht von Leuten verantwortlich, die ihnen nicht anvertraut waren. Sie haben keine Verpflichtung auf sich, an Eurer Stelle den Dienst gegen ihre Landsleute zu verrichten; und sollten sie diesen auch, bei Eurer sorglosen Bewachung, zur Flucht geholfen haben, so hätten sie nur gethan, was Jeder von Euch in ähnlichen Verhältnissen für Pflicht gehalten haben würde. Daß also keiner es wage, sich an dem Eigenthume dieser braven Leute

zu vergreifen, deren Mitleiden ich und mehrere Eurer Landsleute erfahren haben, als wir vor zwölf Jahren in dem hülflosesten Zustande, krank und gefangen hier durchgeschleppt wurden. Sie fragten nicht, ob wir Freunde oder Feinde wären; sie sahen Menschen in uns, und leisteten uns aus *bloßem* Wohlwollen jede Hülfe, die sie vermochten. Also Marsch! und künftig besser auf den Dienst geachtet!"

Diese Rede wurde von dem versammelten Haufen in tiefer Stille angehört. Einige der Franzosen murrten, andre scherzten; die meisten sagten: Der Obrist hat Recht! und endlich zogen alle unter dem Rufe, Es lebe der Kaiser! es lebe der Obrist! ab. Da nun die Bauern aus dem Erfolge der Rede ihren Inhalt abnahmen, umringten sie den Officier, und setzten ihm mit Dank und Liebkosungen so zu, daß er sich lächelnd in unser Haus rettete. Es war derselbe Mann, dem wir vor so langer Zeit zur Flucht behülflich gewesen waren. Nach mannigfaltigen Abentheuern und vielen Gefahren war er über den Rhein gekommen, hatte in vielen Schlachten unter Napoleon gefochten, und bei dem Wechsel seines Glücks den kleinen Dienst, den wir ihm geleistet hatten, immer in treuem Herzen bewahrt. Seine Freude uns wiederzusehn war wenig geringer, als die unsrige über die unverhoffte Rettung war, die wir ihm verdankten, und er versicherte uns mit dem Ausdrucke des wahrhaftigsten Gefühls, daß er über dieses Ereigniß so erfreut sey, wie einer, der eine alte drükkende Schuld endlich abgetragen. „Hätte ich damals,

sagte er, als ich diesen guten Ort zum erstenmal erblickte, noch zwei Tage mit jener verpesteten Schaar ziehen müssen, ich hätte der Krankheit untergelegen; und dann Adieu Vaterland, Ruhm, Glück und Ehre! Es stand bei Ihnen, mich fest zu halten und unsern Feinden auszuliefern; und nach den Zeichen des Hasses, die wir an andern Orten erfahren hatten, wäre mir ein solches Verfahren nicht unerwartet gekommen. Sie haben es nicht gethan, ja, Sie beschenkten mich noch überdieß, wie Sie auch meinen Unglücksgenossen gethan hatten; und so verdanke ich Ihrer Menschlichkeit, Ihrem Mitleiden alles Gute, das mir seitdem wiederfahren ist. Die Erinnerung daran hat mich nie verlassen, und ich darf sagen, daß diese Erinnerung der Menschheit schon bei mehr als einer Gelegenheit ersprießlich gewesen ist."

* * *

In der betrübten Zeit, von der ich vorhin gesprochen habe, wurde eine unsrer Nachbarinnen durch das ansteckende Fieber ihres Mannes und ihrer drei Kinder beraubt. Sie selbst hatte mehrere Tage ohne Bewußtseyn darnieder gelegen, und als sie endlich wieder zum Leben erwachte, war ihr Haus verödet, und Alles, was sie geliebt hatte, lag in der Gruft. Ihre Traurigkeit war unaussprechlich. Weit entfernt, dem Himmel für ihre Rettung vom Tode zu danken, beklagte sie sich vielmehr, nicht in jener Bewußtlosigkeit gestorben zu seyn, wo sie ihr Unglück und den unendlichen Schmerz so großen Verlustes nicht gekannt hätte. „Wenn ich bei meinem

Manne und meinen Kindern in der Erde läge, sagte sie, wie wohl wäre mir; nun soll ich leben in dem öden Hause, das mir vorkömmt wie ein Grab, und mich jeden Augenblick an die Todten erinnert. Ein solches Leben ist eine Qual, keine Wohlthat."

Der Jammer dieser verwaißten Frau ging Jedem an's Herz. Wie ein Bild des Schmerzes ging sie umher. Täglich weinte sie auf dem Grabe ihrer Todten, und den übrigen Tag saß sie zu Hause, umgeben von Kleidungsstücken der Verstorbenen, ihren Schmerz nährend und die Arbeit fliehend. Für wen sollt' ich arbeiten? sagte sie. Für mich? das ist der Mühe nicht werth. — So ging es mehrere Wochen, und man fürchtete Tiefsinn, da alle Tröstungen der Verwandten und Nachbarn wirkungslos an ihrem Herzen abglitten. Dieses Alles war während der Krankheit meines Mannes geschehn. Als nun dieser wiederhergestellt war, und seine erste Kirche hielt — die meisten Zuhörer waren in Trauer, und die arme Wittwe war auch darunter — gedachte er des Unglücks, das den Ort betroffen hatte, und daß wir nicht zweifeln dürften, es sey uns auch dieses, so hart es scheine, von Gott zu unserm Besten geschickt worden. Er zeigte, daß eben die Prüfung den Glauben bewähre; daß der Schmerz, indem er uns von dem Irdischen trenne und dessen Nichtigkeit erkennen lasse, zu Gott führe, und daß die, welche in Thränen säen, einst in Freuden ernten werden. „Die Gottesfurcht, sagte er unter andern, ist der Stab, der dem gebrechlichen Menschen auf

der Pilgerreise durch das Leben in seine ewige Heimath führen soll. So lang er auf ebnem Boden geht, vergißt er diesen Stab nur allzuleicht; wenn aber der Weg steil und rauh wird, dann stützt er sich dankbar darauf.“ — Nachdem er nun die Trostlosigkeit des Menschen geschildert hatte, dem auf Erden Alles genommen worden, woran sein Herz hing, wenn ihm der Glaube an die ewige Liebe und ihre Verheissungen mangelt, dankte er Gott für das Licht der Religion, die so tröstend in das Dunkel des Lebens scheine, die Nacht der Gräber erleuchte, und mitten unter Thränen und Jammer in dem blutenden Herzen die Freudigkeit des höhern Lebens erwachsen lasse. — Alle Zuhörer ergriff dieses fromme, aus tiefem Gemüthe gesprochene Gebet. Die arme Wittwe zerfloß in Thränen; denn zum erstenmal fühlte sie seit ihrem großen Verluste erquickenden Trost. Mit einem andern Sinne kehrte sie nach Hause zurück. Hier entfernte sie zuerst die Gegenstände, die bisher ihren Schmerz genährt hatten; ordnete dann in ihrem Hause, was bisher vernachläßigt worden war, und beschloß mit Ergebung in den göttlichen Willen, statt ihr Leben in eitelm Müssigange zu vertrauern, für Andre zu arbeiten, wie sie vordem für Mann und Kinder gearbeitet habe. Die Ausführung dieses guten Vorsatzes wurde nicht aufgeschoben, und so schwer auch der Anfang war, und so große Ueberwindung er kostete, so segensvoll war der Erfolg. Noch oft weinte sie zwar, aber ihre Thränen floßen aus einem ergebenen Her-

zen ohne Bitterkeit. Sie dachte immer an die Verstorbenen, aber mit der frohen Hoffnung des künftigen Wiedersehens; sie wünschte den Tod, aber mit der stillen Sehnsucht eines Gott geweihten, in seinen Willen ergebenen Herzens, und ohne über die Bürde des Lebens wie vorher zu klagen. Sie ging und weinte, um einst mit Frohlokken ihre Garben zu bringen.

Das Haus dieser Wittwe war eines der ersten im Dorfe nach der Landstraße hin. Vor dem Hause war eine Laube von Lianen gezogen, welche die Fenster der untern Stube überschattete, und Bänke waren in der Laube befestigt, der gewöhnliche Spielplatz der Kinder der Wittwe, so lange sie lebten. Als sie nun eines Abends bei der Lampe am Rocken saß, und in dem einsamen Stübchen recht lebendig an ihre Kinder dachte, hörte sie ein Regen in der Laube, und eine zarte Stimme, welche sagte: Ach, wie müde ich bin! Wir wollen hier bleiben; da wird uns Niemand etwas thun, und die Nacht ist gar nicht kalt. — Dann sagte eine andre Stimme: Wenn ich nur nicht so entsetzlichen Hunger hätte! — und eine dritte: Da nimm! Sonst hab' ich nichts. — Als die Wittwe dieses hörte, stand sie auf, ging mit der Lampe an die Thür, und rief hinaus: Wer ist denn nur da? — und ehe eine Antwort kam, sah sie drei Kinder in der Hütte weben, zwei Knaben und ein Mädchen; das Mädchen aber war das jüngste von Allen. — Wer seyd ihr denn? fragte sie weiter, und was wollt ihr hier? — Wir sind Waisen, ant-

wortete der älteste Knabe, und suchen ein Obdach, wo wir ausruhen können. — Das ist ein schlechtes Obdach, antwortete die Wittwe, hier unter freiem Himmel. Warum habt ihr denn nicht gleich angepocht? — Ach, gute Frau, antwortete der zweite Knabe, wir haben schon manchmal auf unserm Wege angepocht, und sind mit harten Worten fortgeschickt worden, wie erst gestern Abend noch auf einem großen Pachthofe. Da fürchteten wir uns, und nahmen uns vor, wenn es nur irgend möglich wäre, lieber die Nacht im Freien zuzubringen.

Während dieses Gesprächs hatte die Wittwe zwei der Kinder bei den Händen gefaßt und in die Stube geleitet; das dritte folgte von selbst nach. Sie schienen meist von dem Alter der ihrigen zu seyn, so daß ihr die hellen Thränen in die Augen kamen, wenn sie den Kindern in die blassen Gesichter sah; und vollends als sie um den Tisch her saßen, und mit scharfem Hunger zugriffen, da war es ihr nicht anders, als ob es ihre eignen wären. Sie ließ sie ruhig essen, und erst als sie gesättigt waren, und das Tischgebet gesprochen hatten, forschte sie nach ihrer Herkunft und der Ursach ihrer Wanderung. Da erzählten die Kinder, sie kämen vom Main her, wo ihr Vater ein Tischler gewesen. Ihr ältester Bruder sey im Kriege geblieben; Vater und Mutter aber binnen wenigen Tagen an einer ansteckenden Krankheit gestorben; und da fast der ganze Ort verödet, die umliegende Gegend von Freunden und Feinden schrecklich verheert, und nirgend mehr ein

Unterkommen zu finden gewesen, so hätten sie sich entschlossen, in ein Land zu ziehn, wo kein Krieg wäre; und da ihre seligen Eltern Mennoniten gewesen, und immer viel von den Brüdergemeinden in Sachsen erzählt hätten, wäre ihnen in den Sinn gekommen, eine solche Gemeinde aufzusuchen, wo man sich ihrer vielleicht um des Heilandes *willen* annehmen würde. — Dann erzählten sie, wie es ihnen auf der Reise gegangen; wie sie sich bisweilen hätten verbergen müssen, um nicht von der Polizei aufgegriffen und in ihre verödete Heimath zurückgeführt zu werden; wie sie aber auch oft wohlthätige Menschen gefunden, die sich ihrer angenommen und ihnen weiter geholfen hätten. Sie hätten auch nie den Muth verloren, setzte der älteste Knabe hinzu; denn sie wären fest überzeugt, daß Gott so arme Waisen nicht verlassen würde.

Während dieser Erzählung belebten sich die Mienen der ermüdeten Kinder. Die blassen Wangen färbten sich roth, und ihre Augen sprachen fast so beredt wie ihr Mund. Es war unmöglich in die offenen Gesichter zu sehn, ohne sie zu lieben. Der Wittwe ganzes Herz war bewegt. Sie sagte aber nichts als die Worte: Bewahrt nur euern Glauben und vertraut auf Gott; er wird euch nicht verlassen.

Da es nun schon spät war und Zeit schlafen zu gehn, führte sie die gute Wittwe zu den Betten ihrer seligen Kinder, die noch wie sonst gemacht in der Kammer standen. So gut hatten es die armen

Waisen lange nicht gehabt, und da sie flugs eingeschlafen waren, ging die gute Frau noch einmal an jedes Bett, und segnete die Schlafenden, wie sie es auch mit ihren Kindern zu thun gewohnt gewesen, und weinte sich recht vom Herzen aus. Dann ging sie selbst zu Bett. Schlafen konnte sie in dieser Nacht freilich nicht viel. Ihr Gemüth war zu sehr bewegt.

Als nun der Tag anbrach, war sie zuerst auf, und die Kinder säumten auch nicht; aber als sie sich anziehn wollten, fanden sie ihre Kleider nicht, sondern andre. Statt der abgetragnen hatte ihnen die Wittwe die Sonntagskleider ihrer eignen Kinder hingelegt. Da sahen sie denn noch viel schmucker aus als vorher, und sie konnte sich nicht enthalten, sie der Reihe nach zu herzen und zu küssen, als ob es ihre eignen Kinder wären; dann setzte sie ihnen das Frühstück vor. Die Kinder aber griffen nicht zu, sondern sahen sich unter einander an, und der älteste Knabe sagte: Würdet Ihr uns wohl verstatten, das, was Ihr uns hier aus so gutem Willen gebt, mit auf den Weg zu nehmen? Wir hätten den ganzen Tag daran genug. — Die Wittwe aber sagte: Greift nur zu; ihr sollt nicht hungrig von mir gehn; das Uebrige findet sich auch schon. — Und wie nun die Kinder fröhlich aßen, wurde ihr das Herz abwechselnd froh und betrübt, und sie selbst konnte nicht fröhlich essen und trinken, sondern sah nur auf die Kinder. Nach eingenommenem Frühstück schickten sich diese zum Aufbruch an, dankten für die freundliche Aufnahme und die empfangenen Geschenke, und

versprachen, ihrer Wohlthäterin in ihrem Gebet zu gedenken. Dann verließen sie das Haus, mit Lebensmitteln reichlich versorgt, und zogen wohlgemuth auf der Landstraße fort, den Weg nach Barby, wo sie ein Unterkommen zu finden hofften.

Kaum aber waren die Kinder fort und *aus den* Augen, da fiel der armen Wittwe mit Einemmal die ganze Last des alten Jammers wieder auf das Herz. Es war ihr eben, als ob sie ihre Kinder jetzt erst verloren hätte; sie sah in die Betten, in denen nun nichts mehr war, und ihre einsame Stube kam ihr nun wieder so öde vor wie ein Grab. Indem sie nun vor sich hin sah, in ihre Einsamkeit hinein, war es ihr, als sagte Jemand: Deine Kinder hat Gott zu sich genommen, und diese Waisen, die er dir an ihrer Stelle schickt, läßst du schutzlos *hinziehn in die* Welt? — Und so wie sie das dachte, eilte sie zur Thür hinaus nach der Landstraße hin, und sah Niemanden, der ihr begegnete, und grüßte keinen; denn sie dachte nur darauf, die Kinder wiederzuholen; und als sie um die Ecke bog, wo man die freie Aussicht auf den Weg hat, kam ihr der zweite Knabe entgegen, erkannte sie und sagte: Ach, gute Frau, wir haben Etwas bei Euch vergessen, unsre Gebetbücher, die in den Taschen unsrer Kleider stecken; die seyd so gut, und gebt uns zurück. — Da war nun die Frau herzlich vergnügt, weil sie der Kinder nun gewiß war, verstellte sich aber und sagte: Geh nur wieder hin zu deinen Geschwistern, und sag' ihnen, sie müßten auch wieder mit kommen,

und ihre Bücher abholen. Dir allein gäb' ich sie nicht. — Dem Knaben kam das nun freilich sonderbar vor, aber er lief doch wieder zurück, und nach einer Viertelstunde standen alle drei wieder in der Laube vor der Thür, und erwarteten die Zurückgabe ihrer Bücher. Sie hatten auch noch nicht lange gewartet, da kam die Wittwe heraus und sagte: Es ist schon gut, daß ihr kommt; ihr habt mir Etwas mitgenommen. — Da sahen sich die Kinder bestürzt an, und der älteste Knabe sagte: Was könnten wir Euch mitgenommen haben, das Ihr uns nicht selbst gegeben hättet? Und die Andern legten die Hand auf das Herz, und betheuerten, daß sie nichts genommen hätten. — Da lächelte die Wittwe durch ihre Thränen, faßte eines um das andre bei dem Kopfe, küßte es und sagte: Ei! freilich habt ihr mir mein Herz mitgenommen, und nun wollt ihr es doch leugnen. — Kommt aber nur herein, denn das Wetter ändert sich, und ich kann euch heut nicht ziehen lassen. Morgen wollen wir weiter sehn. — Den Kindern war das nicht ungelegen. Sie traten wieder in das Haus, und als sie hier ihre Bücher wieder bekommen hatten, setzten sie sich in eine Ecke und beteten daraus. Da sagte die Wittwe: Betet doch laut, damit ich mich auch erbaue. Und das Mädchen las mit lauter Stimme: „Du vergissest des Armen nie ganz, und die Hoffnung des Elenden ist nicht verloren. Zwar trittst du bisweilen fern und verbirgst dein Angesicht; aber wenn die Noth am größten ist, da ist deine Hülfe nah.

Wer auf den Herrn hoffet, den wird seine Güte umfangen. Auch an mir hat er Großes gethan. Darum will ich mich des Herrn freuen und ihn preisen, so lange ich lebe, und seinen Namen erhöhen. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wirds wohl machen."

Nachdem das Kind so gebetet hatte, *sagte die* Wittwe: Das sind schöne und tröstliche Worte; die laßt Euch recht in das Herz geschrieben seyn. — Dann fragte sie: Kennt ihr denn Jemanden an dem Orte, wo ihr hin wollt? Und worauf verlaßt ihr Euch? — Wir kennen Niemanden, antwortete der älteste Knabe; aber wir verlassen uns auf Gott; und da wir wissen, daß dort fromme Leute wohnen, so hoffen wir, daß er irgend eine mitleidige Seele erwecken wird, die sich verlassener Waisen annimmt, und weiter für sie sorgt. — Müßte denn das aber in der Ferne seyn, sagte die Wittwe, und in einer Brüdergemeinde? Sind nicht alle Menschen Brüder? und gibt es nicht auch hier gute Christen, die das Wort des Heilandes zu Herzen genommen haben: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen? — Da antwortete der älteste Knabe: Wir wissen das wohl, und wenn uns Gott andre Hülfe senden wollte, so würden wir sie dankbar annehmen. Wir möchten uns aber nicht gern trennen; und wo möchte leicht ein Mensch gefunden werden, der drei Waisen auf einmal bei sich aufnähme; da ja auch wohl den wirklichen Eltern in der jetzigen Zeit so viele Kinder zu erziehen schwer

fällt? — Bei diesen Worten ging der Wittwe das Herz wunderbar über. Hört, sagte sie, es ist nicht ohne Gottes Fügung geschehn, daß ihr gestern ein Obdach vor meinem Hause gesucht habt. Es ist nun fast ein Jahr, daß ich drei Kinder durch den Tod verloren habe, auch zwei Knaben und ein Mädchen, die damals meist so alt waren, wie ihr, wie ihr aus ihren Kleidern abnehmen könnt. Da war nun mein Jammer unaussprechlich groß; aber Gott hat mir Trost geschickt durch sein heiliges Wort, und ich hab' ihm still gehalten und meine Einsamkeit zu ertragen gesucht. Wie ihr nun gestern zu mir kamt, war es mir eben, als ob ich meine eignen Kinder sähe; und als ihr weggegangen wart, blutete mir das Herz. Darum ging ich Euch nach, und rief Euch zurück; denn es kam mir vor, als müßt' und sollt' ich Euch bei mir behalten; und wenn es Euch so recht ist, so sollt ihr bei mir gehalten seyn wie eigne Kinder. — Bei diesen Worten der Wittwe sahen sich erst die Waisen voll Verwunderung und fast unglaubig an; dann fielen sie einander um den Hals und sagten mit Thränen: Das hat uns Gott geschickt! — dann faßte der Aelteste die Wittwe bei der Hand und sagte: Wenn Ihr denn unsre Mutter seyn wollt, so wollen wir gern Eure gehorsamen Kinder seyn. — Und die Wittwe erwiederte: So sey es, wie Gott will.

Von diesem Augenblicke an war nun in diesem Hause ein Leben, wie zwischen leiblichen Eltern und Kindern. Der Engel der Liebe wohnte unter ihnen.

und goß Freuden in alle Herzen aus; und es war schwer zu sagen, ob die Dankbarkeit lebendiger war in den Waisen, die nun wieder eine Mutter und eine Heimath hatten, oder die Freude in dem Herzen der Wittwe, die nun wieder für Kinder sorgen konnte. Sie kam noch desselben Tages in die Pfarre, um uns ihr Glück zu erzählen, und brachte dann auch die Waisen selbst, damit wir uns an den stillen, freundlichen Kindern mit ihr freuen möchten. In der That konnte man sie nicht wohl sehen, ohne sie zu lieben, und indem wir sie über Vieles befragten, zeigten sie in Allem einen gesunden und geraden Verstand, und in Sachen der Religion einen guten Grund. Aus Allem erhellte, daß ihre Eltern gar fromme und wackre Leute gewesen, die den Unterricht ihrer Kinder durch Beispiel und Lehre mit löblichem Eifer gefördert hatten.

Die Wittwe hatte bis dahin nicht nach den Namen ihrer Kinder gefragt. Da sie aber am folgenden Tage in die Schule geschickt wurden, und ihre vollen Namen auf die Schreibbücher schrieben, sah sie mit Verwundrung, daß das eben auch der Name ihrer eignen Aeltern war, und als sie dieser Spur weiter nachforschte, fand sich, daß der Vater dieser Kinder ein ganz naher Verwandter gewesen, der in seiner Jugend auch als Waise in die Welt gegangen, und eine lange Reihe von Jahren hindurch keine Nachricht von sich gegeben hatte. Da nun die Wittwe sah, daß diese Kinder sie so nah angingen, war ihre Freude noch größer, und sie konnte nicht aufhören,

die wunderbaren Wege der Vorsehung zu preisen. Die Kinder brachten ihr Segen und Freude in Fülle. Von den Knaben lernt jeder ein Handwerk; das Mädchen blüht in Unschuld und Anmuth, und pflegt ihre zweite Mutter mit der Dankbarkeit und Ehrfurcht, die einer so guten und frommen Frau gebührt.

* *
*

Ohngefähr um dieselbe Zeit brach in unserer Nähe, wie ein ansteckendes Fieber, ein fanatisches Schwärmen aus, das viele Menschen ergriff, mancherlei Unordnungen verursachte, und auch in unser Mainau einzubrechen drohte. Ein Arzt, welcher mit der erlernten Kunst nur wenig Glück machte, fing zuerst an, am Krankenbette statt heilsamer Arzneien Gebete zu verordnen; dann auch die Gesunden, oft mit heftigen und bittern Worten, zur Buße zu treiben, und ihnen ihr sündhaftes Leben als die einzige Ursache der sie drückenden Uebel vorzurücken. Einige verwiesen ihm seine Ungebühr; andre trieben den Zudringlichen mit Ungestüm aus ihrem Hause; noch andre verklagten ihn bei der Obrigkeit; da er sich aber nicht abschrecken ließ, und immer von neuem und immer heftiger predigte, die Sünden der Menschen ohne Schonung aufdeckte, und ihnen mit der Nähe des jüngsten Gerichtes drohte, da erregte, wie es zu geschehn pflegt, zuerst dieses Beharren auf demselben Sinn, und das Wiederholen der nemlichen Dinge die Aufmerksamkeit. Allmählig gewann er Jünger, und eine Gemeinde versammelte sich um ihn, die ihn als ein ausgerüstetes Werkzeug Gottes

prieß; auch von mancherlei Wundern würde erzählt, die er durch die Kraft des Glaubens und seiner Gebete bewirkt habe. Manche erzählten, man hätte, ehe er zu sprechen angefangen, Strahlen aus seinem Munde gehen sehen, und dann hätte er so gewaltig gepredigt, daß alle Zuhörer wie von Einem *Geiste* ergriffen, auf ihre Knie gefallen, und mit *lauter* Stimme gerufen hätten: Herr, sage uns, was wir thun müssen, damit wir selig werden. — Diese Gerüchte zogen immer mehr Volk herbei. Auch von den Mainauern gingen einige hin, ihn zu hören, und von diesen erfuhren wir zuerst die Beschaffenheit der neuen Lehre und die Weise des Lehrers.

Von den Predigten selbst, die sie mit angehört, wußten sie freilich nicht viel zu sagen. Es sey wenig Zusammenhang darin gewesen, sagten die Verständigsten; aber es habe Eindruck gemacht, daß er Spruch an Spruch gereiht, heftig gegen die Sünden der Zeit geeifert, die Welt verdammt und ihren nahen Untergang verkündigt hätte. Was er hievon und von dem jüngsten Gerichte gesagt, sey schrecklich zu hören gewesen. Trost habe er keinen gegeben, aber Jedermann sey bestürzt und zerknirscht hinweggegangen.

So wie sich der Zulauf vermehrte, so wurden auch die Verkündigungen des großen Gerichtstages bestimmter und drohender. Es sey nun Zeit, hieß es, alles Weltliche abzuwerfen, die Lampe des Glaubens mit Oel zu füllen, nur dem Gebet und der Buße zu leben, damit, wenn der Richter der Welt

erschiene, er jeden in Erwartung fände. Sie sollten von nun an ganz allein aus dem Glauben leben, sich aller weltlichen Arbeit entschlagen, und nur fest auf Gottes Beistand hoffen; denn es sey heidnisch für den andern Tag zu sorgen; und Lästerung, zu meinen, Gott könne einen seiner Auserwählten verschmachten lassen. Zugleich schalt er auf die, welche andrer Meinung waren, verdammte sie als Kinder der Welt und Feinde Gottes, die, ob sie sich gleich Christen nennten, doch nur gottlose Heiden wären, und verbot seinen Jüngern ihre Gemeinschaft, damit sie nicht mit ihnen zur Hölle führen.

Diese und ähnliche Reden, die desto gewaltiger auf ungebildete Gemüther wirkten, je räthselhafter und verworrener sie waren, verursachten große Bewegungen in einzelnen Familien und ganzen Gemeinden. Das Evangelium des Müssiggangs fand Anhänger; die Kinder trotzten ihren Eltern; ungehörige Verbindungen wurden im Vertrauen auf höhere Eingebung geschlossen; die Verketzerungswuth nahm über Hand, und die meisten Jünger des neuen Propheten, nicht zufrieden sich von ihren Kirchen abzusondern, trugen öffentlich die größte Verachtung gegen den hergebrachten Gottesdienst zur Schau. Den meisten Predigern schien dieses unerträglich. Sie eiferten von der Kanzel und im Gespräch gegen den neuen Wahnglauben, verdammten seine Urheber, kündigten seinen Anhängern den göttlichen Zorn an, und kehrten überhaupt seine eignen Waffen gegen ihn. Dieses Mittel aber, weit entfernt den er-

warteten Erfolg zu haben, erbitterte die Andersgesinnten, und führte der neuen Lehre immer mehr Anhänger zu. Sebastian predigte nicht dagegen. Zur Buße und Besserung hatte er auch früher ermahnt, und fuhr damit fort; auf das strenge Gericht der göttlichen Gerechtigkeit jenseit des Grabes hatte er immer hingewiesen; denn diese Lehre, sagte er, sey ja eine der wichtigsten des Christenthums, und könne nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden; aber das sey ein unseliger Irrthum, daß ein mildes Urtheil des ewigen Richters durch ein eitles Schwärmen in übernatürlichen Dingen, und nicht durch fromme Gesinnungen, ein rechtschaffnes Leben, Liebe des Nächsten und eifrige Erfüllung jeder christlichen und menschlichen Pflicht erhalten werde. Zugleich predigte er auch gegen den Müssiggang und seine schrecklichen Folgen, während er auf der andern Seite die beglückenden Wirkungen der Arbeitsamkeit mit lebendigen Farben schilderte. Da war denn nun nicht leicht einer unter den Zuhörern, dessen eigne Erfahrung nicht der Lehre ihres Predigers entgegenkam, und der nicht in seinem Herzen fühlte, daß treue Erfüllung des Berufs, Ordnung im Hauswesen, strenge Regelmäßigkeit im ganzen Leben, nicht nur das Böse hemme, sondern auch die reichste Quelle des Segens und der Zufriedenheit sey. Indem nun Sebastian sie auf diese Erfahrung zurückführte, ihnen das stille und glückliche Leben schilderte, das sie bis jetzt, Jeder in seinem Hause, und Alle unter einander genossen, indem er ihnen Liebe und Eintracht als den

Probierstein einer ächt christlichen Gesinnung darstellte, so hatte er die Freude zu sehn, daß die Wenigen seiner Gemeinde, welche Neigung zu der neuen Lehre bewiesen hatten, zu ihm zurückkehrten, und was bei weitem das Wichtigere war, daß die Ruhe der Gemeinde durch keine Spaltungen gestört wurde.

* * *

Ich will bei dieser Gelegenheit eines Mannes gedenken, welcher lange Zeit eine kleine Hütte zwischen Mainau und Erbach bewohnte, und ebenfalls für einen Separatisten galt. Er war es aber im eigentlichen Sinne nicht, sondern nur ein sonderbarer Mann, den doch Jeder achten mußte, der ihn nicht bloß nach der äußern Schale beurtheilte. Als ich ihn zuerst kennen lernte, war er schon Greis. Ein dichter weißer Bart hing lang auf seine Brust herab; den Kopf trug er unbedeckt; sein Rock war ohne Falten und von ihm selbst verfertigt; um die Hüften hatte er einen breiten Gurt, der mit ledernen Riemen zugebunden war. So waren auch die Schuhe gebunden. Gewöhnlich führte er eine kleine Axt in der Hand, mit welcher er Bäume fällte, Breter zuhieb, und vieles andre mit besonderer Geschicklichkeit zu machen verstand. Seine Hütte hatte er aus Bretern leicht zusammengezimmert; die Oeffnungen der Fenster waren ohne Glas, nur mit hölzernen Schiebern verwahrt; das Dach bildete Baumrinde und einige hölzerne Schindeln. An der Thür war kein Schloß zu sehn; nur ein hölzerner Riegel hielt sie fest. Auch

war im Innern nichts, was der Verwahrung bedurft hätte. Ein hölzerner Tisch, welcher unverrückt stand, eine Bank daran, eine Bettstelle mit Heu und Stroh gefüllt — das war sein ganzes Geräth. Doch war Alles reinlich, der Fußboden mit Sand bestreut, der Tisch sauber abgewaschen, das Stroh seines Lagers frisch. Der Umfang der Hütte war nicht größer, als ihr dürftiger Inhalt forderte.

Das was die Lebensart dieses Mannes, der unter dem Namen des alten Andres, oder auch des Einsiedlers, in der ganzen Gegend bekannt war, noch auffallender machte, war der Umstand, daß er der Sohn wohlhabender Eltern war, und sich seines Vermögens freiwillig begeben hatte. Den Zusammenhang der Sache wußten nur wenige noch; er selbst theilte sich nicht leicht darüber mit, ob er gleich sonst einem Gespräche nicht aus dem Wege ging; wenn ihn aber Jemand auf seine Lebensweise brachte, pflegte er zu sagen: „Jeder versucht es mit dem Leben auf die Weise, die ihm die beste dünkt. Meine Weise ist diese. Wer Lust hat, sie nachzumachen, wird dann selbst sehn, was daran ist." — Sebastian gewann sein Vertrauen. Ihm erzählte er die Geschichte von freien Stücken ohngefähr auf folgende Weise:

„Mein Vater war ein wohlhabender Mann. Durch unermüdliche Arbeit und Sparsamkeit hatte er sein väterliches Erbe verdoppelt, und trachtete immer nach mehr; denn sein Sinn war ganz auf irdische Habe gerichtet. Er pflegte zu sagen: Ein Mann gilt so viel als er hat, und eine Frau so viel

als sie mitbringt. Erwerben und ersparen waren die Worte, die er am meisten im Munde führte, und der Inbegriff seiner Weisheit. Mich und meine Schwester hielt er scharf zur Arbeit, und auch sich selbst gönnte er keine Ruhe, selbst Sonntags nicht. Denn nach dem Gottesdienste sah er nach der Wirthschaft, trug in sein Haushaltungsbuch ein, und zählte den Gewinn der Woche zusammen. Ich mußte ihm dann helfen, um mich im Rechnen zu üben, und wenn andre Knaben meines Alters auf der Wiese spielten, saß ich am Zahltisch oder hinter der Schiefertafel, und wurde gescholten, wenn ich zu langsam war, oder mich verrechnet hatte."

„Meine Mutter, eine überaus milde und gottesfürchtige Frau, hatte an diesem irdischen Treiben nicht so viele Freude; aber von der Strenge meines Vaters niedergedrückt, wagte sie nicht dagegen zu sprechen. Nur dann, wenn ihn ungerechter Gewinn zu reizen schien, überwand sie die Scheu, und hemmte das Beginnen ihres Mannes durch fromme Worte. Diesen folgte er dann, wenn gleich unwillig. So war sie also sein guter Engel wenigstens so weit, daß sie die Furcht Gottes wach in ihm erhielt, wenn sie schon nicht die Liebe in ihm erregen konnte. Auch nahm sie oft die Armen gegen ihn in Schutz, und hemmte sein Ungestüm, wenn er allzu hart in seine Schuldner drang. Wenn sie nun so ein Unglück abgewehrt, und einem bedrängten Menschen Ruhe geschafft hatte, da feierte sie einen hohen Festtag, doch nur im Stillen, ohne Glockenschall und

äußern Prunk. Ihr Engel wird diese stillen Festtage gezählt haben, und auch die Tage ihrer Trauer und Angst; und sie wird jetzt in der Herrlichkeit des Himmels aufrecht gehn, was sie hienieden nicht konnte. Ihr frohster Tag war der, wo sie aus ihrem harten Krankenlager ins Grab stieg, und die schwere Bürde ihres Lebens an seinem Rande niederlegte."

„Nicht lange darauf starb auch mein Vater, und hinterließ mir seinen Meierhof, den schönsten in der ganzen Gegend, von wohl angebauten Aeckern und herrlichen Wiesen umgeben. Ich fand Freude an der Wirthschaft und betrieb sie mit Eifer. Nach einiger Zeit heirathete ich ein schönes, herzlich gutes, aber blutarmes Mädchen, die ich schon lange im Stillen geliebt hatte. Denn meines Vaters Gedanken waren auf die reichen Töchter seiner Nachbarn gerichtet; und ich hatte Noth und Mühe, seine Heirathsvorschläge von mir abzuhalten; denn die zu heirathen, welche ich liebte, hätte er mir nie gestattet. Unser Ehestand war ein Himmelreich. Wir hatten nur Einen Sinn, beteten und arbeiteten zusammen, und genossen gemeinschaftlich jede Freude, die uns der Himmel gab. Dieses Glück war zu groß für mich. Mein gutes Weib starb in dem ersten Wochenbette, und hinterließ mir einen Knaben, der seiner Mutter Ebenbild war. Meinen Schmerz kann ich nicht beschreiben, so wenig als meine frühere Glückseligkeit; aber da ich an einem der ersten Tage trostlos auf dem Grabe meines Weibes saß, kam es mir vor, als erhübe sie sich aus dem Sarge, und reichte

mir den Knaben hin mit den Worten: Liebe Du diesen, wie Du mich geliebt hast. — Da ging ich nach Hause und sorgte für den Knaben, und zog ihn auf, und er gedieh in frischer Gesundheit, und ich hatte große Freude an ihm. In seinem dritten Jahre lehrt' ich ihn selbst lesen und schreiben, und brachte jede müssige Stunde mit ihm zu. Nachdem er vier Jahre alt geworden, stand er eines Abends zwischen meinen Knien, und fragte mich plötzlich, wo Gott wohne, und ob ich auch in den Himmel käme, und mehreres dergleichen, und wie ich ihm in das runde heitre Gesichtchen sah, war es mir eben, als säh ich seine Mutter an. Da sagt' ich mit inniger Freude: Andres, du bist doch ganz deiner seligen Mutter Ebenbild. Und schnell antwortete der Knabe, als ob er sich auf etwas besonnen hätte: Vater, heut morgen, als ich noch schlief, hat mich die Mutter gerufen. — Du hast ja deine Mutter nicht gekannt, antwortet' ich. — Das thut nichts, sagte der Knabe, ich weiß doch, daß es meine Mutter war, und niemand sonst. Und da ich aufwachte, hörte ich ihr Rufen noch, und antwortete: Ja, Mutter, Andres kömmt! Und eben jetzt ist es mir wieder, als ob ich gerufen würde. — Diese kindische Rede schnitt mir tief in das Herz. Am folgenden Morgen lag der Knabe im heftigsten Fieber und kannte mich nicht. Ich ritt halb wahnsinnig nach der Stadt, holte den berühmtesten Arzt und behielt ihn bei mir. An meinen Versprechungen lag es nicht, daß er den Knaben nicht rettete, auch an seiner Sorgfalt nicht. Nach

drei Tagen lag meine letzte Freude im Sarg, und ruhte neben der Mutter, die ihn gerufen hatte."

„Jetzt war ich allein in der Welt. Meine Schwester, die einen reichen Mann geheirathet hatte, war ganz wie mein Vater auf das Zeitliche bedacht. Von ihr bekam ich keinen Trost. Ich ging umher wie betäubt. Meine Geschäfte verrichtet' ich auf *gewohnte* Weise; aber ich wußte nicht, was ich that. Wo ich hin sah, stand mir das offne, dunkle Grab vor Augen, und in seiner Tiefe die blassen Gestalten der Todten im Leichentuch mit ihren fest geschlossenen Augen und gefalteten Händen. Das war dasselbe Tag und Nacht; denn ich hatte keinen Schlaf, und ging oft die ganze Nacht umher, und jammerte über mein Elend und meine Einsamkeit. So mocht' ich das etwa vier Wochen lang in dem öden Hause getrieben haben. Eines Abends — es war im Spätherbst — als ich junge Bäume einband, und die letzten Strahlen der Sonne blaß und matt durch die Wolken schlüpften, und der Wind in dem abgefallnen Laube rauschte, und es mir eben war, als ob ich den Fußtritt des Todes hörte, da schlug etwas an mein Herz, ich weiß nicht wie, und ich ließ das Reisig zur Erde fallen, das ich in der Hand hatte, sah in die laufenden Wolken und sagte zu mir: Du Thor! wozu denn das Alles? Sieh, es geht Alles dahin. Die Sonne geht unter hinter den Bergen; der Tag erlischt in der Dunkelheit; das Jahr stirbt in dem Winter hin — bald bist Du auch nicht mehr da. — Dann sah ich mich um, und Haus und Feld und Gar-

ten, und all mein Eigenthum, das rund um mich her vor meinen Augen lag, kam mir vor wie ein fremdes Land. Ich stand so allein in der Mitte, und mir graute. Wozu brauchst du das Alles, du einzelner Wurm? dacht' ich weiter. Mutter und Vater, Frau und Kind behelfen sich unten in dem engen Kasten, und sind selig in Gott; und Du wirthschaftest in der großen Heimath, wo Du doch nicht einheimisch bist, baust Feld und Garten für nichts, und vergißst über all dem Treiben und Schaffen, was Dir am meisten Noth thut. — Diesem Gedanken hing ich weiter nach; und er wurde so mächtig in mir, daß ich plötzlich beschloß, mich der unnützen Habe zu entschlagen, Gott zu dienen, und mit leichterer Bürde der Ewigkeit und denen entgegen zu gehen, die mich dort erwarteten. Da trat mir auch das Bild des Lebens vor die Augen, das ich jetzt und seit so langer Zeit schon führe, und ob es gleich viel länger gewährt hat, als ich damals glaubte, so hat mich doch mein Entschluß niemals gereut. — Ich konnte kaum den andern Morgen erwarten; da sprang ich muntern Sinns von meinem Lager auf, trug mir Balken und Breter zur Stelle, und zimmerte die Hütte zusammen, in der ich wohne, und die ich auch meinen Sarg nennen könnte. Dann schafft' ich mir den Tisch, die Bank und die Bettstelle hinein, und da Alles nach meinem Sinn eingerichtet war, ging ich zu meiner Schwester und sagte zu ihr: Nimm den Meierhof mit Allem, was dazu gehört. Ich habe meine Wirthschaft in's Kleine ge-

bracht. Sie verstand mich erst nicht; als ich ihr aber die Sache erklärte, und sie nun begriff, daß es ernstlich gemeint sey, machte sie große Augen und sagte: „Nun, Andres, Du bist Zeitlebens nicht recht klug gewesen. Aber es gibt Gottlob noch gescheute Leute, die das aufheben, was die Narren wegwerfen.“ — Das war nun ganz nach ihrem Sinne gesprochen und focht mich nicht weiter an. — „Wenn Du es nun ernstlich so meinst, fuhr sie fort, so komm mit zum Landrichter, damit wir die Sache richtig machen.“ — Ich ging mit ihr. Noch an demselben Tage nahm sie Besitz von dem Gute, und ich zog in meine Hütte ein. Wer von uns beiden das bessere Loos erwählt habe, blieb nicht lange ungewiß. Meine Schwester ist nun schon lange todt. Niemand gedenkt ihrer mehr; oder wenn es geschieht, so ist es, um ein Beispiel freudenlosen Reichthums anzuführen. Denn da sie reicher geworden war, wurde sie noch geiziger als vorher; und es war ordentlich ein Wettstreit, ob sie sich selbst mehr quälte, oder ihr Mann. Einmal brannte der Meierhof ab, und das Feuer war aller Wahrscheinlichkeit nach von Leuten angelegt, die der Geiz der Besitzer zur Verzweiflung gebracht hatte; dann starb die Heerde an der Seuche hin; mehr als einmal wurden die Ernten durch Wasserfluthen und Hagel verheert. Auch an nächtlichen Einbrüchen fehlte es nicht, und an mancher andern Angst. Aber jeder Unfall, den diese beklagenswürdigen Leute erlitten, machte sie immer habsüchtiger, um den Schaden wieder beizubringen. So wurde

meine Schwester bei allem Reichthum immer armseliger und trauriger. Die Sorge um das Zeitliche ließ ihr keine Ruh, und da sie keine Kinder hatte, und mit den nächsten Verwandten ihres Mannes verfeindet war, so war ihr rastloses Sammeln und Schaffen so recht umsonst, und nur um des Habens willen; was denn wohl eigentlich eine Verdammniß zu nennen ist. Eines Tages endlich, da ihr, während der Theurung, eine Last Getreide, die sie gegen das Verbot über die Grenze hatte bringen wollen, weggenommen wurde, rührte sie bei der Nachricht davon der Schlag. Ihr Mann starb auch nicht lange nachher, und alle ihre Güter kamen in die Hände von Leuten, denen sie es am wenigsten gegönnt hatten. Mich gelüstete nicht darnach. Ich lebte mit meinen Todten, und, Gott weiß es, so still zufrieden in mir, als ob ich schon unter der Erde läge. Die Arbeiten, die ich mir gewählt habe, erlauben mir, meinen Gedanken nachzuhängen; die Zeit hat den Stachel der Schmerzen abgestumpft; ich fühle nur ein stilles Sehnen nach der Heimath, und lausche dem Rufe des Engels, der mich, wie ich mit festem Vertrauen hoffe, zu den Meinigen bringen wird. Lange kann er nicht mehr ausbleiben. Aber ich erwarte ihn mit Geduld. Die Zeit wird mir nicht lang.“

Das Leben dieses Mannes war seiner Rede gleich, und es hat wohl wenige weise Menschen gegeben, die mit sich selbst so einig gewesen sind. Seine tägliche Arbeit im Walde verschaffte ihm die nothdürf-

tigen Lebensmittel; seine übrige Zeit wendete er zu kleinen Holzarbeiten an, die er zu verschenken pflegte; auch half er Andern bei der Arbeit, wo es erforderlich war, ohne Lohn. Oft wenn er mit seinem Beil durch einen Ort ging, und an einem Hause oder sonst wo Etwas bemerkte, das vernachläßigt war und einer Ausbesserung bedurfte, machte er sich augenblicklich daran, und ging dann weiter; und wenn der Eigenthümer zurückkam, fand er den Schaden ausgebessert. Für Alles wußte er Rath; aber er hatte nicht den Eigensinn der Rathgeber, daß sie zürnen, wenn man ihren Willen nicht thut; sondern wenn man ihm folgte, war es ihm lieb; und wenn man es nicht that, war es ihm auch recht, und er sprach nicht weiter davon. Viele hielten ihn, weil er so streng lebte, für einen heiligen Mann. Das Haus, das er betrat, wurde für beglückt gehalten; man wieß ihm immer den besten Platz an, und nöthigte ihn zu Speise und Trank. Aber er genoß immer nur die allereinfachste Kost, oft nur Brod und Wasser, und nahm überhaupt nur selten an fremden Mahlzeiten Theil. Am liebsten ging er zu denen, welche Kinder hatten. Mit diesen sprach er gern; erzählte ihnen Vieles, was er selbst ersonnen; ermahnte sie zum Gehorsam, und wenn er Gutes von ihnen hörte, schenkte er ihnen von dem hölzernen Geräth, das er zu verfertigen pflegte. Seine Reden waren immer mild und fromm, oft auch scherzhaft, aber niemals unbedeutend und leer; und da er so ein ehrwürdiger Mann war, so fiel nicht leicht ein

Wort, das er sprach, ohne Frucht auf die Erde. Wo er eintrat, da kehrte Friede und Liebe ein. Uneinige Eheleute söhnte er aus, und belehrte sie, was sie thun müßten, um Friede zu haben; auch Anderer Zwistigkeiten schlichtete er, und immer bewährte sich das, was er rieth, als gut. Bis in sein achtzigstes Jahr lebte er so, immer auf die nemliche Weise. Als der Frühling kam, trübten sich seine Augen; sonst blieb seine Kraft ungeschwächt. Da verwandelte er seine Bettstelle in einen Sarg, und schlief darin. Am Ostermorgen fand man ihn todt, sein Angesicht aufwärts gerichtet, die Hände gefaltet. Er schien im Gebet entschlafen zu seyn. So wurde er auch zu Grabe getragen, und er liegt neben seiner Frau und seinem Knaben, die auf dem Kirchhofe von Mainau begraben waren.

* * *

Ich will hier Einiges von dem einschalten, was Sebastian an dem Grabe dieses Mannes sprach. Er hatte so manche Stunde mit ihm lehrreich und erbaulich zugebracht; auch hatte ihn der Greis wie einen Sohn geliebt. Als er sich zu letztenmale von ihm trennte, faßte er ihn bei der Hand und sagte: Mir ist's, als sehen wir uns mit diesen Augen nicht wieder; aber dort in der Heimath, dort drüben, wo Alles hell wird, was hier nur dämmert!

Mit Beziehung auf diese letzten Worte des Verstorbenen sagte Sebastian, da er an seinem Grabe stand: „Du bist in die Heimath eingezogen, nach der sich Deine Seele sehnte; die Dämmerung ist einer

dunklern Nacht gewichen; aber aus dem Schooße dieser Nacht ist Dir, wie wir nicht zweifeln, ein Tag angebrochen, heller und herrlicher, als je einer über die Berge kam. Deine vom Alter trüben Augen haben sich geschlossen, um das ewige Licht zu sehn, dessen Glanz sich sterblichen Augen verbirgt; Deine frommen Ahndungen sind nun zur Wahrheit *geworden*, und Dein Herz, das so voll Liebe war, schlägt jetzt, da es in Staub zerfällt, an dem Herzen der ewigen Liebe. Du bist eingegangen durch die dunkle Pforte in das Reich des Lichtes und der Wahrheit, und wir stehen an Deinem Grabe, und freuen uns, Dich an dem Ziele Deines Verlangens zu sehn, und wenn sich unsre Augen mit Thränen füllen, so sind es nicht Thränen der Traurigkeit, sondern der Freude, des Danks und der Liebe.“ — —

„Ein unerforschlicher Wille der ewigen Weisheit sendet den Menschen hierher auf die Erde. Während an diese irdische Heimath unsre Füße geheftet sind, gehen die Blicke des innern Menschen aufwärts nach einer andern Heimath, die wir nur durch unsre Sehnsucht kennen, und mit untrüglichem Glauben umfassen. Die Erde gibt, was sie kann, Früchte zur Nahrung des Leibes, und Schätze zu mancherlei Gebrauch; aber der innere Friede, der allen irdischen Genuß übersteigt, wächst nicht aus dem Schooße der Erde auf. Dieser Friede kömmt nur von Gott und wohnet bei Gott; und aus ihm stammt das Sehnen nach der himmlischen Heimath, in welcher lauter Seligkeit ist. Mit der Ahndung dieser Seligkeit, mit

dem frohen Hoffen auf die Erfüllung seiner Ahndungen wandert der fromme Mensch muthvoll durch den rauhen Weg; mit ihr bekämpft er die Leiden, die ihm begegnen; mit ihr die Versuchungen, mit denen ihn die Begierde nach irdischem Genusse umstrickt. Du warst ein muthiger Kämpfer Dein Lebenlang. In reichem Ueberflusse waren Dir die Güter des Lebens zugefallen; Dein Acker trug hundertfältige Frucht, und Deine Speicher seufzten unter ihrer Last. Wer Deine Aecker sah mit wogenden Saaten bedeckt, Deine grünen Wiesen mit fetten Heerden angefüllt, die schnaubenden Rosse an Deinem Pflug, — der nannte Dich glücklich. Und das Werk Deiner Hände war gesegnet und Dein Gut ausgebreitet im Lande, wie Hiobs, als sein Haus verwahret war. Da prüfte Dich Gott. Was Dein Herz erfreute, nahm er von Deiner Seite, legte Dein Weib in das frühe Grab, und gesellte ihr auch den Knaben zu, der an Deinem blutenden Herzen ruhte, und die Gluth Deiner Wunden kühlte. Aber in Deinem großen Schmerz sündigtest Du nicht, und thatst nichts thörichtes wider Gott. Kein Murren kam auf Deine Lippen, und Du fragtest nicht in Deiner Vermessenheit: Warum hat Gott das an mir gethan? Und wie Du Dich in Demuth beugtest, erwieß sich Gott groß an Dir, und ließ Dir in der Nacht Deiner Leiden das Licht des Glaubens heller und herrlicher aufgehn. Deine ganze Seele wendete sich zu Gott, und wie in seinem Schooße Alles lag, was Dir das Theuerste

auf Erden gewesen war, so legtest Du vor seinem Throne auch Deine Habe nieder, und wurdest freiwillig arm. Jetzt gingst Du freier und aufgerichteter durch die Welt. Die Bürde der zeitlichen Güter, die so viele zu Boden drückt, daß sie nie mehr zum Himmel schauen, hattest Du Dir muthig von dem Nacken gewälzt; Du hattest selbst die Ketten gelößt, die den Habsüchtigen, den Genußgierigen und Kleinmüthigen an das irdische Leben fesseln; Du fandest Reichthum in der Armuth, und in dem Verluste Zufriedenheit. Für Dich hatte der Tod keinen Stachel, er nahm Dir nichts als die irdische Hülle, die noch zwischen Dir und der Ewigkeit stand; der Ewigkeit, nach der Du Dich sehntest, und die die theuern Pfänder Deiner Liebe umfangen hielt. Wie der ermüdete Wanderer sein Gewand abstreift, und sich zur Ruhe legt, und heitre Träume wünscht, so streiftest Du, Guter, Dein mürbes Leben ab, und legtest Dich frohen Muthes in Dein letztes Lager, den langen Traum des Lebens in dem engen Sarge auszuschlummern. Wohl schaut schon jetzt Dein Aug, das immer so freundlich grüßte, segnend auf uns herab; von der Erde fliehend, sendest Du uns, die wir Dir nachblicken, Deine milde Liebe; und vielleicht betet schon jetzt Dein Mund, von dem immer fromme und versöhnende Worte gingen, vor Gottes Throne für uns."

„Wie wir aber jetzt an dem Grabe des Entschlummerten mit Ehrfurcht und Andacht stehen, so wollen wir es auch mit Andacht und frommen Entschließun-

gen verlassen. Derjenige, welchem Gott die harten Prüfungen erlassen hat, durch die er diesen Erkohrnen zu sich berief, der, welchem ein liebendes Weib zur Seite steht, und blühende Kinder, der wende desto eifriger sein dankbares Herz zu Gott, und bitte ihn um Demuth im Glück. Die irdischen Gaben aber, die Jeder besitzt, verwalte er als ein anvertrautes Gut, wie ein fremdes Eigenthum, stets bereit es zurückzugeben, ohne Murren, ja mit Dank für den so lange gegönnten Genuß. In allen Dingen endlich laßt uns wetteifern mit dem Abgeschiedenen in Ergebung, Demuth, Standhaftigkeit, Redlichkeit und treuer Liebe, so können wir hoffen, dem Todes-Engel auch so sanft wie er in die Arme zu fallen, und aus dem Munde des Richters der Lebendigen und der Todten ein mildes Urtheil zu hören."

* * *

Diese Hoffnung wurde meinem guten Sebastian herrlich erfüllt. Schon hatte er die Schwelle des höhern Alters betreten, aber seine Gesundheit, die Frucht der Mäßigkeit und eines stillen Gemüths, war unerschüttert; und auf seinem ehrwürdigen Angesichte, obgleich vom Alter gefurcht, strahlte ungetrübt ein erquickliches Abendroth. Die Zeit hatte ihm nichts genommen; aber sie hatte den Frieden seiner Seele erhöht, und jede Welle geebnet, die vielleicht früher sich in seinem Innern erhoben hatte. Sein Weg zum Grabe war sanft. Oft setzte er sich in Gedanken auf den Hügel nieder, der ihn einst bedecken sollte, und maaß den Weg zurück, den er ge-

wandelt hatte. Dann freute er sich, daß die schroffen Klippen, über die er gestiegen war, ihm jetzt gar nicht mehr schroff erschienen, sondern wie ein fernes Gebirg, von dem Flaum einer weichen, milden Luft umsponnen, und mit dem goldnen Wiederscheine seines jetzigen Abendrothes gekrönt. *Während das* Alter so oft den letzten Rest des Lebens verbittert, indem es Mißmuth und mürrische Launen herbeiführt, wurde Sebastian mit jedem Jahre, das seinem Leben zuwuchs, heiterer; und wie sein Haar sich weißer färbte, so blühte, wie Alpenrosen unter dem Schnee, sein Gefühl immer reicher und herrlicher auf. Die Nähe des Himmels, auf den er sich freute, erwärmte sein Herz; und in der Nacht, der er entgegenging, sah er nicht die Finsterniß, sondern die Sterne, die sie schmücken, und das Morgenlicht, das aus ihr hervorbrechen wird. An heitern Abenden saß er am liebsten an dem Fenster seiner Stube, aus dem man den Kirchhof übersieht; seine Blicke durchliefen die Reihen der grünen Hügel, unter denen sich schon das zweite und dritte Geschlecht bettete, und er feierte dann das Andenken derer, die ihm theuer gewesen waren. Diese stille Todtenfeier, sagte er, mache ihn gar nicht traurig, sondern recht froh; denn er läse in seinem Herzen nichts als Lobschriften auf die Verstorbenen, und diese ständen hier heller und schöner, als auf den Kreuzen und Leichensteinen; und da er wüßte, daß bei weitem die Meisten von denen, die er hier zur Ruhe gebracht, ihn herzlich geliebt hätten, was wohl einen alten Mann

mehr erheitern könne, als die Hoffnung, bei seinem Eintritte in das Jenseits so vieler treuen Liebe zu begegnen?

Dem Berufe seines Amtes blieb Sebastian bis in die letzten Tage seines Lebens treu. Das erkenne er für die größte Wohlthat Gottes, sagte er, daß er in seinem hohen Alter noch die frohe Bothschaft des Glaubens und der Liebe verkündigen dürfe. Der Ton der Glocken, die ihn zum Gottesdienste riefen, erfreue ihn jetzt fast noch mehr als sonst, vielleicht eben weil er nicht hoffen könne, ihn noch lange zu hören. Auch erquicke es sein Herz ungemein, wenn er beim Gesange seine Stimme mit der Stimme seiner Gemeinde vereinigen könne. — Er sprach auch in den letzten Jahren seines Lebens mit nicht weniger Kraft, und vielleicht mit noch größerer Innigkeit als in seinen frühern Jahren. Es war, als ob ein Vater zu seinen Kindern spräche. Auch war ja die Gemeinde unter seinen Augen aufgewachsen; er hatte ihre Ehen eingesegnet, ihre Kinder getauft, im Christenthume unterwiesen, und zum Abendmahle vorbereitet. Oft sagte er, er könne nicht ohne Rührung daran denken, daß, während sich Alles um ihn her mehr als einmal verändert habe, doch der Glaube, den er zu lehren berufen sey, in allen Gemüthern lebe, und daß er von Gott gewürdigt worden, ihn zu wecken und lebendig zu erhalten. Dieses Feststehn der Wahrheit, und dessen was hier und dort dem Menschen zum Heile gereiche, sey ihm in dem Wechsel der Dinge und bei dem Auf- und Abwogen von

Tod und Leben ein unaussprechlicher Trost. Der Mensch wird geboren und stirbt; die Wahrheit aber, die in ihm ist, dauert ewig.

Sebastians letzte große Freude war, als er die Zusicherung erhielt, daß unser Andreas seine Prüfungen beifallswürdig bestanden, und zu seinem Nachfolger im Amte ernannt sey. Andreas war immer recht nach seinem Herzen gewesen, und er wußte, daß er auch künftig nach seinem Sinn und Beispiel thun würde. Es war eben ein Sonntag, als er diese Nachricht erhielt, und er konnte in der Freude seines Herzens nicht umhin, sie auch seiner Gemeinde mitzutheilen. Nun, Herr, sagte er am Schluß, läßst du deinen Diener in Frieden fahren. Den ganzen Tag war er unbeschreiblich froh. Er sprach mit Lebhaftigkeit von seinen Kindern, von der mannichfaltigen Freude, die sie ihm gemacht, von ihren Aussichten und Hoffnungen, und von all dem Guten, das er sich noch von ihnen versprechen dürfe. Er wolle das selbst noch einmal an alle schreiben, so bald er dazu komme; unterdessen möcht' ich es thun. Elternliebe, sagte er, spricht ja aus der Mutter Mund am beredtesten, und geht am besten zu Herzen. —

Nach diesem Gespräche war er still, als ob er noch weiter darüber sänne; rückte dann, als sich die Sonne zum Untergange neigte, seinen Stuhl nach dem Fenster, freute sich der weißen Blüthen, die den Kirchhof bedeckten, und der letzten Sonnenstrahlen, die an der Spitze des Kirchthurms zitterten, und als Alles in die Dämmerung versunken war, sagte er: Die

Freude hat mich ungewöhnlich müde gemacht. Auf so frohe Tage pflegen ruhige Nächte zu folgen. — Dann gab er mir die Hand, küßte mich auf die Stirn, und legte sich nieder. Er war schnell eingeschlafen, aber am Morgen erwachte er früh und mit Fieber. Er versuchte aufzustehn; aber die Füsse versagten ihm den Dienst. Ich denke, Gott ruft mich zu sich, sagte er. — Bist Du so krank, Guter? fragte ich. — „Ich bin nicht krank, antwortete er, aber es regt sich Etwas in mir, als ob mein Geist zum Leben durchbrechen sollte.“ Dann, indem er seine heiße Hand auf die meinige legte, fuhr er fort: Die Frühlingssonne ruft jetzt den Schmetterling aus seinem dunkeln Gefängniß; mich die Freude. Kann ein Mensch glücklicher seyn? —

Als der Arzt kam, sah er mich mit zweifelnder Miene an. Ich mochte mich verfärbt haben. Sebastian bemerkte es, faßte mich bei der Hand und sagte: Ist es so, wie ich dachte? — Und da ich es nicht verneinen konnte, fuhr er fort: Nun, so laß uns Gott danken, und ihn bitten, daß er mir auch auf dem letzten Schritte helfe. — Wie ich nun weinte, sagte er weiter: Sind wir nicht immer eines Sinnes gewesen, mein gutes Weib? Wolltest Du denn jetzt etwas anderes wünschen als ich? Sieh ich gehe vor Dir her und werde immer umschaun nach Dir. Wie kurz ist der Weg, der hinter uns liegt! wie nah das Ziel, das uns wieder vereinigt?

Diese Worte frommer Ergebung riefen meine Kraft wieder auf. Ich konnte in der Nähe des ge-

liebten Kranken ruhig seyn; ich konnte seine frohen Hoffnungen theilen, und den Schmerz vergessen, der mich erwartete. Diese Fassung schien ihn sehr zu freuen. Er lag meist still, betete leise für sich, oder bat mich, ihm vorzulesen. So brachte er zwei Tage zu, mit immer steigendem Fieber, aber ohne Schmerzen. Am dritten Abend zog er mich sanft an sich, drückte mich an seine Brust und sagte leise: Eh die Mitternacht kömmt, ist mein Weg vollbracht. — Dann dankte er Gott mit schwacher Stimme, aber mit vernehmlichen Worten für alles Gute, was er ihm auf seiner irdischen Laufbahn erwiesen hatte; für den Segen seiner Amtsverwaltung, die Freude an seinem Berufe, seine glückliche Ehe, die Gesittung und das Gedeihn seiner Kinder, und zuletzt für die Freudigkeit, mit der er von dem Leben scheide. — Bei diesem Gebete belebten sich seine Augen mit einem ungewöhnlichen Glanz; sein Angesicht war wie verklärt; es war, als spiegle sich der Himmel darin ab. Von diesem Augenblick an sprach er nicht mehr. Meine Hand aber hielt er leise in der seinigen, und sah mich oft mit liebenden Blicken an. Als es Eilf schlug, zog er meine Hand an sein Herz und sagte: Es schlägt ruhig und recht froh. — Dann sanken ihm die Augenlieder wie von schwerer Ermüdung zu; mit Mühe erhob er sie noch einige Mal — der Todesengel berührte ihn — seine Brust stieg höher — und das schönste Herz voll unendlicher Liebe stand still.

Ich weinte nicht, sondern sank nieder auf meine

Kniee und bat Gott um einen Tod, wie das Entschlummern dieses Gerechten war.

* * *

Mit dem Tage, welcher den Freund meiner Jugend von mir genommen hat, seh' ich meine irdische Laufbahn als geschlossen an. Meine Blicke sind nach der Vergangenheit gerichtet, in der ich mit ihm vereint war, und nach der Zukunft, die mich, wie ich hoffe, wieder mit ihm vereinigen wird. Mit jedem Morgen erwacht der Gedanke an ihn, der so lange mein Lehrer und Muster war; ich freue mich von ihm mit meinen Kindern und Freunden sprechen zu können; und oft füllt auch sein Bild und die Erinnerung an ihn die Träume meiner Nächte aus. So ist denn meine Trauer um seinen Verlust nicht herbe, sondern mit allen Freuden der Erinnerung und Hoffnung gemischt, so wie auch die seinige um die Geliebten seines Herzens war. Gewiß ist auch dieß eine der glücklichsten Folgen einer guten Ehe, daß, wenn der Wille der Vorsehung sie trennt, sie dennoch in dem Gemüthe des zurückgebliebenen Theils fortbesteht, und den Schmerz der Wunde durch ein heiteres, trostvolles Andenken lindert. Die Liebe überwindet den Tod und das Grab, und aus den Thränen, die sie über dem Staube der Abgeschiedenen weint, blüht eine Saat schöner und heiliger Freuden auf. Wenn ich Dich, Du Unvergeßlicher, nicht mehr mit meinen Armen erreichen kann, wenn

sie nur den kalten Hügel umfassen, der Dein schönes und frommes Herz bewahrt, so reicht doch meine liebende Sehnsucht in die Ewigkeit hinaus, und findet Dich und Deine Tugenden, und alle die glücklichen Tage, die das Licht unsrer Liebe durchstrahlte. Dann lächeln mich noch Deine liebenden Blicke an; ich vernehme noch die Stimme, die mich so oft entzückt, belehrt und getröstet hat; und all Dein Thun, Dein ganzes stilles und harmonisches Daseyn steht vor mir, wie in den Tagen unsers irdischen Zusammenseyns. So bist Du auch noch jetzt, wie sonst, meine Freude und mein Trost, und indem ich so mit Dir fortlebe, klage ich nicht über Deinen Verlust, sondern danke Gott, daß er mich Dir zugeführt, und Deiner Liebe und Deiner Lehre so lange hat genießen lassen.

Indem ich nun selbst meinem Grabe nahe stehe, in das ich wie in eine zweite Brautkammer einzugehen hoffe, mit der Heiterkeit, welche die Umgebung meiner geliebten Kinder und Enkel nährt, wende ich oft meine Blicke nach dem zurückgelegten Wege, und finde überall Ursache zu Dank und Freude. War ich nicht schon recht glücklich in der engen Beschränktheit meiner ersten Jugend, und in jener genügsamen Armuth, die durch den hohen und großen Sinn meines Vaters zum Reichthum ward? Hab' ich nicht in diesem edeln und trefflichen Manne den treusten Lehrer, und in meiner sanften Mutter das Muster jeder häuslichen Tugend gehabt? Und blühten mir nicht in der Einsamkeit, in der ich erwuchs,

und die wohl Vielen traurig und öde scheinen mochte, eben durch den Sinn und die Liebe meiner Eltern so viele Freuden auf, daß ich ihrer nicht ohne dankbare Rührung gedenken kann? In dieser stillen Zurückgezogenheit führte mir die göttliche Güte meinen Sebastian zu, welcher die Freude und der Stolz meiner Eltern wurde, und mich auf dem Wege erhielt, den diese mich zu wandeln gelehrt hatten. In stiller Verborgenheit, ja, uns selbst unbekannt, war unsre Liebe aufgewachsen; aber nachdem sie uns einmal kund geworden war, senkte sie ihre Wurzeln immer tiefer in unsere Herzen, und umgab uns so ganz, daß uns die Welt und unsre Liebe nur Eins schien. Nachdem ich nun mit dem geliebten Manne vereinigt war, und mit ihm in ein Verhältniß gesetzt war, das ich mir nicht erfreulicher hätte wünschen können, vermehrte auch dieß mein Glück, daß meine Eltern mehrere Jahre hindurch Zeuge unsrer Zufriedenheit seyn, und in einem gewissen Sinne die Früchte dessen, was sie gesäet hatten, ernten konnten. So finde ich überall Ursachen des Dankes in den einfachen Verhältnissen meines Lebens, und erkenne mit tiefer Rührung in allen seinen Ereignissen die Hand der väterlichen Liebe, der ich mein Daseyn verdanke, und die mich bis zu diesem Ziele geführt hat. Nur ein Wunsch bleibt mir noch übrig, und ich glaube seine Erfüllung hoffen zu dürfen — daß das stille, harmlose und unschuldige Leben, das mir so viele Freuden gebracht, und aus dem ich nun bald zu noch höhern Freuden abscheiden werde, auch

auf meine Kinder als Erbtheil übergehe, und daß diese, wenn sie einst, so wie ich, an der Grenze ihrer Tage stehn, mit eben so großer Heiterkeit in ihr verfloßnes Leben zurückblicken mögen.

# Zerstreute Blätter

von

Odos Hand.

Unter der Aufschrift **Zerstreute Blätter** lassen wir hier eine Auswahl von Aufsätzen und einzelnen Gedanken folgen, die von Odos Hand, aber, wie der Augenschein lehrte, zu sehr verschiedenen Zeiten geschrieben waren. Das Meiste und Aelteste bestand aus Erinnerungen an Odos ersten Aufenthalt in der Schweiz vor seiner Verbindung mit Amanden; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dasjenige, was darunter mit einiger Sorgfalt ausgeführt ist, für diese bestimmt gewesen ist. Nur dieses ist hier von uns aufgenommen, bloße Andeutungen aber, deren sich viele auf einzelnen Zetteln fanden, zurückgelegt worden. Ein Tagebuch der Reise, das über persönliche Verhältnisse hätte aufklären können, fand sich nicht.

**Der Herausgeber.**

Ob es wohl eine anmuthigere Gegend geben mag, als das Land um Bern? Wie oft hab' ich hier die Sonne auf- und untergehen sehen, und doch bin ich immer mit neuer Lust dahin zurückgekehrt. Diese goldnen Saatfelder, wenn der milde Himmel des Herbstes über ihnen ruht; dieser liebliche Wechsel von Auen und Wiesen, von schwellenden Hügeln und buntem Gebüsch, die der leise Duft des Abends wie ein weiches, durchsichtiges Gewand umfließt, alle diese jungfräuliche Anmuth mit ihren reinlichen Dörfern, von hohen Bäumen umschirmt; die einzelnen Höfe, um die her auf üppigen Wiesen das schwere Hornvieh wandelt; die herrlichen Landhäuser, wo aus hohen, hellen Fenstern und von zierlichen Balconen herab Reichthum und Wohlleben schaut — man kann die Blicke, wenn sie so nach Abend und Norden gerichtet sind, nicht davon abziehn; und ich habe nie hier geruht, ohne daß mich die heitersten Bilder eines wohlgeordneten Lebens, tiefen Friedens und erquickender Ruhe besucht hätten. — Aber welch' ein Contrast, wenn Du Dich nach Süden wendest zu jenen uralten Festen der Erde, den hellgeschliffenen ewigen Eismauern mit ihren schroffen Zinnen, den erstarrten Wellen der Erde, an

denen die Sonne seit Jahrtausenden die Kraft ihrer Strahlen, und der Sommer seine Gluthen verschwendet! Wie stolz und kalt schauen diese cristallnen Riesen in das sanfte Gefild, das sich zu ihren Füssen gelagert hat, und dem sie die unversieglichen Ströme wie ein Almosen spenden, das der Reiche aus unerschöpflicher Fülle dem Dürftigen *zuwirft*, ohne sich selbst etwas zu entziehn, und ohne Bewußtseyn! Mit welchem Entzücken hab' ich hier oft von der Höhe eines Hügels herab, im Schatten herrlicher Bäume gelagert, den Abschied eines sonnigen Tages gefeiert, wenn er noch einmal seine Liebesaugen auf die sanfte Landschaft warf, jedes zitternde Blatt vergoldete, sich in funkelnden Bächen und in blanken Fenstern beschaute, und zuletzt mit der ganzen Fülle seines Glanzes an der starren Wand der Eisberge ruhte! Still glitt hier das goldne Licht an dem schroffen Spiegel hinauf; die Tiefe versank in Dämmerung; aber während sich die Füße der Riesen mit Nacht umhüllten, strahlten ihre Häupter von Rubinen-Diademen und goldnen Kronen. Längst war die Sonne in Westen hinabgesunken; aus dem tiefen Blau brachen die Sterne, wie Augen des Himmels hervor; der Mantel der Nacht hatte das Land umher bedeckt — aber noch waren die Zinnen des Gebirgs von dem zögernden Licht wie mit Rosen gekrönt. Erst wenn der letzte Schimmer erlosch, und das erhabne Gebäude der Natur sich nur noch durch die Erinnerung an dem Himmel zeichnete, ging ich mit stiller Bewundrung nach

Hause und in Gedanken versenkt. Ich dachte an Dich, meine Amande; Dein holdes Bild stand in meiner Seele über all den herrlichen Erscheinungen; heller strahlte es mich aus der Tiefe des bewegten Gemüthes an. An der Brust der Natur träumte ich am süßesten von Dir. Dein Andenken gab ihrer Schönheit Leben und Seele. Wie treu mich doch dieses Andenken überall begleitet! wie es mir jeden Genuß erhöht, und in der Sehnsucht selbst, die es erzeugt, die Freuden der Vergangenheit und die frohen Erwartungen der Zukunft verschmilzt! — —

Eines Tages hatte ich mich ziemlich weit von der Stadt entfernt; die Nacht hatte mich überrascht, und ich war zu ermüdet, um zurückzukehren. Also kehrte ich im nächsten Dorfe ein. Hier fand ich im Wirthshause alles ungewöhnlich aufgeregt. Denn vor wenigen Stunden war von den Gerichten ein junger Einwohner des Ortes abgeholt worden, der einen Bewohner des nächsten Dorfes erschlagen hatte. Die Ursache des Mordes war Eifersucht. Uebrigens waren alle Stimmen für den Gefangenen. Er sey der rechtlichste Mensch, hieß es, aber immer etwas in sich gekehrt gewesen und still. Seit einiger Zeit sey er ganz schwermüthig geworden. Das Mädchen, das er geliebt, habe sich ohne Ursache von ihm abgewendet und die Besuche eines andern Liebhabers angenommen, der nicht einmal aus demselben Orte gewesen sey. Auf diesen letzten Umstand legten Alle ein großes Gewicht, und die jungen Leute insbesondre schalten auf die Dirne, und behaupteten, es

streite gegen alle Zucht, so aus bloßer Leichtfertigkeit mit den Kiltgängern zu wechseln, und die nächsten um eines Fremden willen hintanzusetzen.

Nachdem dieses Gespräch eine Zeitlang mit heftiger Theilnahme geführt worden, indem Einige, wie gesagt, den Verfall der Sitten beklagten, Andre der Bejahrten hingegen sich an ähnliche Geschichten erinnerten, die sich zu ihrer und der Väter Zeiten zugetragen, sagte endlich einer: „Laßt das nun gut seyn; wir haben genug davon gehört. Ich meine, es hat zu allen Zeiten brave Mädchen und schlechte gegeben, so wie jetzt auch, und die Altvordern haben auch über den Verfall der Zucht geklagt, wie wir jetzt thun. Wäre das nun wirklich so in Wahrheit begründet gewesen, so müßten die Menschen vor einigen hundert Jahren Engel gewesen seyn, oder wir wären sammt und sonders Teufel, und die ganze Eidgenossenschaft ein Höllenpfuhl. So ist's aber nicht. Es mag wohl damit seyn, wie mit der Witterung. Wenn einmal der Sommer kälter ist, als wir's gewohnt sind, oder der Winter ungewöhnlich warm — gleich heißt es: die Welt hat sich umgekehrt; so war's sonst nicht. Wenn man aber die alten Chroniken mit Verstand liest, so sieht man, daß es immer so gewesen ist, und daß es Räuber und Mörder, Buhler und Ehebrecher gegeben hat, wie noch jetzt." — Dann wendete sich der Redende an einen alten Mann, welcher an dem mittelsten Tische den Ehrenplatz einnahm, und bis jetzt keinen Antheil an dem Gespräche genommen

hatte, als indem seine Mienen Mißbilligung oder Beifall zu erkennen gaben. Diese Zeichen blieben auch nicht unbeachtet, und immer schienen die Sprechenden mehr oder weniger ihre Rede an den Greis zu richten, dessen langer weißer Bart und graues Haar Ehrfurcht gebot. — „Nun, Rudi, sagte der, welcher zuletzt gesprochen hatte, Ihr sagt nichts zu dem Allen. Was meint Ihr davon? Man hört doch gern, was Ihr über eine Sache denkt und sinnt.“

Bei dieser Aufforderung legte der Alte die Hände flach vor sich auf den Tisch und sagte: „Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Heini, wegen der alten und neuen Zeit; denn ob es mir schon auch manchmal dünkt, als sey es vordem besser gewesen, so merk ich doch bald, daß der Unterschied nur darin liegt, daß ich jetzt alt bin und vormals jung. Nun ist aber auch genug über den wüsten Handel gesprochen worden, und damit Euch die Gedanken daran vergehen, will ich Euch eine Geschichte erzählen, die sich vor dreihundert Jahren und länger zugetragen hat, und aus der Ihr abnehmen könnt, wie es damals mit Liebessachen hier in diesem Lande hergegangen ist.“

Dieser Vorschlag kam Allen sehr erwünscht. Ein dumpfes Murmeln kündigte die Beistimmung an. Die näher Sitzenden nickten sich zu; die Entfernteren rückten heran; und nachdem der Alte noch einen Schoppen Wein verlangt hatte, hub er seine Erzählung folgendermaßen an:

„Es mögen wohl wenige unter Euch seyn, die auf der Straße von Almatingen, rechts nach Kunitz hin nicht das alte Gemäuer gesehen haben, das so grau und düster aus dem Gebüsch hervorragt; ein verfallnes Thürmlein ist es und einige Fenster, in denen Fliederbüsche gewachsen sind; inwendig aber sieht man, daß es ein großes Gebäude gewesen, denn es liegt vieles Gestein in einer weiten Strecke umher, und der Hof, wo jetzt Dornen und Disteln stehn, ist geräumig und weit. Mancherlei Reden gehen von dem Steinhaufen umher, und niemand geht gern zur Nachtzeit daran hin; und Manche wollen ein Wimmern darin vernommen haben, und rauhe Stimmen dazwischen. Ich habe dergleichen nie gehört, ob es schon eben kein Wunder wäre nach Allen dem, was sich vor Zeiten da begeben hat."

Da der Alte hier inne hielt, um zu trinken, bestätigten Viele das, was er von dem alten Schlosse gesagt hatte. Die Trümmern kannten sie Alle; auch hatten sie von Wanderern gehört, die in später Nacht des Wegs gekommen, und weiße Gestalten in den Fenstern gesehn hatten, die sich vorwärts und rückwärts neigten. Und so waren denn Alle desto begieriger auf die Geschichte, die der Alte aus der Chronik wußte; und dieser, nachdem er getrunken hatte, fuhr also fort:

„Der letzte Besitzer des Schlosses war also der Graf Ulrich von Bollingen, ein tapfrer Degen, aber von rauhem Gemüth und hart gegen Jedermann. Nachdem er bis in sein fünf und funfzigstes Jahr

ehelos gelebt hatte, meint' er, es sey Zeit, auf Erben seiner Habe zu denken, und warb deshalb um die Hand des schönsten Fräuleins zwischen der Aar und Sane, Walpurg von Lussi genannt, die aber arm und eine Waise war. Hätte die nun schon an sich wenig Freude an dem alten rauhen Rittersmanne gehabt, so war sie noch überdieß in Liebe zu einem Junker entbrannt, der edel und mannhaft, und nur wenige Jahre älter als das Fräulein war. Der hieß Werner von Heriso. Er hatte ihr von Kindheit auf wohlgewollt, und sie ihm, und es war auch der Eltern Wille gewesen, daß sie sich ehlichen sollten, wenn die Zeit käme. Nun starb aber dem Fräulein von Lussi Vater und Mutter binnen kurzer Frist, und sie war in die Hände eines hartherzigen Oheims gekommen, der Humbert von Arburg hieß; und da dieser ein alter Waffenfreund des Grafen von Bollingen war, wollte er seine Nichte zwingen, seiner Bewerbung Gehör zu geben. Diese aber hatte ihrer Gesinnung kein Hehl, sondern sagte, daß sie den Junker Werner liebe und nicht von ihm lassen könne; was ja auch ihrer Eltern Wille gewesen; und bat ihren Oheim, sie nicht zu zwingen. Diese Bitten rührten ihn nicht; sondern er schwur in seinem Zorn, daß, so lange er lebe, sie nie diesen Fant ehelichen solle. Der Ulrich habe sein Wort, und dabei müsse es sein Bewenden haben."

„Da war nun wohl großer Jammer bei dem Fräulein, und auch der Junker war tief betrübt. Denn hatte sein Herz schon früher an ihr gehangen,

so entbrannte es jetzt noch mehr, da sie ihn mit so standhafter Treue dem reichen Grafen von Bollingen vorzog. Und da sie sich jetzt nicht mehr sehen konnten, und auch sonst nur wenig von einander vernahmen — so streng ließ der Humbert das Fräulein bewachen — ertrug der Junker seinen Unmuth nicht, sondern schnallte den blanken Harnisch um, und bestieg sein gutes Roß, und zog nach Africa, wo eben der Cardinal Ximenes mit dem spanischen Heere vor Oran lag, und Krieg mit den Mohren führte. Als nun hiervon die Nachricht dem Grafen zu Ohren kam, berathschlagte er sich mit dem Oheim des Fräuleins, und sie dangen falsche Boten, welche melden mußten, der Heriso sey von den Mohren gefangen, und da er habe entfliehen wollen, von ihnen erschlagen worden. Und diese Geschichte wurde mit so vielen Umständen verbrämt, daß Niemand daran zweifeln konnte. So glaubte denn auch Walpurg den Betrug; und da der Bollingen nicht abließ zu werben, und der Oheim früh und spät, bald mit freundlichen Worten und bald mit Schelten, in sie drang, so entschloß sie sich endlich mit Jammer im Herzen zu dem schweren Schritt."

„Wer nun bei dem Hochzeitmale gegenwärtig war, und das zarte Fräulein mit dem Myrtenkranze in den blonden Locken neben dem finstern Grafen sah, dessen schwarzes Haar schon reichlich mit weißen Stoppeln gemischt war, der konnte wohl sehn, daß dieses Paar nicht sonderbar schicklich zusammengefügt war, und die Knappen und Diener stießen sich, als der

Hochzeitpokal herumging, lächelnd an, und scherzten im Vorgemach über die Vermählung des Winters mit dem Lenz. Dem Ulrich gingen nach der Hochzeit auch die Augen auf, und da er sah, daß sein Weib oft traurig war, wenn sie im Stillen an ihren Werner dachte, und wie glücklich sie mit dem würde gewesen seyn, da entbrannte eine Eifersucht in seinem Herzen, die noch heftiger war, als vorher seine Liebe; und des Auflauerns und Bewachens, des Forschens und Quälens war jetzt kein Ende. Zu entdecken war freilich nichts; denn Walpurg war dem Grafen als ihrem Ehgemahl treu, ob sie ihn gleich nicht liebte, weil sie Zucht und Ehrbarkeit achtete und Gottes Gebot fürchtete; aber der alte Herr war darum nicht weniger voll Verdacht, und meinte, nach der Weise der Eifersüchtigen, daß, je weniger er gewahr würde, desto mehr verborgen seyn möchte. So war wohl ein ganzes Jahr vergangen mit wenig Freude, und das Leben wurde immer trüber in dem Schloß, da ritt eines Tages der Bollingen auf die Jagd, und Walpurg saß am Fenster, und schaute nach der Straße hin, auf welcher ihr Gemahl zurückkehren sollte. Und wie sie hinabblickt, wird sie einen Pilger gewahr, der unterhalb der Mauer an einem Baume sitzt, das Gesicht tief herabgesenkt, so daß der Rand des breiten Hutes ihm die Brust berührt, wie Einer, der recht krank ist, und das Haupt nicht mehr erheben kann. Da hatte sie Mitleiden mit dem Manne, und rief ihrer Magd, und schickte sie hinab, um nach dem Kranken zu sehn, und ihm

Erquickung anzubieten, wenn er deren bedürfe. Die Magd ging also hinab, um den Befehl ihrer Herrin auszuführen; aber sie hatte kaum den Pilger begrüßt, da kam Ulrich herangeritten, und als er die Magd bei dem Pilger sah, fragte er, was es gäbe. Diese verschwieg nun, daß sie von ihrer Herrin abgeschickt sey, obgleich in guter und christlicher Absicht, und gab einen andern Gang vor, auf dem sie den kranken Mann hier getroffen habe. Nun wendete sich der Graf an den Pilger selbst, und fragte ihn, woher er käme, und was das Ziel seiner Wallfahrt sey. Dieser antwortete, wie es der Wahrheit gemäß war, er sey mit dem spanischen Heere in Africa gewesen, und habe Oran erobern helfen; dann sey er, um ein Gelübde zu erfüllen, nach Compostella gewallfahrtet, und wenn er noch seine Andacht zu Maria-Einsiedeln verrichtet habe, wolle er nach dem heiligen Grabe ziehn. Wie nun der Graf von Africa und Oran hörte, schlug es ihm gewaltig an das Herz; denn er gedachte der Lüge, mit der er sein Weib berückt hatte, und fürchtete die Rückkehr des Junkers von Heriso; deshalb nahm er eiligst den Pilger mit sich in das Schloß, und fragte ihn aus; erst von weitem nach dem Kriege überhaupt, und wer sich darin hervorgethan; dann was für Völker außer den Spaniern dabei gewesen, und endlich auch, woran ihm das Meiste lag, nach dem Junker Werner von Heriso. Da sagte der Pilger, er kenne den Junker gar wohl, und wisse, daß er sich gut gehalten, aber wie Einer, dem das Leben zur Last ist, und der den

Tod sucht. Da sey er denn auch einstmals von den Mohren, die einen Ausfall gethan, umringt und gefangen worden, habe sich aber wieder befreit, und sey endlich siegreich mit dem übrigen Heere in die Festung eingezogen. Jetzt sey er, so viel ihm bekannt, auf der Rückreise begriffen. — Diese Worte machten den Grafen noch bestürzter; doch verbarg er seine Unruhe, und sagte dem Pilger, er solle die Nacht in seinem Schlosse bleiben, und sich gütlich thun; den folgenden Morgen wolle er ihn von seinen Reisigen nach Einsiedeln geleiten lassen. Dieß that er aber deswegen, damit der Pilger Niemanden etwas von der bevorstehenden Rückkehr des Heriso erzählen könnte, wodurch seine Lüge kund würde, eh' er Vorkehrungen getroffen hätte. Und da ihm die Eifersucht keine Ruhe ließ, beschloß er alsbald mit Walpurgs Oheim Rath zu pflegen, wie sie den Rückkehrenden fangen und ihn in Sicherheit bringen wollten. Nachdem er also wegen des Pilgers Befehl gegeben, und ihm zwei Knechte beigesellt hatte, die ihn bewachen sollten, damit er mit Niemanden spräche, sagte er zu seiner Frau, er wolle zum Oheim reiten, und eine große Jagd mit ihm besprechen. Dann setzte er sich zu Pferde, und jagte, von zwei Knappen begleitet, ohne Rast, nach dem Schlosse des Junkers von Arburg."

„Wie nun der Graf seiner Burg den Rücken gewendet, und die Gräfin allein war, erzählte ihr die Magd von dem Pilger, wie blaß und abgehärmt er aussehe, und daß er weit herkomme — sie hatte die

Mohren und den Namen Oran gemerkt — und nach dem heiligen Grabe zu wallfahrten vorhabe. Bei dem Namen von Oran schlug der Gräfin das Herz nicht weniger, als es ihrem Manne geschlagen hatte, nur aus einem andern Grunde, und sie wurde voll Verlangens den Pilger selbst zu befragen, ob er etwas von ihrem Geliebten wüßte, der ja dort, wie die falschen Boten berichtet hatten, begraben war. Sie sagte auch der Magd von ihrem Verlangen; aber den Geliebten nannte sie nicht, aus Züchtigkeit; sondern sagte nur, sie möchte wohl einen frommen Mann sprechen, der an dem Grabe des heiligen Jacob seine Andacht verrichtet habe, und möchte ihm auch einen Auftrag nach dem heiligen Lande geben. Da meinte die Magd, ein so frommes Verlangen zu fördern, sey selbst eine fromme Pflicht, und nahm es daher auf sich, den Pilger in aller Stille zu ihrer Herrin zu bringen. Als sie aber die Stiegen hinabgegangen, erfuhr sie an der Thür des untern Gemachs, was der Graf befohlen hatte, und daß der Pilger so gut als in Haft sey. Da sie sich aber einmal vorgenommen hatte, ihrer Herrin zur Erfüllung ihres gottesfürchtigen Wunsches zu helfen, ließ sie sich nicht abschrecken, sondern ging zu dem Kellner, mit dem sie heimliche Liebe pflog, und sagte zu ihm: Deine Herrin hat vernommen, daß die Knechte morgen in der Frühe einen frommen Pilger nach Einsiedeln geleiten sollen, und befiehlt ihnen zur Stärkung auf den Weg einen Krug guten Weins zu geben. Der Kellner saß nun eben mit andern Dienern bei

den Würfeln, und hatte nicht Lust aufzustehn, sondern gab der Magd die Schlüssel und sagte: Geh Du selbst, Du weißt Bescheid, und hole einen Krug vom vorjährigen herauf. — Dieß war der Magd eben recht. Sie stieg also in den Keller hinab, und nahm zwei der größten Krüge von einem Weine, welcher funfzehn Jahre alt war, und von gutem Gewächs; die brachte sie den Knechten und sagte: Das trinkt; Eure Herrin schickt es Euch. — Dazu liessen sich nun, wie leicht zu erachten, die Knechte nicht groß nöthigen, sondern zechten so tapfer, daß, eh' sie noch dem zweiten Kruge auf den Boden gekommen waren, sie schon selbst trunken auf der Erde lagen. — Als nun die Magd gegen Mitternacht hörte, daß es still geworden in dem Gemache, öffnete sie leise die Thür, schritt über die Schlafenden weg, und faßte den Pilger bei der Hand, der traurig in der Ecke saß, und nur Wasser aus seiner Kürbisflasche trank, und auch die Speisen nicht berührt hatte, die ihm vorgesetzt worden, außer das Brod, und sie sagte zu ihm: Die Herrin gebietet Euch zu sich. Kommt jetzt, da Alles schläft in der Burg. — Bei diesen Worten ergoß sich ein glühendes Roth auf die blassen Wangen des Pilgers; und dann erblaßte er wieder noch mehr als zuvor, und als er die Stiegen hinauf schritt, versagten ihm fast seine Füße den Dienst. Die Magd aber ging wohlgemuth mit der Leuchte voraus, und öffnete die Thür des Gemachs, wo Walpurg bei der Lampe saß, und stellte den Pilger, der die Kappe seines Gewandes über die Stirn

gezogen, vor sie hin. Da fragte ihn denn die Gräfin, wie sie sich vorgenommen hatte, nach den Gnadenorten, die er besucht hatte, kam dann auch auf Oran zu reden, und fragte ihn endlich mit wankender Stimme nach den Landsleuten, die dem Kriege beigewohnt hätten. Den Junker von Heriso aber nannte sie nicht. Der Pilger aber, nachdem er andre Eidsgenossen erwähnt, die den Spaniern ihren Arm geliehen, nannte zuletzt auch den Junker, und daß er noch lebe, und in sein Vaterland zurückgekehrt sey, um es noch einmal zu begrüßen, und dann auf ewig davon zu scheiden. Und indem er dieses sagte, warf er die Kappe zurück, und sah die Gräfin mit glühenden Blicken an. Und an diesen Blicken erkannte sie den Geliebten ihrer Jugend, den sie für todt gehalten, und erschrack so, daß sie blaß und sprachlos auf ihren Sitz zurücksank. Da warf sich der Pilger vor ihr auf die Kniee, faßte ihre Hand, und beschwor sie mit rührenden Worten, nur noch Einmal die Augen aufzuschlagen, und ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Dann wolle er unverzüglich nach Osten wandern, und sich der Wache des heiligen Grabes weihen, und nie zurückkehren. Bei diesen Worten schlug Walpurg die Augen auf, und ein Strom von Thränen ergoß sich daraus, und ihre Stirn senkte sich gegen die seinige; und der Junker umfaßte die Geliebte, und drückte den ersten Kuß auf die Lippen der ihm gestohlnen Braut."

Nachdem der Alte so weit in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, sah die um ihn ver-

sammelten Zuhörer rund herum mit fragenden Blikken an und sagte: „Was meint Ihr nun, ob eine Frau zu verdammen sey, die man durch Lug und Trug von ihrem Geliebten gerissen, dann durch Gewalt und List in den Ehestand gebracht, und sie darin ohne Grund und Ursach mit Eifersucht gepeinigt hat, wenn sie nun den ganzen schändlichen Betrug mit Einemmale erkennt, und nach so langer Frist des Geliebten auf kurze Augenblicke froh wird: ob ein Weib, frage ich, groß zu verdammen wäre, wenn es seiner Pflicht vergessen hätte?"

Nein, nein, riefen die jungen Leute, wie aus Einem Munde.

Man müßt' es ihr verzeihen, sagten die Männer, wenn's auch schon nicht recht wäre.

Der Junker, sagte Einer, hätte sie nur gleich unter den Arm nehmen, und mit ihr davon gehen sollen, damit der Graf bei der Heimkehr das Nest leer gefunden hätte.

Er hätte sie ihm im Kampfe abgewinnen sollen, sagte ein Andrer.

Es soll uns verlangen, wie es ausgegangen ist, sagten die Meisten.

Der Alte fuhr fort: „Der Vollingen war, wie gesagt, spornstreichs zum Oheim geritten, und gegen Abend angekommen, und wie er eben in das Gemach trat, und die ersten Grüße gewechselt waren, sagte der Humbert: Weißt Du, Uhli, daß der Werner heimgekehrt ist? — Daß er bald heimkehren wird, erwiederte der Graf, hab' ich eben vernommen, und

es ist deshalb, daß ich zu Euch komme, um Rath mit Euch zu pflegen. Denn Ihr könnt glauben, daß der Bube der Walpurg noch immer im Herzen sitzt, und daß, wenn sie trauert, es ihm gilt. — Da versetzte der Humbert halb zürnend: Wie sagst Du nur, er wird heimkehren, da er ja schon im Lande ist, und wahrhafte Leute ihn gesehen haben, und er nach Euch und Euerm Weibe gefragt hat. Im Pilgerrocke zieht er in der Gegend umher, wie der Wolf im Schaafpelz, und Du wirst wohl thun, ein Aug auf dein Lamm zu haben, und es zu hüten."

„Wie der Graf diese Worte hörte, war es ihm eben, als würde ihm das Herz durchbohrt, und er sah, wie unverständig er sich selbst mitgespielt hatte. Darum lief er auch wie wahnsinnig in dem Gemache umher, schlug sich vor die Stirn und rief einmal über das andremal: O ich Dummkopf! hätt' ich das denken sollen! — Dann, nachdem er wieder ein wenig zu sich gekommen, befahl er die Rosse augenblicklich wieder aufzuzäumen, und erzählte dem Oheim, daß er eben einen Pilger bei seinem Schlosse gefunden, und was er von diesem gehört und mit ihm gethan habe, und wie er nun gar nicht zweifle, daß dieses eben der Junker selbst gewesen, zumal er die Magd der Gräfin mit ihm im Gespräche gefunden. — „Und so hab' ich denn, fuhr er fort, wie ein unverständiger Narr den Wolf in den Schaafstall gesperrt, und damit er recht nach Lust schalten könne, bin ich gar auf und davon geritten." Dann, als ob er sich besänne, sagte er ganz wohlgemuth: „Nun, entrin-

nen soll mir der Bube nicht. Hab' ich ihm doch eine Wache bestellt, der er nicht entlaufen mag; und hab' ich ihn nur erst ergriffen" — Und damit nahm er Abschied von dem Oheim, schwang sich wieder auf das Roß, setzte ihm die scharfen Sporn in den Leib, und jagte wie besessen davon."

„Gegen Mitternacht kam er an bei der Burg, stieg aber in einiger Strecke davon vom Pferde, und ließ es sammt den Knappen draußen, gab dann dem Thorwärtel ein Zeichen ihm zu öffnen, und schlich unbemerkt in das Haus. Ob nun gleich das Lämpchen der Gräfin noch brannte, ging er doch zuerst nach dem Gemache, in welches er den Pilger gewiesen, und da er hier seine Knechte trunken auf dem Boden liegen, und die Weinkrüge auf dem Tische fand, den Pilger aber nirgends, da errieth er schnell, wie sich die Sache begeben, meinte aber, es käme Alles von der Gräfin her, die im Einverständniß mit dem Junker ihn hierher gelockt habe. Und so stieg er denn, mit blutiger Wuth im Herzen, aber auch im Grimme seiner Herr, leise die Treppe hinauf. An der Thür blieb er stehn, aber nicht lange; denn da ihm war, als ob er flüstern hörte, riß er hastig die Thür auf, und fand den Pilger, wie ich vorhin beschrieben, zu den Füßen der Gräfin liegend, und ihre Hände haltend, und ihre Stirn nach der seinigen gesenkt."

„Wie groß nun bei diesem Anblicke der Zorn des Grafen gewesen, ist leichter zu denken, als zu beschreiben. Wie er aber hereinstürmte, und seine wü-

thenden Worte noch vor ihm voraus, sank die Gräfin, die ja kaum eben von dem freudigen Schrecken zu sich selbst gekommen war, leblos zu Boden; dem Pilger wurden Hände und Füße gebunden; die Magd aber, welche entschlüpfen wollte, wurde von den herbeigerufenen Dienern festgehalten. Hierauf befahl der Graf Nägel herbeizubringen und diese in *einen* der Balken des Gemaches einzuschlagen, und nachdem dieses geschehen war, versuchte er, die Gräfin aus ihrem Todesschlummer zu erwecken. Das war aber vergebens; und so gebot er denn der Magd, was er seinem armen Weibe zuzumuthen Willens gewesen, mit den allergreulichsten Drohungen, den ehebrecherischen Buben, dem sie den Weg in sein Ehebett gezeigt, mit eignen Händen aufzuhängen. Die Magd warf sich nun zwar vor ihm nieder, und beschwor ihn bei seiner Seele und allen Heiligen, nicht einen solchen Mord zu begehn, und betheuerte die Unschuld ihrer Herrin und des Junkers von Heriso. Aber umsonst. Denn mit entsetzlicher Wuth und flammenden Blicken schwur ihr der Graf, daß er sie lebendig würde verbrennen lassen und den Junker zugleich mit ihr, wenn sie nicht seinen Befehl vollzöge."

„Wie nun der Junker diese wilden Worte hörte, indem er gebunden auf dem Boden lag, und die Magd nun gezwungener Weise und unter tausend Thränen Hand an ihn legte, und die Diener ihn zu dem Balken hinaufhoben, sprach er folgendermaßen: Da mich mein Unstern, und nicht meine Schuld

in Deine ungerechte Gewalt gebracht hat, Graf von Bollingen, so weiß ich wohl, daß Du nicht ablassen wirst, bis Du Dein Bubenstück vollbracht und Deiner ruchlosen Wuth Genüge gethan hast. Darum darfst Du nicht fürchten, daß ich Dich, wie ein Feigling, um mein Leben bitte, das mir zur Last ist, seitdem Du mir durch schändliche Lügen die verlobte Braut gestohlen, und die, welche mein war vor Gott, mir entrissen hast. In Deiner Lüge beharrend schiltst Du mich einen Ehebrecher; aber wisse, der Ehebrecher bist Du, und in kurzer Frist klag' ich Dich an vor Gott, wie Dein Weib wohl jetzt schon in ihrer reinen Unschuld vor seinem Throne thut. Vollbringe nur den Mord, den Du beschlossen hast; aber der Tag der Rache kömmt bald, wo mein Blut gegen Dich schreien wird; dann werden die Trümmern dieses Hauses über Dir zusammenbrechen, und die Vögel des Himmels werden sich mit Deinem Fleische sättigen."

„Während der Junker so sprach, hatten sie dem Unglücklichen die Schlinge um den Hals gelegt, und zogen ihn an den Balken hinauf, und als sie die Hände von ihm ließen und er nun da hing, schrie ihm der Graf mit Hohngelächter zu: Jetzt, Bube, weissage noch! — Dann ging er hinaus, verriegelte das Gemach, und befahl es augenblicklich zuzumauern. Dieß war bald vollbracht; denn unablässig trieb der Graf die Maurer an, und spottete dazwischen des Jammergeschreis der Magd, die neben ihrer Herrin kniete, und Gott zum Zeugen ihrer Unschuld nahm.

Und als die Mauer vollendet war, wurden auch die Fenster von außen mit Bretern zugeschlagen. Und jetzt züchtigte der Graf die trunkenen Knechte, und ließ den Kellner geißeln, und stieß ihn dann zum Hause hinaus. Denn Alle, meint' er, wären mit der Gräfin gegen seine Ehre verschworen gewesen."

„Am folgenden Morgen erscholl die greuliche Kunde von dem Morde des Junkers von Heriso durch das Land, und daß die Gemahlin des Grafen zum schmählichen Hungertode neben dem Leichname des Ermordeten sammt der Magd verurtheilt wäre; und als der Oheim sie vernahm, entsetzte er sich, und schickte Boten an den Grafen mit dem Begehren, sein Weib der Haft zu entlassen und ihm zurückzusenden. Der Graf aber gab zur Antwort: Die Strafe der Ehebrecherin läge in seiner Hand. Da machte sich denn der Humbert von Aarburg selbst auf, so alt und kraftlos er auch war — denn sein Gewissen schlug ihm wegen der frühern Theilnahme an dem Betrug, und wiederholte sein Begehren. Aber der Graf gab ihm schnöde Antwort, führte ihn vor die zugemauerte Thür und sagte, sein Herz werde sich seinem Verlangen öffnen, wenn sich diese Steine öffneten. Und dabei legte er das Ohr an die Wand und glaubte das Jammern seiner Frau zu hören. — Während der Zeit aber, und als Jene noch mit einander stritten, kam ein Eilbote mit der Nachricht, Walter von Lussi, der Gräfin Vetter, rufe seine Mannen zusammen, um gegen Bollingen zu ziehn; und kurz darauf ein zweiter, der Walter komme mit einem Fähn-

lein Reiter und Fußknechte gerade nach dem Schlosse zu. — Diesem zweiten Boten folgte ein Herold des Walter auf dem Fuße nach, und begehrte im Namen seines Herrn, was auch der Oheim gefordert hatte. Hierüber brach der Graf in wilden Zorn aus, schalt den Oheim einen Verräther und Feind, und warf den alten und kraftlosen Mann in das Verließ; dann schloß er die Thore der Burg und waffnete sein Volk. Der Kampf war ungleich und kurz. Nachdem die Belagerten sich verschossen hatten, that der Graf mit seiner muthlosen und verdrossenen Schaar einen Ausfall und stieß auf seinen Feind. Dieser ergriff ihn mit gewaltiger Faust, rang eine Zeitlang mit ihm, und stürzte ihn den schroffen Abhang in die Tiefe hinab. Ulrichs Knechte ergriffen die Flucht, die Burg ward eingenommen, und die Mauer niedergerissen, die Walpurgs Gemach verschloß. Diese war von der treuen Magd auf ihr Lager gehoben worden, und schien zu schlummern; zum Leben war sie nicht zurückgekehrt. Die Magd aber lag vor ihr auf der Erde mit aufgelößtem Haar und gefalteten Händen, der Kopf auf die Brust herabgesunken, mehr todt als lebend. Walpurg wurde neben dem Junk[illegible]on Heriso zur Erde bestattet. Der Leichnam [illegible]r v[illegible]afen wurde den Thieren Preis gegeben [illegible] des G[illegible] und sein S[illegible]loß zerstört. Humbert beschloß kur[illegible]e Zeit dara[illegible] den Rest seiner Tage im Kloster." —

Jetzt schwieg der Alte, und sah sinn[illegible]nd vor sich hin, als ob er noch einmal in seiner [illegible]eele die alte Zeit vorübergehen ließe. Die ihm [illegible]ugehört hatten,

waren lange still. Endlich sagten Einige die Köpfe schüttelnd: So etwas hört man doch heut zu Tage nicht mehr. — Da aber ein Anderer sagte: Das war wohl der wüsteste Kiltgang, den je ein Mensch gemacht hat! — da fiel das Gespräch wieder, wie vorher, in den alten Ton, und manche Geschichte von fremden Kiltgängern und ihren Züchtigungen wurde vorgebracht. Und als Einer erzählte, wie man einstmals einen solchen ausgezogen, in ein Fischnetz gesteckt, einigemal in den See gesenkt und dann so bis zum andern Morgen in dem Netze an einem Baume aufgehenkt habe, war keiner, der nicht über den sonderbaren Fisch gelacht hätte, und die ganze Versammlung löste sich wohlgemuth und scherzend auf.

* * *

Ich durchzog einmal mit einer Gesellschaft, wie sie sich in der Reisezeit leicht zusammenfindet, das Oberland. Die Witterung war vortrefflich, und mehrere Tage nach einander, was dort nicht häufig ist, gleichförmig gut. Da wir nun so in dem herrlichen Lande alle unsre Plane ausführen konnten, der Tag in dem ergötzlichsten Wechsel von Bergwanderungen zu Fuß und zu Pferd, in Lustgängen und Wasserfahrten, und mannichfaltigen kleinen Abentheuern verstrichen, und fast jeder Schritt etwas Neues und Schönes zeigte, so waren wir alle in der besten Laune, und konnten nicht müde werden, die Schönheit des Landes und zugleich das Glück zu preisen, das uns den Genuß so vieler Herrlichkeit so

ungestört und auf die bequemste Weise gestattete. So wurde denn auch eines Abends, wo wir nach einer ziemlich langen Wanderung der Ruhe bedürftig in einem Bauernhause eingekehrt waren, nachdem wir uns in dem engen Local unter Scherz und Lachen nach Möglichkeit eingerichtet hatten, jener unerschöpfliche Gegenstand von neuem vorgenommen, und eine unserer Begleiterinnen, eine Frau von großer Lebhaftigkeit, bemerkte, daß nach dem Genusse der großen und weiten Natur, die den Blick in's Unendliche risse, und das Gemüth unbegreiflich erweiterte, die Beschränkung auf ein enges Obdach etwas unendlich Süßes habe. Ach, rief sie mit gesteigerter Begeisterung aus, indem sie sich an unsern Wirth wendete, der mit ausgespreizten Beinen, die Daumen unter den Armen eingehenkt, und mit gedankenlosem Blicke in der Stubenthür stand — Ach, ihr glücklichen Menschen! ihr auserwählten Kinder der Natur! Ihr habt das Paradies hier auf Erden, und alle Glückseligkeit, die sich ein unschuldiges Herz nur wünschen mag! — Ist es nicht wahr, fuhr sie zudringlicher fort, daß dieses Land ein Paradies, und das Leben darin ein Himmel ist? — „Ja, ja, antwortete der Bauer, für eine vornehme Frau, wie Sie da ist, die in der Stadt dergleichen nicht zu sehen bekömmt, und nun auf ein Paar Tage, wenn eben die Sonne scheint, in der Kutsche herausfährt, mit guter Küche im Kutschkasten und schwerem Gelde im Beutel! Das wäre uns Bauern auch schon recht.“ — Und nun ergoß sich der Mann in

eine weitläuftige Schilderung der mannichfaltigen Noth, mit der die Bewohner dieser Bergländer zu kämpfen haben, der langen und harten Winter, der Ueberschwemmungen im Herbst und Frühling, der Schlaglawinen und was dergleichen mehr ist. „Und dabei, schloß er endlich, hat der Bauer zu dreschen, Mist zu fahren, die Erde umzuwühlen, bei Sonnenschein und Regen, bei vielem Schweiß und magrer Kost. Zum Herumgaffen in dem Paradies, wie Sie's nennt, hat unser einer da keine Zeit." —

Bei diesen derben Worten erröthete die Sprecherin vor Unwillen; die jungen Herrn der Gesellschaft aber, die vornehmlich bei der Tafel und mit dem Glase in der Hand nicht aufhören konnten, die hohe Einfalt der Natur und ihre göttliche Schönheit zu besprechen, entrüsteten sich fast über die Aeußerungen unsers unsentimentalen Wirthes, und warfen die Frage auf, wie nur in aller Welt in einem Lande voll so hoher poetischer Schönheit ein so unaussprechlich gemeiner und prosaischer Sinn aufkommen könne? — Es ist die Folge des schnöden Eigennutzes, sagten die Einen, den die Freunde der schönen Natur, die dieses himmlische Land mit freigebiger Hand bereisen, den Herzen seiner Kinder allmählig eingeimpft haben. — Es mag die leidige Folge der Gewohnheit seyn, sagte ein Andrer. — Oder eines unglücklichen Gegensatzes. — Oder einer abgeschmackten Affectation, wie man ja wohl überall auf Menschen stößt, die ein unseliges Vergnügen daran finden, das zu verachten, was Andre bewundern, und

selbst gegen das Schönste Gleichgültigkeit zu erkünsteln.

Nachdem nun diese Untersuchung einige Zeit mit geringem Erfolge fortgetrieben worden war, sagte eine junge Frau von großer Bescheidenheit und sanftem Wesen, die, fast immer mit ihrem Manne beschäftigt, nur selten an dem Gespräche der Uebrigen Antheil nahm: Wenn ich die Wahrheit gestehen darf, — und warum sollt' ich ein Gefühl verbergen, das mir natürlich ist? — der Anblick dieser ungeheuern Felsen, das Schauen in die unermeßlichen finstern Schluchten, das Brausen der Ströme in diesen geheimnißvollen Tiefen und das Donnern der Wasserfälle — das Alles erschreckt mich, ja, ich kann sagen, es macht mir Entsetzen und Grausen. Wenn ich weg davon bin, erscheint es mir freilich anders, und ich freue mich schon jetzt auf die Zeit, wo ich mich mit meinem Manne im Stillen an diese Reise erinnern werde. Aber der Gedanke hier wohnen zu müssen, könnte mich krank machen.

Dieses Geständniß, das mit den begeisterten Ausrufungen der ersten Rednerin, und mit den wiederholten Versicherungen der Uebrigen einen schneidenden Gegensatz bildete, machte einen unerwarteten Eindruck. Die jungen Philosophen unsrer Gesellschaft sahen sich befremdet unter einander an; Einige hatten Lust zu lachen; Andre zuckten leise die Achseln; die Frauen aber erklärten ihrer paradoxen Gefährtin geradezu den Krieg. Diese aber, ohne sich irren zu lassen, setzte hinzu: Andre mögen

anders fühlen; ich habe nichts dagegen; ich aber, die ich keinen Anspruch auf Heldenmuth mache, schäme mich meines Gefühls oder meiner Schwachheit nicht; und ich will noch überdieß bekennen, daß mich das erste Lächeln meiner Kinder, ihr erstes verständiges Lallen und ihre zutraulichen herzlichen Reden mehr entzückt haben, als alle Gletscher und Wasserfälle in der Welt thun können, und daß ich mich auf kein neues Wunder der Natur so freue, wie auf die Rückkehr zu diesen geliebten Wesen. —

Dieser Zusatz brachte die Mütter der Gesellschaft etwas mehr auf die Seite der jungen Frau; die Männer aber fingen wiederum an nach ihrer Weise über die Erscheinungen der Natur und ihre Wirkungen zu vernünfteln. Sie kamen bald überein, daß in der Paradoxie der jungen Frau doch viel Wahres sey; daß allerdings in diesen Schluchten und Klüften, an diesen schroffen Felsen und Abgründen, auf diesen engen und schwindelnden Stegen recht eigentlich das Grausen wohne, so daß Einem oft der Schrecken in den Füssen zittre, und in den Haaren sich sträube — und daß es doch in der That wunderbar genug sey, von dem, was seiner Natur nach zurückstößt, so unbeschreiblich angezogen und begeistert zu werden.

Auch hierüber wurde gar Manches hin und her gesprochen. Einige meinten, das Entzücken entspränge aus dem Contraste des Gefahrvollen, Toddrohenden, und des Anmuthigen, das die Natur meist auch ihren grausenden Erscheinungen beigesellt habe.

Das paßte nun allerdings auf Einiges, wie auf die Wasserfälle, wenn sie im Sonnenglanze ihre schäumenden Strahlen mit Regenbogen umziehn; oder auf das ewige Eis, an das sich Blumen und Pflanzen drängen; aber das Meiste andre wollte diese Erklärung durchaus nicht zulassen. — Daher meinten Andre, das Bewußtseyn der Sicherheit, das ja auch schon ein alter Dichter zur Erklärung des erhebenden Gefühls beim Anschauen des Gefahrvollen zu Hülfe gerufen habe, möchte doch wohl das Räthsel noch am besten lösen. Denn die rechte Freude an diesen Gegenständen trete ja doch nur dann ein, wenn man sie wirklich aus einem sichern Standpunkt beschaue, oder wenn man die Gefahr besiegt habe, wo denn noch die Freude als Verstärkung hinzukomme. Diese Erklärung fand im Anfange den meisten Beifall, weil fast Alle sie mit ihren Erfahrungen übereinstimmend fanden; doch zeigte sich auch hier bald genug, daß die selbstsüchtige Freude, die man bei vermiedner Gefahr fühlt, nichts gemein habe mit dem Entzücken, dessen Quellen wir aufsuchten; daß eine gewisse Sicherheit freilich eine unerlaßliche Bedingung bei dem Genusse sey, indem das über dem Scheitel hängende Schwert die Schaugerichte der Natur wie die Mahlzeiten der Könige verderbe; daß aber schlechterdings keiner von uns beim Beschauen jener großen und furchtbaren Erscheinungen sich des Gefühles der Sicherheit mit besonderer Lust, oder gar mit Begeisterung bewußt sey. Man mußte also andre Erklärungen aufsu=

chen — das Ungewöhnliche — die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen — und ich weiß nicht mehr was Alles. Es hielt aber nichts Stich. —

Ein etwas bejahrter Mann, der bei unserer Gesellschaft war, und weil er schwer hörte, nicht oft an dem Gespräche Antheil nahm, trat jetzt näher und sagte: Sie haben sich vorhin, denk' ich, auf einen alten Dichter berufen, der die streitige Frage nicht recht gelöst hat; ein andrer möchte vielleicht eher auf den rechten Weg führen, wenn er sagt, daß den gerechten und selbstständigen Mann auch der Einsturz des Himmels unerschreckt läßt. Gewiß hat Niemand unter uns die herrlichen Worte unsers Freundes Flaccus gelesen, ohne bei dem Gedanken des Mannes, den er schildert, sich begeistert zu fühlen; und wenn wir die Quelle dieses Gefühls entdeckt hätten — was nicht sehr schwer scheint — so möchte dadurch auch wohl die vorliegende Frage beantwortet seyn. —

Der Redende schwieg hier, als ob er die Beantwortung jetzt von uns erwartete. Geben Sie uns die Auflösung, sagte Einer; wir haben uns schon durch unnützes Suchen ermüdet.

Erlauben Sie mir also, fuhr Jener fort, Ihnen einen Vorfall zu erzählen, von dem ich Augenzeuge gewesen bin, und der eine Art von Commentar zu den Worten des römischen Dichters ist. Zu der Zeit, wo ich mich in Norwegen aufhielt, — einem Lande, das, beiläufig gesagt, noch außerordentlichere Erscheinungen darbietet als die Schweiz — ge-

schah es einmal, daß ein fremdes Schiff, welches in den Hafen von Christiansand einlaufen wollte, zwischen den Inseln und Klippen jener Küste in Gefahr gerieth. Wiederholte Nothschüsse kündigten dem Lande seine schlimme Lage an; aber die See war so stürmisch, daß kein Lootse es für möglich hielt, sich dem Schiffe zu nähern und es herein zu führen. Unterdessen füllte sich die Küste mit Menschen an, die jede Bewegung des Schiffes beobachteten, und sie mit ihren eignen theilnehmenden Bewegungen begleiteten. Die Zeichen wurden wiederholt; der Sturm schien etwas nachzulassen; da warf sich ein bejahrter Lootse, der schon geraume Zeit mit allen Zeichen der Ungeduld in das stürmische Meer hinausgesehen hatte, in seinen Nachen, und stieß vom Lande ab. Die Theilnahme der versammelten Menge wendete sich jetzt von dem Schiffe auf den nähern Gegenstand, und sie wurde noch vermehrt, als der Sohn des alten Lootsen herbeieilte, und durch das Wagstück seines Vaters erschreckt, diesen beschwor, ihm seinen Platz einzuräumen. Aber dieser wieß ihn mit den Worten zurück: Die Reihe kann auch noch an Dich kommen — und steuerte mit fester Hand vorwärts durch die empörte Fluth. Der leichte Nachen ging auf und ab — alle Blicke hingen an dem kühnen Greis, und schon schien das Schwerste besiegt, schon näherte er sich dem bedrängten Schiffe, da erhob der Sohn, der mit scharfem Blicke jede Wendung des Nachens verfolgte, beide Arme, beugte sich mit dem Leibe nach der Rechten, stieß einen Schrei

des Entsetzens aus — der Nachen hatte eine verborgene Klippe berührt, schlug um und begrub seinen Führer in der tobenden Fluth. Alle Zuschauer waren ergriffen, und man konnte von fern bemerken, wie groß die Bestürzung auf dem Schiffe war, dessen Mannschaft zagend auf dem Verdecke stand. Aber in dem Augenblicke der Verwirrung, wo wir alle das Fahrzeug verloren glaubten, löste der junge Lootse die Kette von seinem Kahn und sprang hinein, indem er ausrief: Es ist zu retten! also mit Gott. —

Ich würde etwas Vergebliches unternehmen, wenn ich das Gefühl aussprechen wollte, das sich bei diesem Anblicke aller Gemüther bemächtigte. Jede andere Rücksicht schwand jetzt vor der Bewunderung so herrlicher Kühnheit, die sich ohne Furcht durch das ungestüme Meer, jetzt das Grab des Vaters, schwang. Die fremdesten Menschen hielten sich umfaßt; einige beteten laut, andre weinten; fast alle, indem ihre Blicke auf den herrlichen Schiffer geheftet waren, begleiteten die Bewegungen seines Nachens mit den ihrigen. Jetzt näherte er sich der Stelle, die seinen Vater verschlungen hatte — er vermied sie mit sicherer Lenkung und erreichte das Schiff. Jetzt legte sich der Sturm, die schäumenden Wellen streckten sich länger aus, und noch vor Abend wurde das Schiff in den Hafen bugsirt. Die Freude, der Jubel war unbeschreiblich. Niemand war von der Stelle gewichen; jedermann wollte noch einmal den kühnen Lootsen sehn, ihm die Hand drücken oder ein prei=

fendes Wort sagen. Während aber Alle seine That bis zum Himmel erhoben, blieb er selbst kalt. Es ist mein Beruf, sagte er, Vater und Großvater hat die See verschlungen; die Reihe kann auch mich bald treffen. Bis dahin thu' ich was meines Amtes ist. — Einige fragten ihn, ob er sich nichts aus dem Leben mache. — Das Leben ist mir wohl so lieb wie einem andern, antwortete er; hab' ich nicht ein junges Weib und zwei Kinder? und jetzt nun noch die Sorge für eine alte Mutter, die ich zu trösten habe über meines wackern Vaters Tod. — Bei diesen Worten stiegen ihm die Thränen in die Augen; er sah noch einmal in die See; seine Blicke suchten die Stelle, die seinen Vater begraben hatte. — Um zwei Striche, sagte er, kam er zu weit links. Gott sey ihm gnädig! Er war der liebevollste Vater und der beste Lootse im ganzen Königreich! —"

Hier endigte unser Begleiter seine Erzählung. Sie hatte uns alle ergriffen; aber indem man, wie es zu geschehn pflegt, sie wieder vornahm, und sie von dieser und jener Seite betrachtete, nahm das Gespräch eine andre Richtung. Aber, mein Herr, sagte endlich eine der Frauen, Sie sind uns die Anwendung Ihrer Geschichte schuldig geblieben. — Sie macht sich von selbst, antwortete er. Was war die Ursache der Begeisterung, mit der wir den unerschrocknen Lootsen den Abgrund befahren sahen, in den keiner von uns ohne Entsetzen blicken konnte, und von dem ihn eben in diesem Augenblicke das Schicksal seines Vaters wegzuschrecken schien? Was

war es anders als die Freude an der sittlichen Kraft des Menschen, die eben durch die Gefahr aufgerufen, und durch sie bewährt wird; diese Kraft, die bei dem Einsturze der Welt aufrecht und unerschüttert bleibt, die Furcht und den Tod, die Natur und die Welt besiegt? — Was ist der stärkste Mensch der gewaltigen Natur gegenüber? oder wer könnte sich nur einfallen lassen — wenn er nicht wahnsinnig ist — seine Körperkraft einer Macht entgegenzusezzen, die ihn mit der geringsten ihrer Bewegungen zermalmt? Oder ist etwa das, was uns den Tod bringt, in den meisten Fällen etwas mehr, als ein leiser Hauch der Natur, oder einer ihrer Pulsschläge, der feindlich mit dem Pulsschlage des Herzens zusammentrifft? Und dennoch darf sich der Mensch dieser überschwenglichen Macht entgegenstellen; und ob sie schon seiner Ohnmacht spottet, wenn sie sich starr in Riesengebirgen erhebt, oder im Sturm zerstörend wüthet, oder in Wasserfällen herabdonnert, so darf er ihr doch dreist die Brust voll Freiheit, das ist, voll des Bewußtseyns seiner höhern Abkunft bieten. Zu dem Blitze darf er sagen: Du kannst mich zerschmettern; aber ich überlebe dich. Zu dem tobenden Meere: Du kannst mich in deinen Tiefen begraben; aber du kannst mich nicht hindern einem Berufe zu folgen, der mir von oben gegeben ist, und Pflichten zu erfüllen, die mir heiliger als mein Leben seyn müssen. — Und daß wir dieses sagen können, daß wir von einer solchen Kraft in uns wissen, daß wir sie in herrlichen und kühnen Thaten

zu erkennen vermögen — das erhebt uns über die Natur, wie gewaltig sie immer seyn mag. In dieses Gefühl strömen alle Quellen unsrer höhern Natur ein, und es ist demnach, wie mich dünkt, kein Wunder, wenn uns der Anblick von Erscheinungen, in denen die Natur ihre überschwengliche Macht offenbart, eben indem sie uns erschrecken, doch anzieht, ja entzückt und begeistert. Dieß ist denn ganz etwas anders als das Bewußtseyn der Sicherheit, das nur bei jenem Entzücken vorausgesetzt wird, während seine eigentlichen Quellen weit höher liegen.

Diese Erklärung stellte uns sehr zufrieden, und Jeder wußte noch das Eine und das Andre hinzuzusetzen, bald als Bestätigung, bald als nähere Bestimmung. Der jungen Frau, die zu diesem Gespräche Veranlassung gegeben hatte, strahlte die Freude aus den Augen; denn sie glaubte ihr Gefühl durch die Bemerkung unsers bejahrten Begleiters bestätigt und erklärt zu sehn. Nachdem Jener geschwiegen hatte, sagte sie mit leisem Erröthen: Ich bin von Natur furchtsam, und die Vorstellung von allen den furchtbaren Kräften, die in dem Schooße der Erde und den weiten Räumen des Himmels schlummern, kann mich ordentlich ängstigen. Dann ist es mir wohl bisweilen, als ob ich an dem Rande eines der Abgründe stände, die wir gestern und heute zu unsern Füßen gesehn haben, und als ob ich eine unsichtbare Hand hinter mir fühlte, die mich mit der geringsten Bewegung hinabstoßen könnte. Aber wenn ich dann an die stärkere Hand denke, die den

schwachen Menschen auf seiner ganzen Wallfahrt hält und trägt, da schwindet mir alle Furcht, und ich fühle eine Freudigkeit in mir, die ich nicht aussprechen kann. Und das kömmt ja wohl mit dem, was uns dieser Herr so eben gesagt hat, auf Eines hinaus. Denn die sittliche Kraft, die Alles besiegt und überdauert, ist ja doch wohl nur das in dem Menschen, was ihm von Gott kömmt, und an Gott bindet. Woher könnte auch sonst die Begeisterung kommen? Das Irdische mag ergötzen; entzücken, begeistern kann nur das Ueberirdische und Göttliche. —

Der alte Mann nickte dieser Erläuterung Beifall zu; meine Gedanken aber flogen zu Amanden, die wohl auch so gesprochen hätte. Ich hielt mich seitdem näher an die junge Frau. Aber nur noch zwei Tage ging unser Weg gemeinschaftlich. Mich riefen frühere Verabredungen nach Zürch; ein Theil der Gesellschaft begab sich nach Solothurn; das junge Paar aber kehrte über Basel in die Heimath zurück. Keinen von Allen hab' ich je wieder gesehn.

* *
*

Was gibt es denn nur in aller Welt da drüben in Ihrer Nachbarschaft? fragte ich die Wirthin zum Falken. Das Fahren nimmt ja kein Ende, und man kann allenfalls schon aus der Erleuchtung abnehmen, daß kein alltägliches Fest im Gange ist. — Allerdings kein alltägliches, antwortete die Wirthin. Wenigstens kömmt es nicht gar zu oft vor, daß ein kaum vierzigjähriger Mann seine vierte Hochzeit begeht. — Die vierte? fragte ich verwundert. Wie ist denn

das zugegangen? Hat er seine Frauen so schnell nach einander verloren? und hat er sich so wenig aus ihnen gemacht, daß er ihnen so geschwind wieder Nachfolgerinnen gegeben hat? — Die Wirthin lächelte: Es war ziemlich beides, sagte sie. Wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen lange Weile zu machen, so könnte ich Ihnen hier einen Ausschnitt aus dem menschlichen Leben aufstellen, der freilich nicht ganz so glänzend ist, wie das heutige Fest unsers Nachbars, aber doch vielleicht als ein Gegenstück zu den Ehestandsgeschichten eines Englischen Königs, von dem ich als Kind in der Pension habe erzählen hören, der Aufbewahrung nicht unwerth seyn dürfte.

Die Wirthin zum Falken ist eine freundliche und gebildete Frau. Sie bleibt an der Wirthstafel Niemanden eine Antwort schuldig, und unterhält die Gesellschaft oft mit kleinen Geschichten, die sie beim Vorlegen recht geschickt zwischen ihr Geschäfte einschiebt, und mit Laune erzählt. Ich nahm daher ihren Vorschlag mit desto größerem Vergnügen an, da ich hoffen konnte, während ihrer Erzählung vor der Musik, die jetzt aus dem Nachbarhause herüberzuschallen anfing, einige Ruhe zu haben.

Der König des heutigen Festes, hub die Wirthin an, ist der Sohn eines Krämers, welcher vormals einen kleinen, düstern Laden auf der Nydeck besaß, und nachdem er sich durch große Sparsamkeit einiges Vermögen erworben hatte, aus seinem einzigen Sohne, wie wohl die meisten Väter wünschen mögen, etwas Besseres machen wollte, als er selbst

war. Die Absicht war gut, aber die Ausführung mißlang aus mehr als einem Grunde. Der junge Augustin — dies war der Name des jungen Menschen — hatte von der Natur nichts als eine feine Gestalt bekommen; Geist wenig genug, und, wo möglich, noch weniger Gemüth; und unglücklicher Weise begnügten sich auch die Lehrer, denen er in die Hände gefallen war, sein Aeusseres abzuschleifen, und unbekümmert um seinen innern Gehalt, ihm den Anstrich einer feinen Bildung zu geben. Die erste Folge dieser Erziehung war, daß er sich seines Vaters schämte, ihn seinen Kram aufzugeben nöthigte, und selbst, theils mit dem väterlichen Vermögen, theils mit dem Gelde, das er mit seiner ersten Frau erheirathete, in der Mattgasse einen Großhandel einrichtete.

Augustin war vier und zwanzig Jahre alt, da er zum erstenmal heirathete. Seine Wahl schien vollkommen passend zu seyn. Die Frau war gleicher Abkunft wie er, reich, wohlgestaltet, und von dem besten Herzen, aber ohne die Bildung der vornehmen Welt. Während sie sich in dem Besitze eines so feinen Mannes, wie Augustin war, überaus glücklich fühlte, sah er mit Geringschätzung auf eine Person herab, die er nur um des Geldes wegen geheirathet hatte, übrigens aber weit unter sich glaubte, weil sie mit ihren bürgerlichen Sitten, in der Art von Gesellschaft, die er jetzt allein seiner würdig hielt, keinen passenden Platz fand. Seine Eitelkeit ertrug dieses nicht. Er schalt die arme Frau im Hause,

verspottete sie in Gesellschaft, und behandelte sie durchaus mit solcher Geringschätzung, daß sie immer mehr und mehr verschüchtert, sich dem Anblicke der Welt entzog. Stumm und in sich gekehrt, ging sie als ein Bild des Grames umher — keine Klage kam über ihre Lippen, und während ihr Mann sich nicht um sie bekümmerte, bewahrte sie doch die Liebe zu ihm und die Hoffnung. Ihr Herz brach nach kurzer Zeit. Eine alte Mutter überlebte sie, und ein Kind, das der Pflege dieser Frau anheim fiel.

Augustin hatte die Trauerkleider noch nicht abgelegt, als er seine Augen auf ein Fräulein warf, das alle Eigenschaften besaß, die er an der verstorbenen Frau vermißt hatte. Mit einem gefälligen Aeußern verband sie die Bildung der vornehmen Welt; ja, man sagt, daß sie Verse gemacht, und recht geläufig über Kunst und Geschmack gesprochen habe. Vermögen besaß sie nicht; aber man glaubte, daß ihr die Erbschaft einer reichen, sehr devoten Tante nicht entgehen könne. Sie selbst folgte bei dieser Verbindung mehr den Wünschen der Ihrigen, als ihrer eignen Neigung, obschon auch diese durch die Aussicht auf eine glänzendere Lage bestochen wurde. Das erste, was Augustin jetzt that, war, daß er seine Schwiegermutter aus dem Hause trieb, das er mit ihrem Gelde gekauft hatte, und ihr die einzige Freude, die sie noch hatte, die Erziehung ihrer Enkelin, nahm, damit diese nicht auch von dem kleinstädtischen Wesen der alten Krämerfrau angesteckt würde. Diese arme alte Frau, die jetzt ihres letzten Trostes beraubt,

und durch den Undank ihres Schwiegersohnes tief verwundet war, starb, noch ehe sie sein Haus räumen konnte; das Kind wurde in der französischen Kostschule, in die es sein Vater gethan, verwahrloßt, wuchs aus, und starb nach wenigen Jahren, ohne von Jemand beklagt zu werden. Uebrigens sah sich Augustin durch diese zweite Verbindung bald von einem Glanze umgeben, der ihn schwindeln machte, und indem er seine Eitelkeit vermehrte, sein Herz noch mehr verhärtete. Die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten seiner Frau zogen den jungen Adel in sein Haus und an seinen Tisch, welcher bald der Mittelpunkt der feinen und vornehmen Welt wurde, die hier in Concerten und Bällen, in Vorlesungen und Schauspielen reiche Unterhaltung und Zeitvertreib fand. Augustin selbst kam dabei freilich nicht sehr in Betracht, aber er bemerkte es nicht, oder fühlte sich noch sonderbar geehrt, wenn ihm ein Patrizier oder ein Fremder von Rang im Spiele sein Geld abnahm. Das Schlimmste dabei war, daß er seine Geschäfte über den Zerstreuungen vernachlässigte, und mehr ausgab, als seine Einnahme trug. Auch die reiche devote Tante wurde in dem Gedränge der Ergötzungen ziemlich vernachlässigt, und vermachte im Unmuthe ihr ganzes Vermögen dem Hospitale, indem sie erklärte, daß sie es eben des Weges schicke, den Augustin und seine Frau mit solcher Sicherheit eingeschlagen hätten. Es währte auch gar nicht lange, so traten Verlegenheiten ein; diese zogen Einschränkungen nach sich — und die

vornehmen Gäste blieben, wie es sich von selbst versteht, einer nach dem andern aus. An die Stelle der geistreichen Ergötzungen zog Langeweile, Verdruß und Unmuth in das Haus. Die Frau kränkelte, der Mann murrte; und da sich sein Credit nicht wieder heben wollte, war er grausam genug, der Unglücklichen ihre Armuth und Verschwendung vorzuwerfen. Jedermann beklagte sie; denn ihre Eitelkeit abgerechnet, die man entschuldigen konnte, war sie gutmüthig und treu. Auch ertrug sie die Unbilden ihres Mannes mit Geduld, und setzte seinem Schelten nur Thränen und sanfte, versöhnende Worte entgegen.

Niemand weiß wohl, wie groß die Leiden einer Frau sind, die an einen rohen und gefühllosen Mann gebunden ist, und zu gleicher Zeit von den Launen ihres Mannes, ihren traurigen Gedanken und einer schwachen Gesundheit bestürmt wird. Augustins Frau war in diesem unglücklichen Fall. Eine leichte Neigung zur Hektik ward schnell durch den Gram zur Reife gebracht. Auf einen heftigen Auftritt mit Augustin folgte ein Bluthusten, der sich mehrmals auf dieselbe Veranlassung wiederholte, und sie bald in das Grab warf. Ihr Tod war voll Jammer, wie ihr Leben gewesen war. Zwar das Abscheiden von dem Leben fürchtete sie nicht; aber was sollte aus den Kindern werden, die sie zurückließ? diesen Kindern, an denen ihre Seele hing, und denen ihr Vater so gar nichts war?

Als Augustins Frau begraben wurde, lag er

selbst an einem heftigen Fieber nieder; und mehr als Einmal gaben ihn die Aerzte auf. Dennoch kam er zum Leben zurück. Die Gewalt des Fiebers hatte seine starre Natur geschwächt, und da man ihm erzählte, wie nah er dem Grabe gestanden, fühlte er Mitleiden mit sich selbst. Das mochte ihn wohl weicher machen, so daß er auch an seine *eignen* Sünden dachte, und an die Leiden, die er seiner Frau bereitet hatte. Einige Tage war er ganz still, freundlich und sanftmüthig, und endlich, als er sein Zimmer wieder verlassen konnte, führte er einen Entschluß aus, den Niemand von ihm erwartet hatte.

Die Sache war so. Augustins Frau hatte eine Jugendfreundin, Agathe genannt, mit welcher sie aufgewachsen war. Beide liebten sich aufrichtig; und wenn Agathe auch bisweilen — wie in den Zeiten des Glanzes und Wohllebens wohl geschah — vernachläßigt wurde, so führte sie doch die Liebe immer wieder in die Arme ihrer Freundin zurück. Hatte das Glück sie getrennt, so knüpfte das Unglück ein desto festeres Band; und als die Freundin erkrankte, wich Agathe nicht mehr von ihr. Wer sie an diesem Krankenbette gesehn hatte, sprach mit Bewundrung von ihrer Besonnenheit und Ausdauer, von der zärtlichen Sorgfalt, mit der sie die Kranke, von der milden Liebe, mit der sie die Kinder pflegte. Von diesen Kindern war oft die Rede zwischen ihr und der bekümmerten Mutter; sie theilte ihre Sorge, sie versprach ihr, für die Verlassenen nach ihren Kräf-

ten zu sorgen. Aber so oft sie auch dieses Versprechen wiederholen mochte, immer kehrte die Unruhe der armen Kranken zurück. An deinem Willen, sagte sie oft, zweifl' ich nicht. Aber ach — — Und dann schwieg sie und seufzte, und schien die Bürde, die ihr Herz belastete, mehr zu fühlen.

Nach dem Tode der Freundin nun war Agathe, ihres Versprechens eingedenk, täglich bei den Kindern, ordnete ihre kleinen Angelegenheiten, beschäftigte und belehrte sie. Auch liebten sie die Kinder wie ihre Mutter. Da trat nun Augustin eines Tages in die Kinderstube, als Agathe eben auf diese Weise beschäftigt war, schickte die Kinder hinaus und trug Agathen seine Hand an. Und da sie über das Unerwartete des Antrags betroffen schwieg, drang er unablässig in sie, machte die großen Verpflichtungen geltend, die er ihr schon jetzt habe, die Wünsche seiner Frau und das Wohl seiner Kinder, denen sie bisher eine zweite Mutter gewesen sey. Diese Gründe siegten. Die Heiligkeit des Versprechens, das sie der sterbenden Freundin gegeben hatte, und die Ueberzeugung, daß sie nur auf diese Weise den stillen Wunsch der geliebten Abgeschiedenen erfüllen könne, überwanden ihre Bedenklichkeiten; und je unerwarteter ihr Augustins Antrag gekommen war, desto mehr glaubte sie darinne eine Fügung des Himmels zu sehn. An sich selbst dachte sie nicht. So erklärte sie auch dem Oheim, in dessen Hause sie als Waise lebte, wie sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet glaube diese Verbindung einzugehn. Der Oheim, ein recht-

licher und frommer Mann, unterließ nicht, ihr seine Bedenklichkeiten auseinanderzusetzen; den gesunkenen Credit des Hauses, den nachtheiligen Ruf des Freiers, ihren eignen milden Sinn, der dem Kampfe mit einem solchen Manne schwerlich gewachsen sey; da sie aber ihre Liebe zu den Kindern, die Pflicht sich der Verlassenen anzunehmen, den Wunsch der Verstorbenen und den Wink des Himmels anführte — auch die Vermuthung endlich, daß Augustin vielleicht durch eine höhere Lenkung zur Einsicht seines Unrechts gekommen sey, willigte endlich der Greis mit innerm Widerstreben ein, indem er hinzufügte: Gott gebe, Kind, daß Dich Dein Entschluß nie gereut, den Du in so frommer Gesinnung gefaßt hast. Geht aber die Sache, wie ich fürchte, gegen Dein Erwarten aus, so komme bei Zeiten zu mir, damit ich Rath schaffe, und Du nicht auch ein Opfer Deines guten Willens wirst.

Nach wenigen Wochen wurde die Hochzeit vollzogen. Agathe weinte sehr; der Oheim sah ernst; aus den Mienen des Bräutigams konnte man nicht recht klug werden. So viel war indeß ziemlich klar, daß er nicht eben in einer Festtagslaune war. Die Dienstleute waren ohne Ursache an demselben Morgen ausgescholten, die Kinderfrau wegen geringen Widerspruchs fortgeschickt, die Kinder selbst, man wußte nicht warum, in die dunkle Kammer gesperrt worden. Verweinte Augen und niedergeschlagene Gesichter empfingen die Braut; schlimme Vorbedeutungen eines Ehestandes, der, wie Sie bald hö-

ren werden, einen noch schlechtern Ausgang als die vorigen nahm.

So wie sich nemlich Augustins Gesundheit wieder befestigt, und die Erinnerung an seine Todesgefahr sich verloren hatte, waren die mildern Gefühle und der flüchtige Anhauch guter Vorsätze seinem natürlichen Starrsinn und der nie besiegten Roheit seiner innern Natur gewichen. Obgleich seine Geschäfte jetzt einen bessern Fortgang gewannen, auch sein Haus durch die verständige Obhut seiner Frau in eine bequeme und sichre Ordnung kam, so betrieb er doch Alles mit Unmuth, und wer mit ihm in Berührung kam, fand Ursache über seine Launen zu klagen. Die Quelle dieser Stimmung kannte man nicht. Nur die unglückliche Agathe bemerkte allzubald, daß er der Liebe zu seinen Kindern, oder dem menschlichen Gefühle, das ihm jetzt eine Schwachheit schien, ein allzugroßes Opfer gebracht zu haben glaubte, und daß die Reue darüber immer mehr und mehr jede andere Rücksicht überwuchs. Diese Entdeckung war schrecklich. Sie hätte sich gern beredet, daß sie irre; aber das Benehmen ihres Mannes, die harten Aeußerungen, die ihm im Unmuth entfielen, entrissen ihr selbst den Trost der Täuschung. Was nur ein armes Weib in einem solchen Verhältnisse thun kann, nichts blieb unversucht. Liebe, Theilnahme, freundliches Zuvorkommen, Aufmerksamkeit auf Alles, rastlose Thätigkeit — in Allem war sie das Muster einer trefflichen Frau. Wer sich ihr näherte, liebte sie; die Kinder hingen an ihr; die

Dienstleute kamen jedem ihrer Winke zuvor; Allen war sie ein Engel der Milde und Güte. Nur über den finstern Sinn ihres Mannes hatte sie keine Gewalt.

So war eine geraume Zeit traurig genug vergangen, als Augustin durch seine Geschäfte nach Paris geführt wurde. Er verweilte hier länger, als man geglaubt hatte; aber man meinte, dieses Verweilen auf die erweiterten Geschäfte setzen zu müssen, von denen die günstigsten Nachrichten einliefen. Agathe schien in dieser Zeit aufzuleben. Nie sah man sie anders als in der Gesellschaft ihrer Kinder, die immer an ihren Händen und an ihren Augen hingen, und keinen andern Wunsch hatten, als mit ihr zusammen zu seyn. Sie wären Alle glücklich gewesen, hätten sie keinen Vater gehabt. —

Mitten in dieses stille Glück fiel, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft, ein Brief Augustins mit der Nachricht, daß er in Paris für seine Kinder eine Pension gefunden habe, in welcher sie eine ihrer künftigen Bestimmung angemessene Erziehung bekommen würden. Die weibliche Aufsicht sey für ihr jetziges Alter nicht mehr passend, zumal Agathe nicht Französisch spräche, was jetzt bei einer guten Erziehung das erste Erforderniß sey. Dieser Brief, welcher Agathen und das ganze Haus in die größte Bestürzung setzte, wurde von einem Reisenden überbracht, welcher den Auftrag hatte, bei seiner Rückkehr von einer Handelsreise, die er noch in einige andre Gegenden der Schweiz zu machen hatte, die Kinder mit sich nach Frankreich zu nehmen. Diesen kurzen Auf=

schub ließ Agathe nicht unbenutzt. Sie beschwor ihren Mann bei Allem, was ihm heilig sey, bei dem Andenken an die Mutter seiner Kinder, bei den Pflichten, die er gegen diese Kinder selbst habe, seinen Entschluß, wo nicht ganz aufzugeben, doch noch einige Jahre hinauszusetzen, bis diese Kinder, die sich so erfreulich entwickelten, den Einflüssen der Fremdartigkeit etwas mehr widerstehen könnten. Auch das Schicksal seiner ältesten Tochter und ihren frühen Tod berührte sie mit leiser Andeutung, und machte zuletzt auch den Schmerz geltend, den eine solche gewaltsame Trennung ihr selbst und ihren geliebten Zöglingen verursachen würde.

Alle diese Gründe, die auf ein väterliches Herz und ein menschliches Gemüth berechnet waren, fanden keinen Eingang bei dem entarteten Vater, dessen Entschluß durch ganz andere Rücksichten als das Wohl seiner Kinder bestimmt worden war. Die Antwort kam schnell. Augustin schrieb kurz und trokken und ohne sich auf Erörterungen einzulassen, daß es bei seiner ersten Bestimmung bliebe, und daß ihm die Kinder ohne weitere Widerrede überschickt werden müßten. Fast zu gleicher Zeit mit diesem Briefe kam auch der Reisende wieder an und nahm die Kinder in Empfang. Die Trennung zerriß jedes Herz. Der armen Agathe, die den wahren Zusammenhang der Sache nicht ahndete, obgleich schon manches davon in der Stadt umherging, blieb nur noch die leise Hoffnung, einst durch freundliche Worte die Kinder zurückzuschmeicheln, und solche Vorschläge wegen

ihrer Erziehung zu machen, die ohne die Nothwendigkeit einer Trennung, allen Wünschen des Vaters entgegenkommen sollten.

Als die Wirthin in ihrer Erzählung so weit gekommen war, hielt sie inne. Ihre Blicke fielen auf die erleuchteten Fenster, hinter denen die Tanzenden wie Schatten schwebten, während einzelne Takte der Musik gellend herübertönten. — Die arme Agathe! seufzte sie. Ist es doch, als ob Gespenster auf ihrem Grabe einen Reigen aufführten! —

Sie ist todt, die Arme? fragte ich. — Freilich ist sie todt, antwortete die Wirthin, und, wenn man auf ihre irdischen Verhältnisse sieht, so war der Tod das Beste, was ihr zu Theil werden konnte. Aber freilich — Nun Gott wird ihr gnädig seyn; denn sie war ein Engel an Güte, Demuth und Frömmigkeit. Aber das ist eben das Unglück, wenn ein so weiches Herz in eine rohe und unbarmherzige Faust fällt. Glauben Sie mir, mein Herr, nur wenige Männer sind im Stande zu erkennen, was für einen Schatz sie an einer solchen Frau besitzen; ja, oft ist es eben die Milde der Frau und ihre Sanftmuth, die die Männer recht hart und grausam macht. So ein Mann quält dann eine Frau todt, wie das Kind einen bunten Wurm, zum Zeitvertreib. —

Entsetzlich, rief ich aus, aber wahr vielleicht!

O ganz gewiß wahr, fuhr die Wirthin fort. Ich habe gar Manches dergleichen gesehn, und alle meine Erfahrungen stimmen darin zusammen, daß, wenn dem reinen Silber einer weiblichen Natur nicht ein

härteres Metall beigemischt ist, es durch die rauhen Hände der Männer allzuschnell zu Grunde gerichtet wird. — Verzeihen Sie! aber ich rede, wie ich denke, und nicht alle Männer sind von so schlimmer Art. — Ein gutes Herz ist eine gute Sache; aber ohne einen festen Willen, der zur rechten Zeit Widerstand thun kann, ist es eine Quelle von unsäglicher Noth. Man hat uns Frauen oft mit den Bienen verglichen; es gibt kein arbeitsameres und nützlicheres Geschöpf — und ich kann hinzusetzen, auch kein folgsameres und gefügigeres in seiner Haushaltung — aber die Biene hat einen Stachel. Wohl mag manche von dieser Waffe keinen Gebrauch machen; aber sie hat ihn doch, und ihre Gegner wissen, daß sie ihn hat. Das ist genug. —

Ich muß hier beiläufig der Wirthin zum Falken das Zeugniß geben — das man bei weitem nicht allen Lehrern der Wahrheit und Weisheit ertheilen kann — daß ihr Leben mit ihrer Lehre zusammenstimmte. Bei meinen mannichfaltigen Ausflügen nach Osten und Westen, war immer der Falk der Mittelpunkt, von dem ich ausging und zu dem ich zurückkehrte, und immer fand ich hier die erfreuliche Bequemlichkeit, die aus einer wohlgeordneten, feststehenden Haushaltung entspringt. Die Wirthin war die Seele des Ganzen. Alles hing von ihrem Winke ab. Nie hab' ich sie schmälen hören, aber ihre Befehle waren bestimmt und unwiderruflich, und da sie sich der Kraft bewußt war, ihre Worte geltend zu machen, so bewegte sich Alles nach ihrem Willen

mit der größten Stille und Sicherheit. Ich habe oft gesehn, daß sie mit einem ernsten Blicke die gestörte Ordnung herstellte; und wenn sie ganz still auf die Schwelle der Küche trat, regte sich jede Hand schneller, das müssige Geschwätz verstummte, und Jeder stand an seinem Platz. Ihr Mann, der seine Thätigkeit auf die Schreibstube beschränkte, wußte, was er an ihr hatte, und ehrte sie nach Verdienst. Dabei war sie die Gutmüthigkeit selbst, und wie sie in ihrem Hause Alles mit Besonnenheit lenkte, so sorgte sie auch für die, welche ihrer Hülfe bedurften, mit verständigem Rath und zweckmäßigem Beistand. So war die Wirthin im Falken, und ich denke, daß wer so wie sie die Sphäre seines Berufes ausfüllt, auch vor Fürstinnen und gekrönten Häuptern aufrecht stehn darf. —

Fast dürfte es mich gereuen, fuhr die Wirthin jetzt fort, indem sie ihre Blicke langsam von den erleuchteten Zimmern ihres Nachbars abzog, Ihnen die Erzählung einer Geschichte versprochen zu haben, die mir immer mehr an das Herz greift, je mehr ich mir sie vergegenwärtige. Das arme Weib selbst hab' ich nur wenig gekannt; aber Alles, was ich von ihr gehört habe, — und unser eines hört Vieles von mancherlei Leuten — stimmte zu ihrem Lobe zusammen. Von ihrem Manne klang es ganz anders. Ich mag ihn nicht ansehn, und seine Nachbarschaft könnte mir fast meine Wirthschaft verleiden, wenn ich Zeit hätte viel am Fenster zu stehen. Ein solcher Nachbar, mein' ich, bringt keinen Segen.

Doch ich muß zu meiner Erzählung zurückkehren, damit Sie sehen, daß ich nicht Unrecht habe. Augustin war in Paris durch seine Geschäfte mit einem Manne in Verbindung gekommen, der ihm bei einigen gewagten Unternehmungen seine Einsichten lieh, und sie dadurch zu einem erwünschten Ziele führte. In dem Hause dieses Mannes lernte er eine Verwandte desselben kennen, die nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jahre stand, aber noch immer recht artig war, und noch mehr durch ihr Betragen und ihre Unterhaltung, als durch ihre Reize anzuziehen verstand. Mehr als einmal war sie versprochen gewesen; aber nie war es, ich weiß nicht warum, zum Abschluß der Heirath gekommen. Der alte Herr, bei dem sie lebte, wünschte sie versorgt zu sehn, und da das Wesen des deutschen Kaufmanns nach ihrem Sinne war, spannte sie alle ihre Netze auf. Das Unternehmen gelang. Augustins Eitelkeit fühlte sich durch das Entgegenkommen einer Pariserin, eines witzigen, gebildeten und liebenswürdigen Mädchens geschmeichelt; die Verpflichtungen gegen den alten Herrn kamen dazu, und was der Sache den Ausschlag gab, war die Aussicht auf die Erbschaft des Herrn. So war der Handel schnell abgeschlossen. Nichts stand im Wege als Augustins Frau, und die Kinder der vorigen Ehe. Die Kinder zu entfernen war jetzt der erste Gedanke. Ach, der Hartherzige kannte das Gemüth seiner Frau. Er wußte, daß, wenn er ihr die Kinder genommen hätte, die Scheidung keine Schwierigkeiten haben würde.

Die arme Agathe, die von diesen verrätherischen Planen keine Ahndung hatte, — denn die dunkeln, durch Reisende verbreiteten Gerüchte kamen ihr nicht zu Ohren — erwartete die Rückkehr ihres Mannes mit gemischter Bangigkeit und Hoffnung. Er kam. Sie empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit; *sein* Benehmen war gezwungen und kalt. Man *konnte* sehn, daß ihm etwas auf dem Herzen lag, und daß er ein Geheimniß verbarg, das ihn beunruhigte. Auf der Schreibstube war er mehr als gewöhnlich thätig. Seine Geschäfte hatten sich nach allen Seiten erweitert, und da sein Haus, wie er sagte, nicht mehr Raum genug hatte, kaufte er das größere Haus *hier* gegenüber, und richtete es auf das zierlichste ein. Seine Frau bekam ihn in dieser Zeit nur *selten* zu Gesicht. Daß er sie über etwas befragt, ihr etwas gezeigt hätte, daran war nicht zu denken; es *war* eben, als ob das neue Haus und seine Einrichtung gar keine Beziehung auf sie haben sollte. Und während Jedermann davon sprach, und es besah, das schöne Geräth, die kostbaren Tapeten und Teppiche bewunderte, die zu seinem Schmucke aus Paris ankamen, saß Agathe, unbekannt mit Allem, in ihrer einsamen Kammer und dachte an ihre entfernten Pfleglinge. Man sah ihren Kummer, aber sie selbst sprach nicht davon. Selbst gegen ihren Oheim hatte sie geschwiegen. Sie hatte seine Warnungen nicht gehört; so wollte sie auch jetzt sein väterliches Herz nicht mit Klagen kränken, denen er nicht abzuhelfen im Stande war.

In dem neuen Hause war nun Alles so weit eingerichtet, daß es bezogen werden konnte. Man bemerkte, daß sich Augustin zum Einzuge rüstete, und seine Hausgenossen erwarteten mit Neugierde, was er über seine Frau beschlossen haben möchte. Einige hofften, er werde sie überraschen; andre, die ihn besser durchschauten, fürchteten Nachtheiliges. Im Allgemeinen hatten sie das getroffen; das aber, was er wirklich that, hatte Niemand erwartet.

Als nemlich alle Anstalten zum Auszuge gemacht waren, trat er gegen Abend in das Zimmer seiner Frau, die ihn schon seit einigen Wochen nicht gesehen hatte. Sie stand auf, und ging ihm entgegen, schweigend und ernst, wie es der Vernachläßigten ziemte. Er bat sie niederzusitzen, weil er mit ihr zu sprechen habe; nahm dann ihr gegenüber Platz, und vor sich hinsehend, mit übereinandergeschlagenen Füßen, die goldne Dose in beiden Händen haltend, fing er folgendermaßen an:

Das, was ich Ihnen heute zu sagen habe — ich habe es vielleicht schon allzulange aufgeschoben — ist Etwas, das Sie sich selbst schon längst gesagt haben können, und Sie also auf keine Weise überraschen darf. Ich weiß, daß ich Ihnen Verpflichtungen habe — ich bin nicht undankbar, nicht unerkenntlich dagegen — Sie haben nach Ihren Kräften für meine Kinder gesorgt, und so lange diese Sorge hinreichend war, hab' ich mich gefreut, sie in Ihren Händen zu wissen. Dieser Rücksicht hab' ich jede andre nachgesetzt.

Nach einer kurzen Pause fuhr er mit gesenkter Stimme fort: Sie müssen längst, Sie müssen seit den ersten Tagen unsrer Verbindung — die mehr ein Werk der Todten als der Lebenden war — die Bemerkung gemacht haben, daß wir nicht für einander geschaffen sind. Der Mensch ist nicht Herr über seine Gefühle; er kann sich eine Liebe nicht einreden, die er nicht hat; die Zusammenstimmung der Neigungen, so wie das Gegentheil davon, ist ein Geheimniß der Natur, über das wir bei dem besten Willen nicht gebieten können. Ich habe mir nie verhehlt, was ich nur zu deutlich sah, daß diese Stimmung gegenseitig war; ob Sie gleich, besser als ich, die Kunst besitzen, Ihre innern Gesinnungen unter einem freundlichen Aeußern zu bergen. Der Mann gibt sich, wie er ist, und ich habe am allerwenigsten das Talent ein Gaukelspiel zu treiben, das im Grunde Niemanden täuscht, und in jedem Falle sich über lang oder kurz selbst zerstört. Ich habe Ihnen vielleicht durch diesen Mangel an Verstellungskunst trübe Stunden gemacht. Ich beklage dieß; aber es ist Zeit, daß dieser gespannte Zustand endige. Mein Besuch und der Vorschlag, den ich Ihnen zu thun habe, hat keine andre Absicht. —

Hier hielt Augustin wiederum inne. Agathe wollte sprechen; aber die Stimme versagte ihr den Dienst. Ihr Mann fuhr fort:

Das Mittel, das uns beiden unsre Zufriedenheit wiedergeben kann, ist — Sie sehen es selbst ein — kein anderes als die Trennung; und da Sie sich in

meiner Nähe so wenig glücklich fühlen, so kann ich nicht zweifeln, daß Sie meinen Vorschlag mit Bereitwilligkeit ergreifen werden. Das, was Sie bewogen hat, sich mit mir zu verbinden, war doch zuletzt nur der Wunsch, Ihre Sorge den Kindern Ihrer Freundin widmen zu können, und ich habe nie die Eitelkeit haben können, etwas von diesem Entschlusse auf meine Rechnung zu setzen. Ich selbst war, als ich diese Verbindung schloß, krank, nervenschwach, von Phantasien und Träumen heimgesucht. Ich hatte nicht die Kraft eine Sache zu bedenken, die sehr reiflich bedacht seyn will; und so will ich denn nicht leugnen, daß ich nach vollendeter Genesung von meinem eignen Entschlusse überrascht war. Was ich Ihnen jetzt vorschlage, ist mit mehr Besonnenheit berathen worden. Sie können Ihre Einwilligung einem Entschlusse nicht versagen, an dem mein Glück, und ich darf sagen auch das Ihrige hängt. —

Jetzt schwieg Augustin zum drittenmal, faßte seine Frau mit scharfen Blicken, und erwartete ihre Antwort. Sie antwortete nicht. Ihr Herz war empört und kämpfte umsonst. Wen hätte auch dieses Gemisch von Wahrheit und Lüge, diese tiefe, hartherzige, hochmüthige Falschheit nicht empören sollen? —

Da nun wiederum keine Antwort erfolgte, sondern Agathe still vor sich hin sah, und ihre Thränen auf ihren Schooß fallen ließ, fuhr Augustin nicht ohne Bitterkeit fort: Es wird Ihren Entschluß vielleicht fördern, wenn ich Ihnen erkläre, daß,

wenn Sie mich aller Verpflichtungen entlassen, ich Ihnen — wie sich von selbst versteht — einen anständigen Gehalt aussetze, und überhaupt kein Opfer scheue, um eine Sache zu endigen, die — ich wiederhole es — nothwendig geendigt werden muß. Ich beziehe in diesen Tagen ein neues Haus; dieses hier wird, sogleich nach meinem Auszuge, von einem andern Eigenthümer in Besitz genommen. Es würde unpassend und eine unnütze Mühe für Sie seyn, wenn Sie jetzt mit mir die neue Besitzung beziehen wollten, um sich vielleicht nach kurzer Frist wieder von mir zu trennen. Weit schicklicher wird es seyn, wenn Sie sich gleich jetzt zu Ihrem Oheim begeben, der Sie ohne alle Unbequemlichkeit bei sich aufnehmen kann, da sich seit Ihrer Verheirathung nichts in seinem Hause verändert hat. In diesem Falle könnten Sie morgen schon von den bestellten Trägern Gebrauch machen, um das, was Ihr Eigenthum ist, dorthin bringen zu lassen.“ —

In diesem letzten Abschnitte von Augustins Rede fand Agathe die Kraft zur Antwort. Sie hatte vorher geweint; jetzt waren ihre Augen plötzlich trocken, und mit der tiefsten Verachtung sagte sie: Ich sehe, Sie haben Alles so wohl überlegt, daß es das größte Unrecht seyn würde, einem so gut durchdachten Plan den geringsten Zweifel entgegenzusetzen. Nie hab' ich meinen Willen gegen den Ihrigen geltend gemacht. Es soll auch jetzt nicht geschehn, und da Sie die Rückkehr Ihres Glücks und Ihrer Zufriedenheit nur von unsrer Trennung erwarten, da

Sie mit gerechter Ungeduld schon die nächsten Tage dafür festgesetzt haben, so bin ich bereit, Sie ohne Aufschub in den Besitz dieses Glücks zu setzen. Ich spreche Sie hiermit von allen Verbindlichkeiten frei, die Sie je gegen mich gehabt haben, oder gehabt zu haben glauben, und ich habe jetzt keinen Wunsch mehr, als daß nie eine Zeit kommen möge, wo Sie mit Reue an diese Stunde denken müssen. —

So zufrieden nun auch Augustin mit dem Inhalt dieser Erklärung war, so fühlte er sich doch durch die unerwartete Kälte betroffen, mit der sie gegeben wurde. Er stammelte einige verwirrte Worte von Achtung und ewiger Dankbarkeit, wünschte ihr dann wohl zu schlafen, und verließ das Zimmer. Agathe aber raffte unverzüglich einiges Linnen für die Nacht zusammen, gab es dem Dienstmädchen, das im Nebenzimmer Alles mit angehört hatte, schickte dieses damit zu ihrem Oheim, und befahl ihm zu sagen, daß sie bald selbst nachkommen würde, ihn um ein Nachtlager anzusprechen. Dann nahm sie ihren Mantel um, band den Hut fest, und verließ das Haus, ohne weiter mit Jemand gesprochen zu haben.

Das Mädchen hatte den Auftrag ausgerichtet, und dem bestürzten Oheim aus dem, was sie selbst gehört hatte, die Erklärung ihrer Botschaft mit Thränen gegeben. Der Oheim ging von Mitleiden und Zorn hin und her gerissen im Zimmer auf und ab, und bedachte, was er zu thun habe. Das Mädchen erwartete seine Herrin. Aber die Nacht brach

an und Agathe erschien nicht. Voll von ängstlichen Ahndungen eilt das Mädchen nach Hause zurück, und hört mit Bestürzung, daß die Frau schon längst das Haus verlassen habe. Wohin sie gegangen, wußte Niemand. Die Nacht verstrich unter fruchtlosem Suchen. —

Am folgenden Morgen trieb die Aar einen weiblichen Leichnam an das Land. Man erkannte Augustins unglückliche Frau, und trug sie in das alte Haus. Hier war Alles in größter Verwirrung des Auszugs; für einen Todten war kein Platz mehr da, und so mußte sie nach dem neuen Hause gebracht werden. Das war ihr Einzug; und der kalte Leib der gemordeten Frau war der erste Gegenstand, der dem neuen Besitzer bei seinem Eintritt in die Augen fiel. Nie werd' ich den Eindruck vergessen, den diese Begebenheit machte; den Jammer des Mädchens, die Thränen der Diener, Augustins starres Staunen, die Verwirrung im ganzen Hause. Es war schrecklich und herzzerreißend.

Ob sich nun das arme Weib absichtlich in den Fluß gestürzt, oder ob sie durch Zufall hineingerathen — Niemand weiß es. Nach der Erzählung des Mädchens war das Erstere nur allzuwahrscheinlich; die Meisten glaubten es, und Augustin konnte sich nicht sehen lassen, ohne das Murren des Volkes zu hören und Zeichen des Unwillens zu sehn. Auch wär' es wohl kein Wunder, wenn ein braves und rechtschaffnes Weib durch solche Mißhandlung in Verzweiflung geriethe. Gott kann es ihr nicht zurechnen,

wie unrecht es auch ist. Aber was dürfen die erwarten, die sie mit hartherziger Kälte zu einem solchen Schritte getrieben haben? —

Und was that der Mann? fragte ich.

Der Mann steckte sich in tiefe Trauer, stellte ein feierliches Leichenbegängniß an, und holte nach Verlauf von drei Monaten die Pariser Braut. Vor acht Tagen sind sie angekommen; einige Tage haben sie ausgeruht; dann sind sie Besuch gefahren und haben Besuche angenommen, und heute geben sie der Stadt einen Ball — —

Der mich mit Hülfe Ihrer Geschichte eine Nacht Schlaf kosten wird, fiel ich ein. — Die Wirthin entschuldigte sich. Ich aber stellte sie durch die Versicherung zufrieden, daß ich ihre Geschichte sehr lehrreich gefunden, und daß, wenn ich jemals heirathete, ich bei jeder Anwandlung von männlicher Härte an Augustin und Agathe denken würde.

Meine Besorgniß traf übrigens nur allzugut ein. Die einförmige, ewig sich wiederholende, gellende, zerstückelte Tanzmusik, die so von Fern gehört wohl Jedem zuwider ist, kam mir jetzt wie ein Gelächter der Hölle vor, das dem Sünder, über den es erhoben wird, zum Hohn ordentlich Takt hält, und, um die Höllenhunde seines Gewissens immer wach zu erhalten, sich bald unmäßig verstärkt, bald tief herabsinkt, jetzt nur lispelt, dann wieder aufschwellend schreit, sich durch einander wirrt und wieder auflößt, und dann von neuem verwirrt, und wie es selbst nicht ermüdet, auch Andern keine Ruhe gönnt. Wenn ich

nun aber auch einen Augenblick einschlummerte, war es mir eben, als ob ich für Augustins Sünden mit büßen müßte, oder als ob ich mit helfen sollte, ihn in dem Don Juans Tanze in die Flammen der Hölle hinabzureißen; und da es mir unmöglich war, dieses fantastische Treiben länger auszuhalten, warf ich meinen Mantel um, und ging hinaus in die Nacht. Es war mir schon recht, daß sie nicht zu ruhig war. Das Brausen des Sturms, dem ich entgegenging, vertrieb die Töne der widrigen Musik aus meinen Ohren, und die Flucht der zerrissenen Wolken über den Himmel hin, und die stille Leuchte des Mondes, die ihnen entgegenzog, beruhigte mein Gemüth. Als aber die Aaar zu meinen Füßen schäumte, und bald ihre blinkenden Wellen im Mondenlichte wirbelte, bald sich in tiefes Dunkel verbarg, da trat mir Agathens Bild vor die Seele, die vielleicht eben hier, vielleicht auch in einer solchen Nacht aus dem Leben schied. Ach, die tobende Flut war ihr freundlicher als die Menschen, und der Todesengel, der sie in die schäumenden Wogen tauchte, war barmherziger, als der Mann, der ihr Herz mit schonungsloser Faust zerdrückt hatte.

* * *

Nach Verlauf von zwanzig Jahren kam ich wieder nach Bern mit andern Erfahrungen und andern Gefühlen. Der Falk genoß noch seines alten Ruhms, aber meine gute Wirthin war längst begraben, und ihr bejahrter Mann hatte sich zur Ruhe gesetzt. Kein einziges Gesicht war mehr da aus der vorigen Zeit.

Augustins Haus hatte sich in eine Fabrik verwandelt. Ich fragte den Marqueur nach seinem vormaligen Besitzer. Der Marqueur wußte nichts von ihm, und fragte den Oberkellner; der Oberkellner fragte die Köchin — Niemand wußte etwas. Endlich, da der Name Augustin mehrmals genannt worden, erhob sich aus der Ecke des Speisezimmers ein bejahrter Mann in grauem unscheinbarem Ueberrocke, legte die Zeitungen bei Seite, nahm die Brille ab, und sagte: Der Augustin, nach dem der fremde Herr fragt, ist ein verdorbner Kaufmann, und logirt gegenwärtig draußen im Hospital. Er hat mir gute Erinnerungen hinterlassen, stattliche Wechsel auf die Ewigkeit gestellt. Hat der Herr vielleicht auch dergleichen? Es nimmt sie ihm Niemand ab, nicht mit fünf und neunzig Procent Verlust. —

Ich kam jetzt mit dem Manne, der ein Jude war, in's Gespräch, und sagte ihm, ich hätte nichts durch den Kaufmann Augustin verloren, als eine Nacht Schlaf durch seinen Hochzeitball. — Da sind Sie besser weggekommen, als ich, antwortete der Jude. Mich hat es mehr gekostet als Eine Nacht, und das Geld obendrein. Er war ein eben so schlechter Handelsfreund, als er ein schlechter Hausvater war. Aber die Heirath mit der Pariserin — man hätte meinen sollen, sie wäre eine Prinzessin, so groß ging es bei ihr her, die hat ihn zu Grunde gerichtet. Nun, er hat es an seinen ersten Frauen verdient. Wäre das nicht gewesen, man hätte Mitleiden mit ihm haben müssen — so arg spielte ihm die französische Xan=

tippe mit. Auch war er bisweilen ordentlich wie verrückt, machte Alles verkehrt, und kam so natürlich zurück. Am Ende kam es zum Bruch. —

Mit der Frau? fragte ich.

Mit der Frau und mit dem Hause, und beides fast zu gleicher Zeit.

Und was wurde aus der Frau?

Die hatte sich vorgesehn. Nach dem Tode ihres Großoheims in Paris erbte sie ein feines Vermögen, womit sie ihrem Manne hätte helfen können. Aber sie behielt es lieber für sich, und half sich damit zu einem neuen Manne, einem französischen Officier, mit dem sie an einem schönen Morgen auf und davon fuhr. Sie hatte vergessen von ihrem Manne Abschied zu nehmen, aber die kostbaren Geschenke, die sie von ihm hatte, und was sie noch sonst etwa in der Nähe fand, vergaß sie nicht. Nun kam Eines nach dem Andern. Die Gläubiger fielen über den Mann her; die Einen bekamen wenig, die Andern nichts — und Er wanderte in das Hospital. Ein Anderer hätte sich lieber in's Wasser gestürzt — seine dritte Frau hatt' es gethan.

Und was ist aus Augustins Kindern geworden?

Für die hat Gott gesorgt, besser als ihr Vater. Der älteste Sohn ist bei Hohenlinden geblieben, der zweite jüngst bei Austerlitz. Ihnen ist wohl.

Ich sagte still bei mir Amen! und betete in meinem Herzen die göttliche Vergeltung an.

* *
*

Ich war an einem heitern Nachmittage mit La Barte nach dem Lusthause des Prinzen von ** gefahren, das er mes delices nennt, und im Sommer mit einer Geliebten bewohnt. Ich benutzte die Zeit, wo beide auf einer Lustreise begriffen waren, um diesen Aufenthalt verbotener Freuden zu besehn, den man mir als ein Feenschloß gepriesen hatte. Der Ruf hatte nicht zu viel gesagt. Die Lage des Hauses auf einer sanften Höhe in der anmuthigsten Gegend voll mannichfaltiger Aussichten; die blühenden Umgebungen, von fremden Bäumen und Pflanzen gebildet; die schäumenden Bäche, die sich durch den Schatten duftender Büsche drängen, dann einen Absturz herab über Felsen rauschen, durch sammtgleiche Wiesen wirbeln, in spiegelhellen Seen sich sammeln, oder in metallene Röhren gedrängt, zum Himmel emporstrahlen; der Park mit seiner üppigen Blumenflor, seinen goldnen Vogelhäusern voll von der Farbenpracht des ausländischen Gefieders; seinen zierlichen und reichgeschmückten Kiosken; und endlich das Schloß selbst von einem marmornen Peristyl getragen, über dem sich ein vergoldeter Balcon erhebt, oben mit einem Kranze von Standbildern umgeben, die von dem Geländer des flachen Daches wie Lilien in den blauen Aether treten; die breiten bequemen Stiegen von farbigem Marmor, das den Wänden eingefügte allegorische Bildwerk, die hohen ehernen Candelaber auf den Podesten; dann die langen Reihen heitrer Zimmer, an deren Decken reizende Genien Blumen herabstreuen, während die

Wände blühende Lauben, oder Tempel und Pagoden zu bilden scheinen; Alles mit Divans von den kostbarsten Stoffen, mit Hausgeräth von den seltensten Hölzern, reichen Kronleuchtern, goldnen Lampen und prachtvollen Gefäßen geschmückt; und alle diese zierliche Pracht verschmolzen durch das rosenfarbene Licht, das von seidenen, reichgefalteten Vorhängen ausfließt; die harmonischen Concerte der Flötenuhren; die riesenartigen Sträußer von seltenen Blumen, die sich auf vergoldeten Gestellen in den Ecken der Zimmer erheben, und die mit dem Glanze dieser Blumen wetteifernden Lorys in ihren goldnen Ringen; die üppigen Gemälde endlich, die in den geheimsten Zimmern die Wände bedecken, und sich in dem Krystalle mächtiger Spiegel vervielfältigen — Alles das, und noch vieles andre, was sich Arabeskenartig durch die größern Gegenstände schlingt, erinnert an die Zaubergärten der Armiden und Alcinen, wie sie Ariostos und Tassos glühender Pinsel geschildert hat.

La Barte, der nach Künstlerweise einen guten Theil seiner Seele in den Augen hat, konnte sich gar nicht satt sehn an aller der Herrlichkeit, zog mich bald zu diesem bald zu jenem Gegenstande, kehrte mit neuer Bewunderung zu dem zurück, was er eben erst bewundert hatte, und hörte nicht auf zu betheuern, daß es ganz unmöglich sey, den Reichthum auf eine geschmackvollere und würdigere Weise anzuwenden. Ich war andrer Meinung und früher gesättigt. Die Menge aller dieser Werkzeuge der Ueppigkeit ermüdete mich, und bei dem ersten Erscheinen der

Langenweile, konnte ich, nach meiner Weise, nicht umhin auch dem Unwillen über die Bestimmung aller dieser Anstalten Gehör zu geben. Ich sah die rechtmäßige Gemahlin des Prinzen in ihrem einsamen Hause traurig und unmuthvoll des ungetreuen Gatten denken, der sie auch einmal geliebt und ihr Treue geschworen hatte; den Unwillen seiner Söhne über diese verschwenderischen Ausschweifungen, die sie dereinst vielleicht nachahmen werden; die Vernachlässigung der heiligsten Pflichten; die Gleichgültigkeit gegen das Elend, das sich aus dem Beispiele schlimmer Sitten ergießt — Alles das wurde so lebendig in meiner Seele, daß ich von Zeit zu Zeit an das Fenster treten mußte, um Luft zu schöpfen, und meine Blicke auf der anmuthigen, unschuldigen Gegend auszuruhn.

Wir hatten diesem Wohnsitze der Wollust schon längst den Rücken zugekehrt, als mein Begleiter mit seinen Gedanken noch immer darinne verweilte, das Schönste, was er gesehn, wiederholte, es mit Begeisterung und Kennerschaft beurtheilte, ohne in seinem Entzücken zu bemerken, wie wenig ich seine Stimmung theilte. Ich fand es nicht nöthig, ihm die meinige aufzudecken. Es ist dem Künstler nicht zu verargen, daß er sich an Werken der Kunst erfreut, ohne nach ihrer Anwendung zu fragen; daß er die freigebige Kunstliebe auch unabhängig von ihrem sittlichen Werthe schätzt, und nicht darnach fragt, mit wie vielem Schweiße des Elends diese Farbenpracht aufgetragen sey; wie viele Seufzer sich

mit diesen süßen Düften mischen, oder wie viele Thränen an dem funkelnden Prunkgeräthe zittern. — Vor der Stadt stiegen wir aus; ich, um den Abend noch im Freien zu genießen; La Barte, um mit einigen Freunden in der Vorstadt zu essen, aufgeräumten Leuten, wie er sagte, bei denen auch mir die Zeit nicht lang werden würde. Mir lag nichts an lustigem Zeitvertreib. Ernste Gedanken verfolgten mich; und je länger ich so mit mir allein auf und abging, desto heftiger ergrimmte mein Inneres gegen die, welche in trägem Müssiggange das Mark der Länder verschwelgen.

Es war Nacht geworden, als ich in die Stadt zurückkehrte. Während ich nun, in meine Gedanken versenkt, langsam unter den Arcaden weg nach Hause ging, vernahm ich zu gleicher Zeit ein inneres Weinen, und streifte an ein menschliches Wesen, das sich in einen Winkel an die Wand gedrückt hatte. Ich blieb stehn. Was gibt es hier? fragte ich. — Da erhob sich bei dem schwachen Scheine der Laterne, die an einem gegenüberliegenden Hause brannte, ein blasses Kind, in schlechte Lumpen gekleidet, und sagte, die Hände nach mir ausstreckend: Haben Sie Erbarmen, gnädiger Herr! — Was fehlt Dir? was machst Du hier? — Ich suche Hülfe, antwortete das Kind, und finde keine. — Für wen? fragte ich. — Für Mutter und Vater, die zu Hause Hungers sterben, und ich auch. — Aber warum sitzest Du hier in der einsamen Ecke, statt Hülfe bei Menschen zu suchen? — „Ich kann mich bei Tage nicht sehn lassen,

antwortete das Kind, und wenn ich zur Nachtzeit in ein Haus käme, würde man Arges denken. Da ich nun Niemanden gefunden habe, den ich um Hülfe hätte bitten können, hab' ich mich hier in den Winkel gesetzt." — Und dabei weinte es bitterlich.

Die Rede des Kindes, der Ton seiner Stimme, auch seine ganze Gestalt, so viel ich davon erkennen konnte, beglaubigte seine Klagen. Ich that noch einige Fragen, und wurde überzeugt, daß sich hier ein tiefes Elend verberge, dem durch ein dargereichtes Allmosen nicht geholfen werden könnte. Führe mich zu Deinen Eltern, sagte ich. — Das Kind raffte sich zusammen, that einige Schritte vorwärts, zauderte dann, und blieb unentschlossen stehn. — Warum bedenkst Du Dich? fragte ich. Da brach das Mädchen wieder in Thränen aus und sagte: Ach, unser Elend ist gar zu groß; wie könnt' ich Sie da hineinführen? — Armes Kind, dachte ich bei mir selbst, auf Dir lastet nicht blos Hunger und Armuth; auch die Schaam der Armuth quält Dich, und der Anblick derer, die, wie Du meinst, zu glücklich sind, um Zeugen Deines Elends zu seyn! — Dann faßte ich ihre abgezehrte Hand, und sprach ihr Muth ein. Sie sah mich zweifelnd an — der Trost des Mitleids mochte ihr fremd seyn — dann ging sie wieder einige Schritte vorwärts, blieb wieder stehn, und sagte mit niedergeschlagenen Blicken: Vater und Mutter haben den ganzen Tag nichts gegessen, und gestern auch wenig. — Du hast recht, sagte ich, armes Kind. Fast wäre das Erste und Wichtigste

vergessen worden. — Dann kaufte ich einige Brode, und gab dem Mädchen etwas davon. Sie verschlang es mit Heißhunger, und ging nun schneller vorauf; auch eine Flasche Wein nahm ich im Vorübergehn aus einem Wirthshause mit. Der Weg ging durch schmuzzige und enge Winkel in eine Gegend der Stadt, die ich noch nie betreten hatte. Nah am Thor war das Ziel. Meine Führerin that einige schnellere Schritte, schlüpfte durch die Thür eines baufälligen Hauses, blieb auf der Schwelle stehn, und sagte, indem sie mir die Hand zutraulich reichte: Hier gehen Stufen hinab; nehmen Sie sich in Acht. — Eine feuchte Kellerluft umgab mich jetzt; die Stufen waren schlüpfrig; kein Schimmer von Licht erleuchtete den Weg; wir kamen an eine zweite Thür. Hier sind die Eltern, sagte das Kind, indem es die Thür aufstieß. Alles war dunkel. Nur von einer Laterne auf der Straße fiel ein Streifen blassen Lichtes in einen Winkel der Stube, in welchem sich zwei Leichenähnliche Gestalten regten. Kömmst Du endlich, Therese, sagte eine schwache weibliche Stimme. Ich bin fast vergangen aus Angst. Aber mit wem sprichst Du denn? — Ach, Mutter, antwortete das Kind, da ist ein guter Herr; der will uns helfen. Er bringt auch Brod mit, und ich habe schon davon gegessen. Wenn wir nur erst Licht hätten! — Nun suchte sie tappend in dem Winkel eines Fensters, fand ein Stümpfchen, zündete es an der Laterne auf der Straße an, und kam zurück, um die düstre Scene des Jammers zu beleuchten. Eine Stube im Unterbau des Hauses,

mehr einem Kerker ähnlich; in dem Winkel ein Lager von Stroh mit einigen dürftigen Kissen, auf die sich zwei Kranke stützten, Bilder des Hungers und Elends. Die Frau richtete sich ein wenig auf; ihre großen schwarzen Augen starrten mich wie eine fremde Erscheinung an; mich anzureden hatte sie nicht den Muth. Therese lief emsig hin und her; eine irdene Schüssel wurde herbeigeschafft, und das mitgebrachte Brod in den Wein geweicht. Alle griffen zu, und die Gier, mit der diese armen Menschen ihren Hunger stillten, preßte mir Thränen aus. Therese weinte vor Freuden. Jetzt reckte der Mann, der noch kein Wort gesprochen, sondern nur geseufzt hatte, seine linke abgezehrte Hand in die Höh, und sagte: Gott vergelt es Ihnen, mein Herr. Sie sehen hier eine sehr elende Familie! — Ich fragte, wie ihnen zu helfen wäre. — Das wird nicht leicht seyn, antwortete der Kranke; wir sind allzu tief in Armuth versunken; obgleich, Gott weiß es, nicht durch unsre Schuld. Ich bin ein armer Invalid, fuhr er fort, indem er zugleich den Stummel des rechten Armes emporhob; dieses Weib theilt mein Elend, und hat es bis jetzt nach Kräften gemildert; aber sie ist selbst krank geworden, und wir haben keinen Verdienst, so gern wir auch arbeiten möchten. Alle unsre Habe ist verkauft oder im Leihhaus; selbst der nothwendigsten Kleidungsstücke haben wir uns begeben müssen, nur um dieses elende Leben zu fristen. —

Wenn ich gestorben wäre, setzte die Frau hinzu, so wäre mir wohl; aber wer hätte dann für diesen

armen Mann Sorge getragen? Darum wünschte ich mir Gesundheit; aber nun hat die Krankheit Alles aufgezehrt, und wir sind zu Bettlern geworden, ohne Hülfe, ohne Kleider und ohne Verdienst. — Bei diesen Worten rang sie die Hände und weinte bitterlich. Ich suchte ihr Muth zu machen, versprach das Möglichste für ihre Rettung zu thun, und nachdem ich ihnen noch einiges Geld zurückgelassen hatte, entzog ich mich den Danksagungen dieser Unglücklichen. Therese geleitete mich wieder die dunkeln Stufen hinauf, bedeckte meine Hände mit Küßen und Thränen, und sah mir nach, bis mich die Ecke der Straße ihren Augen entzog.

Schon am folgenden Morgen gelang es mir mit Hülfe einiger Beamten der Stadt, mit denen ich in Verbindung stand, diesen Verlassenen die nothdürftigen Kleider wieder zu schaffen, sie aus ihrer ungesunden Wohnung in eine bessere zu bringen, und als der arme Invalid wieder von seiner Krankheit genesen war, seinen Unterhalt auch für die Zukunft durch eine Anstellung beim Zollamt zu sichern. Wie unbedeutend war doch der Aufwand, dessen es bedurfte, um drei Menschen zu retten, die im Begriffe waren zu verschmachten! Verzehrt nicht in Mesdelices Ein Tag, was für ein Jahr und länger den Wohlstand einer ganzen Familie sichert? und fordern nicht die Affen und Lorys des Prinzen mehr Nahrung, Aufwand und Pflege, als eben so viele Menschen, die keinen Wunsch haben, als nur genügende Arbeit, um ihr beschränktes Leben ehrlich zu fristen? —

Nach kurzer Zeit waren meine Schützlinge wieder auf einen rechtlichen Fuß gesetzt, und mit ihren Sorgen wich auch der Rest ihrer Krankheit. Der Invalid, der mich jetzt bisweilen besuchte, war ein verständiger und wohlgesinnter Mann, der, obgleich nur einarmig, doch seinem Geschäfte mit emsiger Gewissenhaftigkeit oblag. Seine Frau aber war die Emsigkeit selbst, und Therese sah gar heiter und zierlich aus, nachdem sie wieder in ganze und reinliche Kleider gekommen war. Wie glücklich waren jetzt diese Menschen, und wie wenig bedurften sie zu ihrem Glücke! Ihre Liebe zu einander konnte man nicht ohne Rührung sehn.

Das frühere Unglück dieses Paares hing an dem Fehltritte der Mutter des Weibes, die als ein unerfahrnes Kind von einem jungen Patricier verführt, eine Tochter zur Welt gebracht, kurz darauf aber vor Gram gestorben war. Der Vater, ein geschickter Tischler, und ein Ehrenmann in seiner Zunft, auch wohl etwas hochfahrend im Gefühle seiner Geschicklichkeit und ausgebreiteten Kundschaft, insbesondre aber voll Stolz auf seine mit großer Schönheit begabte Tochter, sah durch einen Fehltritt, welcher damals weniger noch als jetzt verziehen wurde, seine bürgerliche Ehre befleckt und seinen Stolz gedemüthigt. Die Freudigkeit, mit welcher er sonst sein Handwerk getrieben hatte, war dahin; der Friede des Hauses gestört; die Frau wurde, als eine unachtsame Mutter, mit Vorwürfen überhäuft; und das Kind, das man doch nicht verstoßen konnte, ging

als ein lebender Vorwurf umher, der jede Freude verbitterte. Der wackre Sohn, in seiner Kunst ebenfalls vorzüglich geschickt, durch den Fall seiner einzigen Schwester, die er auf das zärtlichste liebte, tief gekränkt, wurde theils durch seinen Gram, theils durch das Schelten des Vaters und die Thränen der Mutter aus dem Hause getrieben, und ging zum zweitenmale in die Fremde, um nie wieder in die Heimath zurückzukehren. Da sich nun der Meister mit schlechten Gesellen behelfen mußte — denn die guten verließen den grämlichen Mann immer gar schnell — kam er in seinem Wohlstand zurück, und starb, von Kummer und Unmuth aufgerieben, in seinen besten Jahren. Nach nicht langer Zeit folgte ihm auch seine Frau unter die Erde nach. Jetzt war das Kind, das nie seine Eltern gekannt hatte, allein noch übrig. Sie war jung und schwach, und kaum zum Dienste geschickt; doch mußte sie dienen, um ihr Leben zu fristen, meist für geringen Lohn bei schwerer Arbeit, und oft, wegen des Fleckens ihrer Geburt, mit unverdienter Verachtung behandelt. In diesem harten Druck hielt ihre Unschuld sie aufrecht, und sie blühte schön und anmuthig auf. Demüthig ertrug sie die unverschuldete Schmach, mühte sich rastlos in ihrem Dienste und widerstand entschlossen jeder Versuchung, mit der die Lüste der reichen und vornehmen Jugend ihrer Armuth und Unschuld nachstellten. Ein junger Maurergesell, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, und da er sie täglich sah, auch Zeuge ihrer Tugenden war, warf die

Augen auf das schöne und züchtige Kind, und faßte allmählig eine so große Liebe zu ihr, daß ohne sie zu leben, ihm unmöglich schien. Lange trug er seine Liebe in stillem Herzen mit sich umher; denn er hatte nicht den Muth es ihr zu sagen, und ob er sie schon täglich grüßte, konnte er doch nie mit der Arbeitsamen in ein Gespräch kommen. Endlich geschah es einmal, daß sie Wäsche an einem Brunnen wusch, an dessen Mauerwerke er etwas auszubessern hatte; da faßte er sich ein Herz, half ihr den schweren Wäschkorb vom Rücken nehmen, goß Wasser in den Zuber, und leistete auf alle Weise hülfreiche Hand; endlich sprach er auch von seiner Liebe, und fragte Mariannen, ob sie ihn wohl leiden könnte? Nun war der Maurergesell der feinste Pursch in der Stadt, wohlgewachsen und groß, von männlicher Bildung, und dabei bescheiden und sittsam; so daß es schwer war, ihm nicht geneigt zu seyn. Auch war ihm Marianne von ganzem Herzen geneigt, und sie hatte längst merken können, wenn er immer die Gelegenheit suchte ihr zu begegnen, und sie dann mit besondrer Freundlichkeit grüßte, daß er ihr gut sey. Als er aber jetzt am Brunnen von seiner Liebe zu sprechen anfing, erschrack sie so heftig, als ob sie etwas ganz Unerwartetes vernähme, und antwortete lange nicht, sondern wusch immer emsiger an ihrem Zeuge fort, bis er endlich ganz betrübt und hoffnungslos sagte: Sie kann mich also wohl gar nicht leiden? — Da schlug das arme Mädchen die großen schwarzen Augen verschämt nach ihm auf und

sagte: Wie kann Er so reden, Thomas? Was kann es Ihm denn helfen, wenn ich Ihm auch noch so gut bin? Weiß Er denn nicht — —? — Sie konnte nicht ausreden. Denn das, was sie sagen wollte, trieb eine glühende Röthe auf ihre Wangen, und Thränen perlten von ihren Augen herab. Ach das, was sie nicht aussprechen konnte, war die Schande ihrer Mutter und der Flecken ihrer unglücklichen Geburt. Thomas wußte das nicht; aber er erfuhr es nur allzubald. Sein Schrecken war nicht zu beschreiben. Er hatte sich angeschickt das Meisterrecht zu erlangen, und hatte sich darauf gefreut, um dann Mariannen zu heirathen. Nun war diese Freude dahin. Durch ein strenges Gesetz der Zunft war die Heirath mit einem unehlichen Kinde durchaus untersagt. Dieses Gesetz zu umgehen, gab es kein Mittel; seiner Liebe zu entsagen, vermochte er eben so wenig. Sein Zustand war traurig. Was früher seine größte Freude gewesen, Mariannen zu sehn und sie zu grüßen, war ihm jetzt eine Quelle des Schmerzes, der ihn fast zur Verzweiflung trieb. Und doch konnte er nicht umhin, nach ihr auszusehn. Es war auch sein einziger Trost.

Während er sich nun auf diese Weise quälte, brachen die Unruhen in Frankreich aus. Eine neue Ordnung der Dinge begann; die alten Sitten machten neuen Platz, und der Vorfahren mühsamer Bau brach zusammen. Diese unerwarteten, diese ungeheuren Ereignisse beschäftigten die ganze Welt. Es gab keine gleichgültige Zuschauer mehr. Jeder=

mann nahm Partei, die Einen jubelnd und von frohen Hoffnungen beseelt, die Andern zweifelnd und mißbilligend. In allem diesem Getöse vernahm Thomas nur Eines: die Aufhebung des Zunftzwangs und aller Gesetze und Gebräuche, die an dem Zunftzwange hingen. Wenn doch Gott gäbe, daß das hier auch so wäre! dachte er erst. Dann: Ach, wer doch so glücklich wäre in Frankreich zu seyn! da könnt' ich sie ja gleich zur Frau nehmen! — Und endlich: Je, was hindert mich denn nach Frankreich zu wandern? Sie reißen dort viel ein, so werden sie auch viel zu bauen haben. Einem tüchtigen Maurer kann es nimmer an Brod und Arbeit fehlen.

Der Tag, fuhr Thomas in seiner Erzählung fort, wo mir dieser Gedanke klar geworden war, war mir nach langer Zeit wieder ein hoher Festtag. Ich sagte Niemanden etwas von meinem Vorhaben, sondern, nachdem ich meine Vorbereitungen gemacht hatte, schnürte ich mein Bündel in der Stille, und stellte mich in die Hausthür, um die Zeit abzupassen, wo Marianne an den Brunnen ging. Ich hatte lange nicht mit ihr gesprochen; aber so scheu ich früher immer gegen sie gewesen war, so redet' ich sie jetzt ganz dreist und wohlgemuth an. Ich sagte ihr nochmals, daß ich keine andre Liebe fassen könnte, als zu ihr, und daß ich jetzt mein Glück in einem Lande versuchen wolle, wo man nicht nach Geburt und Abkunft frage, sondern Jeden für ehrlich hielte, der ehrlich wäre. Wenn es mir nun dort gelingt, fuhr ich fort, wie gar nicht zu zweifeln steht,

so komm' ich zurück, und hole Sie mir als meine Frau ab, wenn ich nur weiß, daß Sie mir gut ist, und mir Ihr Wort darauf gibt. — Auf diese meine Reden schlug Marianne die Augen nieder, und sagte verschämt: Warum sollt' ich Ihm denn nicht gut seyn; ist Er doch ein braver Mann, und ich hoffe, daß Er immer rechtschaffen gegen mich seyn wird. Macht Er dann in der Welt sein Glück, wie Er sagt, und darf mich heirathen, ohne daß es Ihn um Ehre und Reputation bringt, wie hier zu Lande, so will ich Ihm in Gottes Namen folgen. — Da sie nun so sprach, schlug mir das Herz vor unsäglicher Lust, und ich küßte sie und sagte: Bleibst Du mir treu, wie ich Dir, so finden wir uns, nach kurzer Frist, hier wieder, und alle Freude ist unser.

Das war unser Verlöbniß.

Am folgenden Morgen, so früh der Tag graute, nahm ich mein Bündel auf die Schultern, freute mich des heitern Morgens, und trat auf die Straße heraus. Da stand Marianne schon an der Hausthür, und nickte mir zu, und reichte mir die Hand. Wir konnten aber nichts zu einander sagen, als Gott erhalte Dich, und Gott geleite Dich — das Uebrige, was wir auf dem Herzen hatten, blieb auch darin. Ich sah mich noch so lange um, als die Straße dauerte, und ging dann mit schwerem Herzen zum Thore hinaus. Im Freien aber wurde mir wieder leicht, und da Mariannens Bild immer mit mir ging, so ergötzte ich mich an den Luftschlössern, die ich recht nach Herzenslust für mich und

meine Marianne baute. Ich schritt dabei immer rasch zu, so daß, wer mich gehen sah, glauben mußte, ich jagte irgend einem nach; und so kam ich denn bald genug in das gelobte Land, wo ich Ströme von Milch und Honig zu finden hoffte. Diese fand ich nun zwar nicht, aber doch Arbeit die Fülle, und das war mir fürs Erste genug. Das Leben war ziemlich wohlfeil, und da ich sparsam wirthschaftete, so konnte ich bald Etwas zurücklegen, womit ich mir ein Patent lösen wollte. Darauf allein waren meine Gedanken gerichtet. Von dem, was sie ihre Freiheit und Gleichheit nannten, ihren rothen Mützen, ihrem ça ira, und was weiter damals unter ihnen Mode war, verstand ich wenig, oder machte mir doch nicht viel daraus; ob ich schon auch, guten Anstands halber, an den republicanischen Festtagen die Carmagnole mit tanzte, und ein Glas Wein auf das Wohl der Republik leerte. Freude war indeß bei dem republicanischen Lerm und Treiben nicht gar zu viel; weshalb ich denn auch lieber, wenn es gehn wollte, zu Hause blieb, an Mariannen dachte, und mich mit Planen von Einrichtung meines künftigen Haushalts beschäftigte.

So war ohngefähr ein Jahr und etwas darüber vergangen; ich hatte mein Geld zusammen, und berechnete schon die Zeit, wo ich wieder in meiner Heimath seyn, und alle meine Wünsche erfüllt sehen könnte. Meine Freude war unaussprechlich. Aber ach, als ich schon den Tag meiner Abreise bestimmt hatte, brach der Krieg aus. Ganz Frankreich schien

sich in ein Lager, jede Werkstatt in eine Waffenschmiede umzuwandeln, und weit entfernt, daß ich an die Rückkehr nach Hause hätte denken können, wurde ich vielmehr zum Kriegsdienste gezwungen und mit dem Heere an die Gränze geschickt. Meine Verzweiflung will ich nicht schildern. Es war aber nichts zu thun, als mich wohlgemuth zu stellen; denn an das Fortlaufen, wozu ich die größte Lust hatte, war nicht zu denken. Die französische Sache ging indeß gut vorwärts; nur nicht für mich; denn bei einer geringen Affäre, bei welcher fast niemand von unsern Leuten blieb, bekam ich einen Schuß in den Unterleib, der mir das Gehn noch jetzt erschwert, und zu gleicher Zeit zerschmetterte mir eine Kartätschenkugel den rechten Arm. Ich kam in das Lazareth, und wurde nach einem Jahre daraus entlassen, aber so wie Sie sehn. Da ich nun auf nichts mehr hoffen konnte, auch die Sachen in Frankreich sich immer mehr verwirrten und verschlimmerten, kam ich nach mancherlei Zufällen, mit denen ich Sie nicht ermüden will, ohne es recht zu wissen und zu wollen, hier an. Der Ort gefiel mir, und da ich mich mit meinem Handwerke nicht mehr nähren konnte, beschloß ich meinen Unterhalt auf eine andre Weise zu suchen. Mein Christenthum hatte ich immer rechtschaffen getrieben; des Rechnens war ich auch kundig; und da man aus der Noth eine Tugend machen muß, hatte ich auch gelernt mit der linken Hand zu schreiben. Ich errichtete also eine Winkelschule, und erwarb mir, wenn ich den ganzen Tag Unterricht

gab, nothdürftig so viel, als ich zu Nahrung und Kleidung brauchte. Von Mariannen hatte ich seit einigen Jahren nichts mehr gehört. Ich dachte ohn' Unterlaß an sie, und dieser Gedanke betrübte mich; aber was ich auch immer thun mochte, mich seiner zu entschlagen, es war Alles umsonst. Ich war in die Welt gegangen, um ihr ein Glück zu bereiten, und es mit ihr zu theilen; statt dessen hatte ich einen verstümmelten Körper, Armuth und Elend zurückgebracht. Die alte Liebe war noch wie sonst da; aber die alten Wünsche wurden durch meine elende Lage und die Schaam erstickt.

An einem Feiertage, der für mich meist ein Fasttag war — denn meine Schüler bezahlten mich Stundenweis — ging ich zur Abendzeit vor die Stadt, und da mich das Gehen schnell ermüdete, und ich gerade heftige Schmerzen an meinen alten Wunden fühlte, setzte ich mich in den Schatten der Bäume an dem Gerberbrunnen nieder, und dachte an den Abend, wo ich auch an einem Brunnen zum Erstenmale mit Mariannen von meiner Liebe gesprochen hatte. Diese Erinnerung machte mir das Herz weich, und da ich zugleich an alles das Unglück denken mußte, das mich seitdem betroffen hatte, an die Vereitelung aller meiner Hoffnungen, und daß es jetzt so gar nichts mit mir sey, und ich dabei in den tiefen dunkeln Brunnen sah, wandelte mich eine Versuchung an, mich hinabzustürzen, und so mit Einemmale dem elenden Leben ein Ende zu machen. Mit halbem Leibe stand ich über die Lehne gebeugt, und ich

glaube, ich hätte der Versuchung nicht widerstanden, hätte mich nicht mit Einemmal aus der Tiefe des Wassers eine weibliche Gestalt angeschaut, die sich meinem abgezehrten bleichen Gesichte gegenüber erhob. Ich sah in die Höh, und an der andern Seite des Brunnens stand, eben im Begriff den Eimer herabzulassen, ein Mädchen, das ich auf den ersten Blick für Mariannen erkannte. Bei meiner raschen Bewegung erhob sie ihre Augen auf mich, wendete sich aber, ohne mich erkannt zu haben, sogleich wieder zu ihrem Geschäfte, so daß ich unentschlossen war, ob ich sie anreden sollte. Auch war ich so bestürzt und verwirrt über diese unverhoffte Erscheinung, gerade in diesem Augenblicke und bei solchen Vorsätzen, daß ich lange keine Worte finden konnte. Endlich, da sie den schweren Eimer mühsam heraufwand, wurden meine innersten Gedanken laut, und ich sagte, ohne recht zu wissen, daß ich sprach: Ehedem, Kind, konnt' ich Dir bei solcher Arbeit helfen, aber jetzt! — und dabei hob ich den Stummel meines rechten Arms in die Höh', indem ich zugleich die Linke nach ihr ausstreckte: Du mußt diese schon für beide nehmen, sagte ich; auch kömmt sie vom Herzen. — Bei diesen Worten faßte mich das Mädchen mit scharfen Blicken, der Eimer entglitt ihrer Hand, und stürzte mit seiner Last in die Tiefe hinab; sie aber ergriff die dargebotene Hand mit ihren beiden, und sagte: Ist das möglich, Thomas? — Und dann sah sie mich wieder an, und die Thränen stürzten aus ihren Augen, und sie verhüllte sich das

Gesicht. — Das ist das Glück, das ich Dir versprach, sagte ich, und Alles, was ich mitgebracht habe. Mich selbst nur halb, und sonst Nichts. Aber wie steht es mit Dir, Kind?

Marianne erzählte mir nun mit eiligen Worten — denn langes Verweilen erlaubte ihr Dienst nicht — wie es auch ihr schlimm ergangen, zumal seitdem sie nichts mehr von mir gehört habe, denn vorher hätte sie Alles in froher Hoffnung ertragen; wie sie dann, um mannichfaltiger Kränkungen willen, den Entschluß habe fassen müssen, ihre Heimath zu verlassen und hierher zu ziehn. Jetzt stehe sie bei einem Lohgerber im Dienst, und hätte, obgleich der Arbeit viel sey, doch über nichts zu klagen, wenn nicht der Sohn vom Hause ein Aug auf sie geworfen hätte, und ihr unablässig mit Heirathsvorschlägen anläge. Sie hätte darauf natürlich nicht hören wollen, weil sie ja mit mir verlobt sey; da er aber doch nicht abgelassen, in der Meinung, ich käme doch nimmer zurück, hätte sie ihm endlich auch den Mangel ihrer Geburt gesagt. Er aber habe ihr geantwortet, man nehme das hier zu Lande nicht so genau, wie anderwärts, und er wolle schon machen, daß es nicht an den Tag käme. Hierauf habe sie den Eltern die Absichten ihres Sohnes entdeckt, ihre Abkunft aber aus Scheu verschwiegen; doch da die Eltern, aus Liebe zu dem einzigen Sohne, sich seinen Wünschen gar geneigt bewiesen, und auch in sie gedrungen hätten, hätte sie ihnen auch ihr Geheimniß gesagt. Anfänglich hätte dieses Geständniß gro=

ßen Eindruck auf sie gemacht, und es sey eine geraume Zeit nicht mehr die Rede von der Sache gewesen; da aber der Sohn ganz tiefsinnig geworden, hätten die Eltern sich auch wie er über jene Bedenklichkeiten hinweggesetzt, und lägen ihr nun seit gestern noch heftiger an. Und doch kann ich ja nicht, setzte sie hinzu, und jetzt noch weniger als je.

Wir mußten uns nach diesen flüchtigen Mittheilungen trennen, nachdem wir ein zweites Zusammenkommen verabredet hatten. Wie ich aber an jenem Abend nach Hause gekommen, weiß ich nicht. Alle meine Gedanken waren in Aufruhr, und einer stritt gegen den andern. Ueber Alles aber leuchtete die Treue des Mädchens und mein eigner armseliger Zustand heraus; so daß, wenn eine frohe Hoffnung in mir aufkeimen wollte, ein einziger Blick auf mich selbst mich wieder in die tiefste Schwermuth zurückwarf. Eine Woche lang hatte ich mich mit diesen Gedanken umhergetragen, als wir uns wieder zusammenfanden, und Marianne mir erzählte, sie habe einen neuen Sturm auszuhalten gehabt, und nun mit Einemmale der Sache durch die Erklärung ein Ende gemacht, daß ihr Verlobter zurückgekehrt sey. Hierauf hätten sie ihr den Dienst aufgesagt, und so freundlich diese Leute sonst gegen sie gewesen, so hart wären sie jetzt in ihrem Unwillen gegen sie. In einigen Wochen müßte sie abziehn.

Bei dieser Nachricht, fuhr der Invalid fort, stand ich so bestürzt, wie ein kranker kraftloser Bettler, dem das Glück einen großen Schatz zuwirft, und da

er ihn weder fortschaffen, noch irgendwo bergen kann, ihn auf der Landstraße zurücklassen muß. So unaussprechlich ich Mariannen liebte, oder eben, weil ich sie so heftig liebte, konnte ich den Gedanken nicht ertragen, sie zur Theilnehmerin meines Elendes zu machen; und ich glaubte mich vor Gott verpflichtet, um ihres Unglücks willen den großen Schmerz, sie an einen andern zu verlieren, ertragen zu müssen. Auch hatte ich in Erfahrung gebracht, daß der Gesell, welcher sich um sie bewarb, ein wackrer Mensch war von guten Gesinnungen und sehr leidlichem Wesen, und noch überdieß mit der Aussicht auf ein anständiges Vermögen, so daß eine Verbindung mit ihm von vielen gewünscht, für ein so armes Mädchen aber, wie Marianne war, ein seltnes Glück zu seyn schien. Ich sagte ihr das Alles mit redlichem Gemüthe, und indem ich ihr die Vortheile schilderte, die sie um meinetwillen ausschlüge, stellte ich diesen mein ganzes Elend gegenüber, von dem ich selbst der wesentlichste Theil war. Nachdem ich nun Alles erschöpft hatte, um ihren Sinn umzulenken, sagte sie: Ich erkenne auch in dem, was Du sagst, Dein rechtschaffenes Gemüth, und liebe Dich darum nur noch mehr; und eben weil Du jetzt Hülfe bedarfst, weich' ich nicht von Dir. Wolltest Du auch Dein Versprechen zurücknehmen und eidbrüchig werden, so bleib ich doch bei dem meinigen fest.

Da ich sie nun so festen Sinnes sah, drang ich mit Vorstellungen nicht weiter in sie, sondern sagte: Morgen Abend wollen wir weiter einen Rath fassen.

Und so trennte ich mich von ihr, und ging wieder nach Hause, bekümmerter als je. Hatte ich Mariannen je geliebt, so war es jetzt, wo sie eine so schwere Prüfung bestand; aber ich konnte den Gedanken nicht ertragen, diese große Treue zu ihrem Verderben, wie es mir schien, zu mißbrauchen, und sie der größten Vortheile zu berauben, um sie in meine Armseligkeit hineinzuziehn. Nachdem ich mich also die ganze Nacht mit mir berathen und schmerzlich gekämpft hatte, faßte ich einen herzhaften Entschluß, verkaufte meine geringe Habe an einen Trödler, schrieb dann einen Brief an Mariannen, worin ich sie beschwor mich zu vergessen, und dem Winke der Vorsehung zu folgen, die ja ihr Glück augenscheinlich auf einem andern Wege begründen wollte. Zugleich nahm ich auf immer Abschied von ihr, und nachdem ich den Brief einem meiner Rechenschüler zur Bestellung gegeben hatte, ergriff ich meine Krücke und ging mit dem Vorsatze, in meine Vaterstadt zurückzukehren, zum Thore hinaus. Nicht leicht hatte wohl ein Mann diesen Weg mit betrübterem Herzen betreten, und Wenigen ist es wohl schwerer geworden, die Thränen zurückzuhalten, die ihn überwältigen wollten. Indeß mochte wohl diese große Traurigkeit und der heftige Kampf, den ich überstanden hatte, Schuld daran seyn, daß ich im ersten Nachtquartiere — es waren nur wenige Meilen Wegs und ich hatte mich anstrengen müssen, es zu erreichen — daß ich hier krank wurde, und am folgenden Morgen meinen Weg nicht fortsetzen konnte.

Ein heftiges Fieber brach aus; ich hoffte auf den Tod; auch gaben mich Alle verloren, die mich sahen. Dennoch siegte die Natur, und als ich wieder zum Bewußtseyn erwachte, saß der Engel der Treue und Liebe, meine himmlische Marianne, an meinem Lager, und trocknete den Schweiß von meiner Stirn. Ich meinte zuerst, es sey ein Traum oder ein Fieberwahn; und da ich sie mit starren und unglaubigen Augen ansah, sagte sie mit unendlicher Freundlichkeit: Wenn Du auch noch so weit von mir fliehst, ich finde Dich doch. — Hast Du nicht einen Brief von mir bekommen? fragte ich. — Wohl, antwortete sie; aber ich habe Deine Liebe daraus gelesen, und nichts anders; denn das Andre war aus Deinem Kopfe und nicht aus dem Herzen geschrieben. Darum hab' ich nicht Deinen Worten gefolgt, sondern meinem Sinn. — Und nun erzählte sie mir, wie sie unablässig geforscht habe, wo ich hingegangen, und endlich durch Zufall von meiner Krankheit hier gehört habe. Ihre Erscheinung hatte die Gewalt des Fiebers gebrochen. Ich kehrte zum Leben zurück, und da ich sah, daß ihre Treue jede Prüfung bestand, faßte ich, im Vertrauen auf Gott, einen ruhigen Entschluß, und nahm, als ich vom Krankenlager aufgestanden war, die, welche mir lieber als mein Leben war, zur Genossin meines Elends. —

Jetzt kehrten wir wieder hierher zurück. Ich setzte meine Schule mit gutem Erfolge fort; meine Frau half mir, wo sie konnte, und arbeitete mit unermüdlicher Emsigkeit Tag und Nacht. Wir lebten

wie die Engel im Himmel; Ein Herz, Eine Seele, Ein Sinn war in uns beiden, und da wir mit Wenigem zufrieden waren, hatten wir immer genug. Der Himmel schenkte uns ein Kind; und dieß war ein neuer Zuwachs zu unsrer Glückseligkeit. So hatten wir neun Jahre zusammen gelebt, ohne daß etwas unsre Zufriedenheit störte; als eine scheinbare Verbesserung unserer Lage uns in das grenzenlose Elend stürzte, aus dem Sie uns, durch Gottes wunderbare Fügung, wie durch ein Wunder gerettet haben.

Die Sache verhielt sich so. Ein großer Theil des Verdienstes meiner Frau bestand in Musselinstickerei für eine hiesige Fabrik, deren Inhaber ein Mann von Einfluß ist. Da sie ihre Arbeit wöchentlich dort ablieferte, kam sie dem Fabrikherrn zu Gesicht. Ihre Gestalt mochte ihm gefallen, und so suchte er sich durch freundliches Benehmen gegen sie, und durch die guten Preiße, die er ihrer Arbeit machte, bei ihr in Gunst zu setzen. Von seinen bösen Absichten ließ er nichts merken; vielmehr schien Alles, was er that, reines Wohlwollen zu seyn; so daß, als er mir durch meine Frau unter vortheilhaften Bedingungen die Stelle eines Hausmeisters in seiner Fabrik anbieten ließ, wir diesen Antrag mit Freuden annahmen. Im Anfange hatten wir auch alle Ursache, uns einer Veränderung zu erfreuen, die unsre Lage wesentlich verbessert hatte, und wir arbeiteten mit größrer Lust, weil es für einen so guten und wohlthätigen Herrn geschah. Aber leider

dauerte dieser glückliche Wahn nur kurze Zeit. Die geheimen Absichten unsers Herrn traten nur allzubald an das Licht, erst in scherzhaften Anspielungen, und dann in Anträgen, die zu deutlich waren, um einen Zweifel übrig zu lassen. Meine Frau verschwieg mir nichts. Sie war die Erste, die mir rieth, lieber meine Stelle mit allen ihrer Vortheilen aufzugeben, als in einem Verhältnisse auszudauern, das doch über lang oder kurz in offenbare Feindseligkeit ausarten müßte. Ihr Rath stimmte mit meinen Ansichten überein, und ich verschob seine Ausführung nur so lange, bis wir einen tauglichen Vorwand der Trennung gefunden hätten.

Während wir mit diesen Gedanken beschäftigt waren, und Plane für die Zukunft machten, verhängte die Vorsehung eine harte Prüfung über uns. Zu dem Haushalte unsers Herrn gehörte eine Person, mit der er eine Reihe von Jahren hindurch in unziemlichen Verhältnissen gelebt, und die jetzt ihre Reize, aber noch nicht ihre Ansprüche verloren hatte. Meine Anstellung in dem Hause war nicht nach ihrem Sinne; als sie aber anfing, die Neigung ihres Herrn zu meiner Frau zu bemerken, kannte sie ihrer Eifersucht kein Maaß, und beschloß unsern Untergang. Der Verstellung gewohnt, bedeckte sie ihre Gesinnungen mit Freundlichkeit, süßen Worten, und so übertriebnen Freundschaftsversicherungen, daß sie bei minder arglosen Menschen Verdacht hätten erregen müssen. Immer machte sie sich bald dieses bald jenes bei uns zu schaffen, lud meine Frau zu sich

ein, machte ihr kleine Geschenke, und zeigte ihr bei jeder Gelegenheit die Kostbarkeiten ihres Herrn, die sie unter Beschluß hatte. In welcher Absicht dieß geschah, ahndeten wir nicht; und so fiel es uns auch nicht ein, irgend eine Vorsicht dabei anzuwenden. Nun war ich am Sanct Johannis Tage mit meiner Frau und dem Kinde vor das Thor gegangen; und wir hatten, wie immer in dieser Zeit geschah, über unsre Lage gesprochen, und den Entschluß gefaßt, unser Vorhaben nicht länger aufzuschieben, sondern noch in derselben Woche unsern Abschied zu fordern. Wie groß aber war unsre Bestürzung, als wir bei der Rückkehr nach Hause unsre Wohnung geöffnet, und eine Amtsperson darinne fanden, die uns Verhaftung ankündigte. Auf mein Befragen nach der Ursache hieß es, der Herr hätte, seitdem wir im Hause wären, bald Dieses bald Jenes vermißt; erst Kleinigkeiten, dann bedeutendere Dinge, endlich eine kostbare Nadel und einen Ring. Der Verdacht habe auf Niemanden fallen können, als auf uns; und habe sich nun auch, da man zu einer Nachsuchung geschritten, so vollkommen bestätigt, daß alle vermißten Gegenstände in den Winkeln unsrer Wohnung versteckt gefunden worden wären. Es half nicht, daß wir unsre Unschuld betheuerten; auch nicht, daß ich mich gegen ein Verfahren erklärte, welches aller Ordnung zuwider lief. Der Beamte zuckte die Achseln, berief sich auf höhern Befehl, und ließ uns einsperren. Unglücklicher Weise für uns waren gerade in dieser Zeit mehrere bedeutende Diebstähle in

der Stadt verübt worden, deren Urhebern bisher ohne allen Erfolg nachgespürt worden war; und da man jetzt einen Faden zu haben glaubte, welcher wohl zu weitern Entdeckungen führen könnte, wurde die Untersuchung mit großer Strenge vorgenommen. Zwar erklärte unser ehemaliger Herr bei den Gerichten, er sey mit der Wiedererlangung seines Eigenthums zufrieden, und verlange nicht die Sache auf das Aeußerste getrieben zu sehn. Aber diese Erklärung hatte keinen Erfolg. Man wollte unser Eingeständniß, um uns strafen zu können; und so vergingen acht peinliche Monate, in denen wir mit fruchtlosen Verhören gequält, und bald mit Drohungen geschreckt, bald mit Versprechungen gelockt wurden. Da gelang es mir endlich den Richter von meiner Unschuld zu überzeugen, und ihm den innern Zusammenhang der Sache eben so klar zu machen, wie er mir vom Anfange an gewesen war; und schon war man im Begriff, die Anstifterin unsers Unglücks gefangen zu setzen, als diese plötzlich starb. Unsre Sache endigte nun schnell; wir waren frei, aber brodlos; und was uns mehr als der Mangel drückte, war der unbestimmte Verdacht, der bei den meisten Menschen gegen Beschuldigte zurückbleibt, auch wenn ihre Unschuld erkannt worden ist. Die Folgen hievon zeigten sich bald. Alle frühern Quellen unsers spärlichen Unterhaltes waren versiegt; wir hatten keine Arbeit, weil uns das Vertrauen der Menschen fehlte, und die Ahndung dieser Ursache machte uns menschenscheu. So sahen wir uns bald

genöthigt, um dieses armselige Leben zu erhalten, zuerst unsre entbehrliche Habe zu veräußern, bis es allmählig auch an das Unentbehrlichste kam. Der Gram warf mich auf das Krankenlager; auch meine Frau fing an zu siechen; nur die Sorge um mich hielt sie aufrecht, und ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß Gott den Unschuldigen doch nicht ganz verlassen werde. Was sie in dieser Zeit für mich gethan, das kann nur ein Engel thun; es ihr zu vergelten, geht weit über meine Gedanken hinaus. So kläglich unser Zustand war — Sie haben selbst unser Elend gesehn, — so ging doch keine Klage über ihre Lippen; vielmehr tröstete sie mich, sprach mir Muth ein, und verwieß mich auf Gott. Endlich, da uns gar nichts mehr übrig war, und sie selbst die Kraft sich aufrecht zu halten, verloren hatte, ergab sie sich in den Tod, ermahnte auch mich zur Ergebung, und lag betend und weinend still vor sich hin. So wären wir auch wohl dahin gestorben, wenn nicht der Jammer unsers Kindes gewesen wäre. Dieser brach das mütterliche Herz. Sie schickte sie aus auf die Straße, um das Mitleiden der Vorübergehenden anzuflehn. Ach, sie hatte nicht betteln gelernt, und wäre ohne Hülfe zurückgekehrt, um mit uns zu verschmachten, wenn sich der Himmel unser nicht eben in dem schrecklichsten Augenblicke erbarmt hätte. — —

Dieses ist die Geschichte des wackern Thomas und seiner trefflichen Frau. Wie rauh sind doch oft die Wege des Himmels; aber wie tröstlich ist auch

die Erscheinung einer treuen, tiefen und reinen Liebe mitten in dem Jammer so unaussprechlichen Elends! Wo bewährt sich die unvergängliche Kraft der Liebe, als im Leiden? und ist nicht eben eine solche Bewährung auch schmerzlicher Leiden werth? Was ist alle irdische Lust, was sind alle Erinnerungen an üppige Feste voll Rausch und Sinnenlust gegen das Wort, das den Grabstein eines treuen Paares schmückt: Wir haben unaussprechlich gelitten und uns unaussprechlich geliebt; aber die Liebe hat die Leiden besiegt.

* * *

Auf der rechten Seite des Bartholomäussees, unfern der Eiskapelle, zieht sich ein Weg tief in das Gebirg hinein. Auf der einen Seite steigen die Felsen, behauenen Wänden gleich, nackt und schroff zum Himmel empor; auf der andern lagern sich abgerissene Wacken, wie Stufen für ein Titanenvolk, über einander, zwischen denen magres Nadelholz wurzelt. Auch über diesen starren kahle Spitzen in das Gewölk, die Wohnung der Adler und Lämmergeier, die oft mit ihrem Raube in den Klauen über den See schweben, und kreischend den harrenden Jungen im Nest ihre ersehnte Ankunft verkündigen. Ein schmaler Fußsteig führt an der Waldseite dieser Schlucht immer tiefer in den Schooß des Gebirgs, über den hier und da dünne Wasserfäden im Bogen springen, und den Wandrer mit zartem Wasserstaube netzen, bis er zu einer Stelle gelangt, wo sich ungeheure Marmorwürfel über seinem Haupte wölben,

und ein Thor bilden, in welchem sich Felsen an Felsen wie die Wände einer Bühne reihen. Von allen Seiten hängt hier üppiges Genist herab; Ranken von Epheu, auf und ab wie Kränze sich schlingend, flattern umher, und umziehn das hohe Gewölbe, das an einigen Stellen den Weg finster überbaut, an andern wieder sich in breiten Spalten dem gaukelnden, zitternden Himmelslicht öffnet; ein wunderbarer Tempel der Natur, in welchem die tiefe Stille nur durch einzelne Tropfen gestört wird, die in langen Pausen von der Höhe herabfallen, oder durch das Aufflattern eines Schneehuhns von seinem Neste in dem Felsenspalt. Am Ende des unermeßlichen Doms senkt sich der Fußsteig wieder herab einer steilen Felsenwand zu, die den Ausgang zu schließen *scheint*. Das Gewölbe öffnet sich über dem Haupte des Wanderers, und indem er heraustritt und sich von der Felsenwand nach der Linken wendet, wird er durch den Anblick eines offnen Thals überrascht. Ein grüner Teppich bunter Wiesen, wie in einen weiten Schooß des Gebirgs eingesenkt, breitet sich vor ihm aus, von zitternden, hüpfenden Silberfäden eines Baches gestickt, der sich nach allen Seiten zieht, und nachdem er die duftende Menthe und die bunten Wasserlilien an seinem Rande getränkt hat, sich zur Rechten über eine Reihe schwarzer Marmorstufen breitet, und unter üppigem Dorngebüsch schäumend und brausend verliert. Am Rande der weiten Wiese schwillt der Boden zur Linken und Rechten zu sanften Hügeln auf, die sich von Büschen gekrönt über-

einander bauen, und an die Felsen lehnen, die nackt und bunt hinter ihnen aufsteigen; und zwischen diesen Hügeln schlingen sich neue Thäler hin, einer Reihe von Gemächern gleich, die von den mächtigen Bollwerken der Natur geschützt, ein anmuthiges Bild der Sicherheit, des Friedens und der Ruhe geben.

In der Tiefe eines dieser Seitenthäler lachte mich ein rothes Dach aus einem grünen Strauße von Castanien und Nußbäumen an, die es mit einem zweiten Dache ihrer Zweige überbaut hatten. Lange offne Gänge liefen an dem Hause weg, auf denen große Büschel von Kräutern an Fäden trockneten; eine Tenne öffnete sich in der Mitte, und zu beiden Seiten luden helle Fensterscheiben das Tageslicht freundlich ein. Vor dem Hause aber lag ein reinlicher Hof, von buntem Staketenwerk eingefaßt. Ermüdet wie ich war und der Erquickung bedürftig, näherte ich mich dem kleinen Feenschloß, vor dem einige rothbäckige, schwarzäugige Kinder sich mit zwei jungen Geisen neckten und stießen. Vor der Thür des Hauses, unter einer Laube von Geisblatt, saß ein schlankes, blühendes Weib am Rocken, mit einem kleinen schlummernden Kinde neben sich in einem Korbe, den sie von Zeit zu Zeit mit dem Fuße bewegte. Ich näherte mich ihr, und fragte an, ob ich hier ausruhen dürfte. Ei warum denn nicht? antwortete sie mir mit dem gutmüthigsten Tone, machte mir dann neben sich Platz, und nachdem sie die Wiege ihres Säuglings noch einmal angestoßen hatte, ging sie mir Brod und Milch vorzusetzen. Langt in Got-

tes Namen zu, sagte sie, und laßt es Euch schmecken. Ich habe jetzt im Hause zu schaffen; aber mein Mann wird gleich kommen und Euch Gesellschaft leisten. Mit diesen Worten nahm sie die Wiege unter den Arm, und verschwand in das Haus, aus Scheu, wie ich glaube, mit einem fremden Manne allein zu seyn. Die Kinder spielten unbekümmert fort, bis die jungen Geisen, durch den Geruch des Brodes gelockt, sich mir näherten, und an meiner Mahlzeit Antheil nahmen. Da kamen denn die Kinder auch hinterdrein, und sahen mich mit ihren großen heitern Augen an, und antworteten auf jede meiner Fragen so unbefangen, als ob sie mich schon von lange her kennten.

Ich hatte eben meine wohlschmeckende Mahlzeit geendigt, als ein großer stattlicher Mann in den Hof trat, mit kurzer Jacke und grünem Hute, nach der Weise des Landes. Seine Farbe war braun, wie die eines kerngesunden Mannes, sein Haar schwarz und kraus. Eine Büchse hing ihm über den breiten Schultern, und auf beiden Seiten war Geflügel und kleines Wild an eine Schnur gebunden, das er auf der Jagd erlegt hatte. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren folgte ihm, ebenfalls mit einem Gewehr und einiger Beute beladen. Sobald er in den Hofraum trat, verließen die Kinder ihr Spiel, liefen auf ihn zu, und hingen sich an ihn; er aber nahm eines nach dem andern in die Höh, herzte es, und nachdem er einige Fragen gethan, setzte er es wieder auf den Boden ab. Dann begrüßte er mich mit einem einfachen

„Willkommen" und „Woher des Landes?" aber so freundlich und wohlmeinend, wie man nur einem Bekannten thun könnte. Nun ging er in das Haus, mit den Kindern an beiden Händen, und kehrte nach kurzer Frist, seiner Bürde entladen, zu mir zurück. Nach wenigem Hin- und Herreden lud er mich ein, ihm zu folgen, und da es nun doch zu spät sey, nach Berchtesgaden zurück zu kehren, die Nacht mit seinem Obdach und seiner Bewirthung vorlieb zu nehmen.

Wenn mich auch der sinkende Abend nicht bewogen hätte, diese Einladung anzunehmen, so hätte es das gefällige Wesen des Mannes gethan. Es hat mich nicht gereut. Ich brachte einen frohen Abend und einen Theil des folgenden Tages bei diesen heitern und verständigen Menschen zu, die in ihrem stillen und herzlichen Verkehr unter einander das Bild eines patriarchalischen Hauswesens gaben; und als ich mich von ihnen trennte, hatte mein Wirth die Gefälligkeit, mich auf einen andern Weg zu geleiten, der minder beschwerlich, einen angenehmen Wechsel von Bergen, Thälern und Wasserfällen bot. Seine Gespräche verkürzten mir die Zeit. Von einem unbesieglichen Verlangen die Welt zu sehn — einem Verlangen, das, wie er sagte, in seiner Familie einheimisch war — war er kaum aus den Kinderjahren getreten, als er mit einem kleinen Kram Berchtesgadner Waaren auf dem Rücken in die Fremde zog. Er durchwanderte Städte und Länder, beachtete die Sitten der Menschen und ihre Lebensart, weniger aufmerksam auf Gewinn, als auf Erfahrung

und Kenntnisse. Da er aber mit offnen Augen reiste, und mäßig und nüchtern war, so konnt' er auch auf seinen Vortheil merken; und sein Handel ging im ersten Jahr so gut von Statten, daß er seinen Kram auf ein Maulthier, und etwas weiter hin auf einen Karren laden konnte. So kam er bis an das Ufer des Meeres; und da er eines Abends, nach vollbrachtem Geschäfte, die Sonne in den Wellen untertauchen sah, und der lange goldne Streif über die unermeßliche Ebene bis zu seinen Füßen schoß, und die kleinen leisen Wellen so süß flüsternd den Sand bespülten, und immer wieder zurückglitten und wiederkamen, da war es ihm, als ob ihn Etwas von Jenseits riefe, und er konnte der Sehnsucht nicht widerstehn, zu sehen, wie es dort drüben in der Ferne wäre. So fuhr er denn mit der Sonne über das Meer, hatte mit vielen Menschen Verkehr, und erfuhr immer von neuem, wie er sagte, daß Ehrlichkeit weiter hilft als Glück. Mehr als einmal, fuhr er in seiner Erzählung fort, war ich versucht, mich in fernen Gegenden unter vortheilhaften Verhältnissen niederzulassen; aber so lockend auch oft die Aussichten waren, und so geneigt ich den Anerbietungen seyn mochte, die mir gemacht wurden, so traten mir dann doch immer die Berge meiner Heimath vor die Seele, und der Hof, wo ich als Knabe gespielt, der Bach, in welchem ich gefischt, und der stille Heerd, wo ich so oft bei der Lampe auf die Geschichten meines Vaters und Großvaters gehorcht hatte, die eben so wie ich in der Fremde umhergezogen, und doch

zuletzt wieder in den Hafen der einsamen Heimath zurückgekehrt waren. Und so groß meine Begierde war, immer etwas Neues zu sehn, so lag doch immer unser einsames Thal als das Ziel aller meiner Wanderungen im Hintergrund, und an jede Freude, die ich über die Herrlichkeit prächtiger Städte und schöner Länder hatte, hing sich immer das Bild der Heimath an, und meine Liebe zu ihr. Darum hab' ich auch nie meine Landtracht abgelegt, noch mich sonst der väterlichen Sitten begeben, und wenn sie gleich den Menschen zuerst sonderbar vorkamen, so hab' ich doch oft wahrnehmen können, daß sie mich eben wegen meiner Treue gegen die Heimath lieber hatten. Denn es gibt wenige Menschen, die, was das Vaterland betrifft, nicht im Herzen gesinnt wären, wie wir, wenn sie es sich auch nicht immer so merken lassen. So war ich nun bis in das sechste Jahr umhergezogen, hatte Glück und Unglück gehabt — doch des Glückes immer mehr — als ich nach London kam, eben als die dem Prinzen von England verschriebene Braut anlangte. Ich verkaufte wenig von meinen Waaren, sah aber viel, und hörte noch mehr, so daß mir am Abend immer der Kopf um und um ging von allem dem unbändigen Getös und dem wilden Jubel, der mir, wenn ich die Braut gewesen wäre, sicher mehr Angst als Freude gemacht hätte. Wie ich aber von der Trauung in meine Herberge zurückkam — denn ich hatte keine Ruh, wenn ich nicht Alles sah — da zog mir die ganze Nacht die Braut mit ihrem funkelnden Juwe-

lenschmuck, und alle die Prinzen und andern großen Herrn mit den breiten Bändern und blitzenden Sternen ohn' Unterlaß durch den Kopf, und ich mußte an die Hochzeiten denken, wie sie bei uns gehalten werden, und sagte zu mir: Auf meiner Hochzeit geht es schon so prächtig nicht her, ob es schon auch nicht an Bändern und Flinkern fehlen soll, aber weit schöner und lustiger. Und über den Gedanken konnt' ich die ganze Nacht nicht schlafen, so groß wurde mein Verlangen, wieder zu Hause zu seyn, eine Frau zu nehmen, der Jagd obzuliegen und der Heerde zu warten. Ich blieb noch einige Tage in London; aber die ungeheure Stadt kam mir unbeschreiblich langweilig vor; denn ich hatte nichts im Sinn, als die Braut, die ich mir aussuchen, und die Berge, die ich künftig wieder mit meiner Büchse durchwandern würde. Sobald ich also eine Gelegenheit fand, schiffte ich mich ein, und eilte, ohne mich aufzuhalten, durch die Niederlande der geliebten Heimath zu. Ich will niemanden sagen, wie mir zu Muthe war, als ich bei München vom Gasteig herab unsere Alpen zum erstenmale wieder sah, und das ganze lange schroffe Gebirg mit seinen Zacken und Hörnern, wie eine blaue Krone der Erde, vor mir am Horizonte aufstieg. Ich mußte niederknieen und die Arme nach dem Lande ausstrecken, das mich ausgesendet hatte, und nun wieder zu sich einlud; nicht anders als ob hinter mir alles versunken, und nur dieser einzige Ausschnitt der Erde übrig geblieben wäre; und die Sonne war am andern Morgen noch

nicht aufgegangen, als ich schon auf dem Wege nach Wasserburg war. Nach einigen Tagen, in denen ich mir kein Ausruhen gönnte, kam ich glücklich in die Heimath zurück; nicht viel reicher, als ich ausgegangen war, aber etwas klüger, und von meiner unendlichen Wander- und Schaulust geheilt. Ich fand Vater und Mutter noch am Leben; auch den hochbejahrten Großvater, dem ich aber wenige Wochen nach meiner Rückkehr die müden Augen zudrückte. Meine Heirathsgedanken hatten mich nicht verlassen; vielmehr wurden sie in dem väterlichen Hause durch die lebhafte Erinnerung an die Kinderjahre, und den Anblick der elterlichen Liebe recht lebendig aufgefrischt.

Noch als Knabe und nicht lange vor dem Antritte meiner Wanderung, hatte ich einst im Pusterthale, als ich sehr durstig an das Wirthshaus kam, von der Tochter des Wirths ein Glas Wein bekommen. Ich war damals etwa funfzehn Jahre alt, das Mädchen kaum eilf; aber sie war schlank und über ihre Jahre groß, und es kam mir vor, als hätt' ich nie ein anmuthigeres Gesicht, schönere Augen und einen feinern Wuchs gesehn. Ich sprach damals nicht weiter mit dem Kinde, sondern ging, nachdem ich meinen Wein getrunken und bezahlt hatte, meines Wegs. Kurz darauf trat ich meine Wanderung an. Da waren nun Jahre hingegangen, ohne daß ich wieder an das liebliche Kind gedacht hatte; aber als mir in London die Heirathsgedanken aufstiegen, war ich auch mit Einemmale wieder

im Pusterthale vor dem Wirthshause, und Nanny reichte mir wieder das Glas, und es war mir, als ob ich auf allen meinen Reisen nichts Schöneres gesehn, und auf der Welt niemand anders lieben könnte. Von diesem Augenblicke an und auf meiner ganzen Rückreise hatte ich nichts in Gedanken als meine Tyroler Braut; und es kam mir nicht in den Sinn, daß sie in der langen Zeit einen Andern geheirathet haben, oder wohl gar gestorben seyn könnte. Ich war meiner Sache gewiß, und die Zweifel überließen mich erst, als ich wieder zu Hause saß, und mir meine künftige Wirthschaft recht ausmahlen wollte. Sobald also der Großvater zur Ruhe gebracht war, hatte ich selbst keine Ruhe mehr, sondern trat an einem hellen Morgen meine Wanderung nach dem Pusterthale an. Ich ging und ging fast ohne zu rasten; aber so wie ich mich meinem Ziele näherte, wurden mir die Füße schwerer; als ich gar gegen Abend von fern die Nußbäume erblickte, die das Wirthshaus beschatteten, und den Rauch über dem Dache aufsteigen sah, da klopfte mir das Herz so gewaltig, daß ich keinen Schritt weiter thun konnte, sondern mich auf einen Stein setzen mußte. Das Haus, das von der Sonne beschienen wurde, behielt ich mit seinen schimmernden Fenstern und seinen röthlichen Rauchsäulen immer im Gesicht, und es ging in meinem Kopf und Herzen so wunderbar durch einander, daß ich es niemanden zu beschreiben wüßte. Es half nichts, daß ich mich wegen meiner Feigheit schalt, und mir Muth zu machen suchte;

denn da die Sonne plötzlich hinter den Berg trat, und ein tiefer Schatten das Haus überdeckte, war es mir mit Einemmale, als ob alle meine Hoffnungen vereitelt wären, und ich gerieth in eine solche Verwirrung, daß ich meinen Kopf auf beide Hände stützen und bitterlich weinen mußte. Indem ich nun so da saß in meiner Armseligkeit, und nicht wußte, ob ich vorwärts oder zurückgehen sollte, hörte ich hinter mir das Klimpern einer Guitarre, und ein mir wohlbekanntes Italienisches Liebesliedchen, und in Kurzem waren die Sänger selbst hinter mir und grüßten mich. Da schämte ich mich denn vor den fremden Männern meiner Schwachheit, nahm mich zusammen, so gut ich konnte, und fragte: Wohin des Wegs, ihr muntern Herrn? — Nicht weit hin, antwortete der Citharschläger, und zeigte mit der Guitarre nach dem Wirthshause. — Da können wir ja Gesellschaft machen, sagte ich froh und bang zugleich; denn ich hoffte etwas von dem zu hören, was mir am Herzen lag. Die Sänger hatten jetzt ihre Musik eingestellt, und ich frug von weitem her, wie es denn in dem Hause bestellt sey, ob die Leute freundlich und ihre Wirthschaft gut sey. — „Das Haus, sagte der Jüngere meiner Begleiter, ein schwarzäugiger munterer Gesell, ist leicht das beste im ganzen Tyrolerland, und die Wirthschaft reinlich und nett, obschon der Wirth seit ein Paar Jahren schon gestorben ist. Aber die Wittwe mit ihrer Tochter hält die ganze Wirthschaft zusammen.“ — Das Herz schlug mir; die Hoffnung regte sich wieder.

Der Sänger fuhr fort: „Aber die Alte — das ist ein Satan! Seit ich hier im Lande herumziehe und Prospecte mahle, komme ich wenigstens alle vierzehn Tage einmal hierher; und jedesmal denk' ich, daß es mir nun mit dem Mädel glücken soll. Aber das hat gute Wege. Kaum daß man sie zu sehen bekömmt, und will man eben anfangen ein vernünftiges oder unvernünftiges Wort mit ihr zu sprechen, gleich ist die Alte mit ihren Falkenaugen bei der Hand, und schickt sie auf den Boden und in den Keller. — Hat sie denn eine hübsche Tochter? fragt' ich ganz schüchtern. — Ei so fragt, antwortete der Mahler. Wo kommt Ihr denn her in aller Welt, daß Ihr noch nichts von dem Nannerl gehört habt, die mir und noch vernünftigern Leuten als mir den Kopf verrückt? — Ich bin lange vom Hause weg in der Fremde gewesen, antwortete ich, und weiß von nichts. Sagt mir doch etwas von dem Wunder, wenn es Euch beliebt. — Ihr werdet's gleich sehn, sagte der Aeltere meiner Begleiter. Zwar bin ich nicht in das Mädchen vernarrt, wie dieser arme Bursche hier; aber, wenn ich nicht mein Theil hätte, ich glaube, es ginge mir auch wie ihm. Ihr mögt noch so viel in der Welt herumgewesen seyn, aber dergleichen Schönheit habt Ihr schwerlich schon gesehn. — Und nun schilderte mir der beredte Gesell das siebzehnjährige Kind, wie schön und anmuthig es sey, und wie sittsam und verständig zugleich. Ich verlor kein Wort. Das ist sie, dacht' ich, nur größer, schöner, blühender — und meine Gedanken trieben mich jetzt so

rasch vorwärts, daß mein Begleiter sagte: Seht doch, kaum habt Ihr von dem schönen Kinde gehört, so kömmt Euch auch schon die Ungeduld in die Füße. Aber zum Laufen hilft nicht schnell seyn. Noch hat von Allen, die ihr zu Gefallen gehn, reiten und fahren, kein Einziger sich eines Vortheils vor dem Andern zu rühmen gehabt. —

Dieser letzte Zusatz ergänzte, was mir noch zu der Erzählung meines Begleiters gefehlt hatte. Ich war wieder voll froher Hoffnung, und da der Mahler jetzt in der Nähe des Hauses seine Guitarre wieder in den Arm nahm, und ein neues Lied anstimmte, fiel ich wohlgemuth ein, und sang vorzüglich den rückkehrenden Vers, der einer langen Treue Belohnung verhieß, als eine Weissagung guten Erfolgs, mit ganz vorzüglicher Erbauung und lauter Stimme mit.

Das Lied war zu Ende, als wir eben bei dem Hause ankamen, und da stand auch schon die Wirthin in der Thür — eine stattliche Frau, die vormals schön mußte gewesen seyn. Sie grüßte die Sänger als alte Bekannte, und kaum waren die ersten Reden gewechselt, so war ein Gespräch im Gang, in welchem sich die Neckereien und Einfälle wie Schneeflocken jagten. Der Nanny wurde auch gedacht. — Ihr sperrt sie uns doch nicht wieder ein? sagte der Eine. Wenn sie schon ein Juweel ist, so sind wir doch keine Diebe. Ihr könnt sie immer herauskommen lassen. — Wenn Ihr auch eben keine Diebe seyd, antwortete die Wirthin, so seht Ihr doch aus

Euern schwarzen Augen nicht gar zu ehrlich aus; und ich habe immer gehört, daß Gelegenheit Diebe macht. Die Nanny ist gut da, wo sie ist, und Euch wird der Wein auch ohne sie gut schmecken. — Die Sänger schüttelten den Kopf, und nachdem sie sich im Hause vergebens umgesehn hatten, beliebte es ihnen, da der Abend warm und heiter war, vor dem Hause unter den Nußbäumen Tafel zu halten. Die Guitarre wurde auch wieder gestimmt, und manches beziehungsreiche Lied gesungen. Ich konnte jetzt nicht mitsingen. Die Unruhe war wieder zu groß in mir, und das lustige Geschwätz meiner Begleiter hatte mich wieder ganz traurig gemacht.

Der Gesang war im besten Gange, als ihn ein ängstliches Rufen nach Hülfe von oben her aus dem Hause unterbrach, und in demselben Augenblicke schlug eine Flamme aus dem Schornstein empor. Ich saß der Thür zunächst — und da ich keinen Augenblick zweifelte, daß die um Hülfe Rufende Nanny sey, stürzte ich in das Haus, fest entschlossen, sie, wenn es seyn müßte, auch aus einem glühenden Feuerofen zu retten. Die Flamme fuhr aus der offnen Thür der Rauchkammer oberhalb der Stiegen, und drohte die Treppe zu ergreifen, an welcher, der brennenden Kammer gegenüber, auf der Schwelle der Schlafkammer, ein Mädchen stand mit aufgehobenen Händen, von Schrecken wie erstarrt, und von der Flamme, die ihr entgegenschoß, wie ein Muttergottesbild von einer Glorie umringt. Ich war mit zwei Sprüngen hinauf, faßte sie um den

Leib, und riß sie durch das Feuer, das mir Haare und Jacke versengte, setzte sie vor dem Hause ab, und kehrte dann zurück, um nach der Alten zu sehn. Diese hatte sich aus der Küche durch die Hinterthür gerettet. Unterdessen war der Maler und sein Freund auch nicht müssig gewesen, und da es an Wasser nicht fehlte, gelang es unserm gemeinsamen Bemühen, die Flamme in kurzer Zeit zu überwältigen. Für mich war das ein glückliches Ereigniß. Nanny — denn wer hätte die Gerettete anders seyn können? — sah mich von diesem Augenblicke wie einen Freund an, dem sie die Rettung ihres Lebens verdanke, und da ich ihr am folgenden Tage erzählte, wie lange ich sie im Herzen getragen, und all mein Glück auf ihren Besitz gebaut hätte, gewann ich ihre Liebe ganz und gar. Nachdem wir nun unter uns des Handels eins waren, gab auch die Mutter ihren Segen dazu; und nach Verlauf von sechs Monaten folgte mir Nanny als mein Weib in die einsame Heimath, wo Sie sie unter ihren Kindern gesehn haben. Von da machen wir jährlich eine Wanderung in das Pusterthal — alle wie wir sind, auch die kleinsten Kinder, um die alte Mutter zu besuchen, die noch immer in der Wirthschaft hilft. Außerdem aber verlassen wir das Haus nur an Festtagen, um in die Kirche zu gehn; ja bisweilen hält uns der Winter Monate lang gefangen; aber doch leben wir in unsrer Einsamkeit so still und glücklich, als ob sie ein Paradies, und wir die Könige der Welt wären. Unsere Kinder sind

unsre Gesellschaft und unsre Erheiterung. Schon regt sich in dem Aeltesten auch die angeborene Wanderlust, und ich halte ihn nur noch einige Jahre zurück, damit sich Körper und Geist mehr in ihm befestige. Dann mag er sich auch versuchen. Aber ich weiß schon znm voraus, daß er eben so wie ich endigen, und wenn er die Welt lang genug durchzogen und sich lang genug umgesehn hat, er in seine Heimath zurückkehren, ein Weib nehmen, und sein Leben als Hirt und Jäger beschließen wird. —

So lautete die einfache Geschichte dieses verständigen Aelplers!

Wie oft hat sie mir zu denken gegeben! wie oft bin ich träumend und wachend mit meinen Gedanken in diese Oasis zurückgekehrt, zu diesen einfachen und glücklichen Menschen, die nichts zu ihrer Zufriedenheit bedurften, als die einfachsten Gaben der Natur, den stillen Verkehr der Liebe unter einander, und die Erinnerung an ihre freie Jugend. —

Fürwahr, es ist ein seltsamer Gegensatz in der Natur des Menschen! Unzählige Erfahrungen — fremde und eigne — lehren ihn, daß seine Wohlfahrt und Ruhe an Beschränkung geknüpft ist — an Beschränkung der Begierden, des Genusses, des Besitzes, der Bestrebungen — und doch hat er kaum sein Haupt über die nächste Gegenwart erhoben, als sich auch der Haß gegen Beschränkung in seinem Innern erhebt. Er stürmt, so bald er es vermag, aus der engen Heimath hinaus in die Welt; beflügelt seine Schritte mit Rossen und Wagen, und

bald dünkt ihm selbst das leicht beschwingte Schiff zu träg. Er möchte mit dem Adler über die Wolken hinaus; ja, mit den Wolken selbst möchte er ziehn, und von Stern zu Stern schreiten können. Mit der Erkenntniß ist es eben so. Kaum hat er angefangen in sich und in die Natur zu schauen, als er sich von Finsternissen umfangen sieht, und wenn er sich kühn in die Wellen wirft, und rastlos kämpft, endlich doch erkennt, daß das Meer des Wissens Schranken und Ufer hat, die den unerschrockensten Schwimmer zurückwerfen; daß er hier, um nur Etwas zu ergründen, sein Streben beschränken, und daß er sich darein ergeben muß, bei Vielem, was seinen Forschungstrieb reizt, vor dem verschleierten Heiligthume der Wahrheit stehen zu bleiben. Glücklich noch, wenn er durch seine Anstrengung diese Ueberzeugung gewinnt! — Mit größerer Sehnsucht kehrt der Weltumsegler in die früher verachtete Heimath zurück, führt ein Weib in die enge warme Hütte, und findet in dem Austausche gegenseitiger Liebe, in der Erziehung seiner Kinder, in der Erfüllung der Pflichten des Bürgers und Freundes, in freigewählter Beschränkung, das Glück, das sich seinem unruhvollen Jagen über Land und Meer entzog. Auch das redliche Streben nach Erkenntniß rastet wohl an einem ähnlichen Ziel. Wohl dem, der es findet, eh' er im Irren verschmachtet! der nach langem Bemühn zu der Kenntniß seiner Schranken gelangt, und die unendliche

Weisheit auch in dem Dunkel verehren lernt, das sie umhüllt.

* * *

Es ist ein großer Unterschied zwischen der Beruhigung, die aus der Ueberzeugung entspringt, und der Ruhe des Trägen, der sich nicht um Wahrheit kümmert — zwischen der Gewißheit, *etwas* nicht wissen zu können, und der Gleichgültigkeit gegen das Wissen überhaupt. Ein Epiktet unterwirft sich der Nothwendigkeit, die ihn zum Sclaven macht, und bleibt frei; auch sein phrygischer Mitsclav unterwirft sich ihr, und bleibt, auch wenn er entlassen wird, ein Knecht. Jener ist ein Weiser, und dieser kaum ein Mensch. —

Der trägen Armuth folgt die Verachtung nach; Krates, der sich freiwillig seiner Güter begibt, um als ein Weiser zu leben, ist fast ein Gott.

* * *

Wie die Natur um uns her nach Ausbreitung strebt, so auch die Natur in uns. Wie aber dort eine Kraft die andre hemmt und beschränkt, so steht der Begierde des Menschen nach dem Unbegränzten die Beschaffenheit der Dinge selbst entgegen, die sein Streben wechselseitig anziehn und abstoßen, woraus ein endloses Kämpfen entsteht, das zur Verzweiflung führen müßte, wenn nicht in der Mitte der kämpfenden Kräfte eine Vermittlerin aufträte, mit Maaß und Gesetz in der Hand, die den wilden Strom des Triebes in Ufer faßt, und indem sie den Widerstreit der Kräfte benutzt, das

heftige Streben mit Sicherheit zu einem beruhigenden Ziele führt. Ein solches Ziel ist jedem Menschen gesteckt. Die gesunden Augen einer Frau finden es am leichtesten in der Mitte ihres Hauswesens und in der Liebe zu Mann und Kindern; der Mann in der Erfüllung der Pflichten, die sich an seine Verhältnisse reihn. Alle Prüfungen führen zu diesem Ziel. Bei ihm wohnt Ruhe in erfreulicher Thätigkeit, und in der Mitte der Sorgen heitre Genüge. Ein Mensch, der sich auf dem Wege zu diesem Ziele weiß, kann nicht unglücklich seyn; wer es erreicht hat, ist schon hienieden so selig, als ein sterblicher Mensch auf Erden werden kann.

* * *

Die meisten Menschen schnitzen sich, meist ungeschickt genug, ein hölzernes Bild, setzen es auf ihren Altar, und beten es unter dem Namen der Wahrheit an. Vielen ist auch der roheste Klotz als Fetisch gut genug. Mögen sie doch! Wenn sie aber den anfeinden, der ihrem Götzendienste den Rücken kehrt, wenn sie ihn zwingen wollen, mit ihren Augen zu sehn, und da Achtung zu fühlen, wo sie verachten müssen; wenn sie wohl Gewalt brauchen, um den Andersgesinnten zu den Füßen ihres Fetisches zu treiben — dann fordern sie jedes rechtschaffene Herz zum Widerstand auf, damit der Menschheit nicht das heiligste Recht, das Recht freier Prüfung und freier Wahl, entrissen werde.

* * *

Viele klagen in unsern Zeiten die Philosophie an, und reichen dem Sokrates den Giftbecher, die es in der Weisheit nicht einmal so weit gebracht hätten, als Simon der Schuster. Man kann ihnen den Ruhm gönnen, Mitgenossen eines Anytus und Melitus zu seyn. Schwer zu erringen ist er nicht. Und welcher Mensch von gesundem Gefühl wollte nicht lieber Savanarola als Alexander VI., nicht lieber Huß, als der meineidige Kaiser seyn, der ihn verbrennen ließ?

* * *

Die Grundlage aller Religion ist der Deismus, d. h. der Glaube an einen, durch die Vernunft dem Menschen geoffenbarten Gott. Dieser Glaube, ohne den es gar keine positive Religion geben könnte, geht nothwendiger Weise vor jeder positiven Religion voraus, und enthält das Schema, nach welchem die größere oder geringere Vortrefflichkeit jeder gegebenen Religion beurtheilt werden muß. Eine Religion, die sich von jener Grundlage ablößt, verirrt sich unfehlbar in Aberglauben, oft in Fanatismus und nicht selten in Wahnsinn.

* * *

Der Gott, welcher dem Menschen einen lebendigen Odem in die Nase bließ, schrieb ihm auch das ewige Gesetz der Gottesfurcht, und den Glauben an die Tugend in das Herz. Die geschriebenen Offenbarungen sind die klare Wiederholung dieses Gesetzes, sie sind das in Wort und Schrift ausgesprochene Gesetz selbst, und werden mit Recht Offenbarungen Got-

tes genannt, ohne doch etwas zu lehren, das nicht schon in dem Geiste des Menschen lag. Nur auf diese Weise wird die göttliche Weisheit und Güte gerechtfertigt, und Gott erscheint als der Vater des ganzen Menschengeschlechts. Ist die Offenbarung nur Einem Volke, ist sie nur in Einer Sprache gegeben und an Eine Zeit geknüpft, und ist dennoch durch sie die Seligkeit derer bedingt, denen sie nicht zugänglich ist, dann erscheint Gott als ein Despot, welcher einige seiner Kinder unendlich begünstigt, andre unendlich zurückgesetzt hat, und die unverschuldete Unwissenheit der zurückgesetzten mit den härtesten Strafen belegt. Er würde dann einem Könige gleichen, welcher seine Gesetze in seiner Brust verschlösse, und doch ihre Verletzung mit grausamen und endlosen Strafen belegte.

* * *

Ist denn der Farbenreiz, der auf der Oberfläche des Körpers spielt, so viel werth, daß ihr ihn sogar durch einen ekelhaften Anstrich erlügt?

Nur die Seele ist der Anmuth Quell. Was man auch an ihre Stelle setzt, seine Wirkung ist nur auf Augenblicke beschränkt, und das Lügenhafte dieser Wirkung stößt das gesunde Gefühl noch mehr zurück, als der Reiz die Sinne anziehn mag.

Wie eine gleichgültige Gestalt durch gesuchten Putz widrig wird, so das Betragen durch einen falschen Anstrich von Anmuth. Die wahre Anmuth aber, die aus der Seele quillt, kann, wie durch Zauber, die Gestalt verklären, indem sie die Blicke auf

das Innre zieht. Selbst das Häßliche kann sie verschönern.

Die Liebestränke sind aus der Mode gekommen; die Circen und Armiden spuken nur noch in den Liedern der Vorzeit; kein Weib wird mehr einen Ulyß oder Rinaldo auf jene Weise gewinnen wollen. Aber ist es denn schlimmer und schändlicher sich durch Gaukelei und Liebeszauber mit einem trügerischen Scheine von Schönheit zu umgeben, als die frische Blüthe der Jugend durch einen falschen Anstrich zu erheucheln, oder durch andre Mittel Reize zu lügen, die die Natur oder das Alter versagt?

* * *

In einer wahrhaften Liebe glaubt Jedes leicht, daß es zu wenig liebe, und dann auch wieder, daß das Andre nicht genug liebe. Die Ursache ist, weil man zu dem Unendlichen vergebens einen Maasstab sucht.

* * *

Was kann man zum Lobe der weiblichen Natur Schöneres sagen, als daß sich die mütterliche Liebe durch ihre Schmerzen und Leiden nährt?

* * *

Es ist eine artige Lehre vernünftiger Leute, daß man sich einander recht kennen lernen soll, ehe man sich liebt. Wer sie befolgt, wird mit der Liebe wenig Noth haben. Das Leben geht dann über dem Kennenlernen hin, und man kömmt nie zum Schluß. Aber nicht aus dem Kennen kömmt die Liebe, sondern aus der Liebe das Kennen. Es ist das auch

eines der Wunder unsrer innern Natur, und eines ihrer genealischsten.

* * *

Wer in der Liebe nur den Zweck der Natur erkennt, das menschliche Geschlecht zu erhalten und fortzupflanzen, der mag auch in einem Mozartischen Requiem nur eine Veranlassung sehn, Orgeln zu bauen, Geigen und Flöten zu machen, und dergleichen.

* * *

Es mag wohl wenige Freundschaften geben, die sich nicht zuerst, wie die Häkchen des Weinstocks, an irgend eine Stütze des Bedürfnisses hängen, ehe sie auf die rechte Weise erstarken, um das zu werden, was sie seyn sollen. Die Rebe ist darum nicht schlechter, weil ihr die Ulme zur Stütze dient; aber ihr köstlicher Wein würde ohne diesen Verband nicht gedeihen. Ach, oft vertrocknet das Alter den Baum, an dem sie sich emporgewunden hat, und doch schmücken ihn noch dankbar die fremden Blätter, und schmiegen sich liebend an seine starren Arme, wie ein treues Weib den Mann, der einst ihr Stolz und ihre Stütze war, auch wenn er ihr keinen Schutz mehr gewähren kann, doch noch so innig liebt, und so liebend für ihn sorgt, wie zu der Zeit, da er in der Blüthe seiner Kraft und seines Ruhmes stand.

* * *

Ich träumte einstmals, und dieser Traum hat sich mit wenigen Veränderungen öfters bei mir eingefunden, als ging' ich längs einer Felsenwand, auf ei-

nem schmalen Fußsteige, der immer höher und höher hinauf zu dem schwindelnden Gipfel führte. Tiefe Dämmerung oder ein dichter Nebel lag um mich her. Nur das konnt' ich erkennen, was mir zu allernächst war, und auch das nicht deutlich. Aber ich wußte, daß zu meiner Rechten der Fels schroff emporstieg, und zu meiner Linken sich eben so schroff in die unermeßliche Tiefe senkte. Für mich war nur eben ein Fußbreit Raum. Indem ich nun hier bang und zagend vorwärtsschritt, fühlte ich mit meinem Stabe schroffe Felsenspitzen, die in den Weg hineinragten, und an die ich nur Einmal anzustoßen brauchte, um auf der andern Seite in den bodenlosen Abgrund zu stürzen, über dem mein linker Fuß schwebend hing. Noch zittern mir die Knie, wenn ich an diesen angstvollen Traum denke, aus dem mich nur eine noch größere Angst rettete, indem ich wankend nach der Felsenwand griff, der Stein, auf den ich mich stützte, meiner Hand folgte, und ich mit ihm in den Abgrund hinabrollte. — —

Lange hat mich die Erinnerung an diesen Traum verfolgt, und es war eine Zeit, wo ich immer vor dem Einschlafen zu mir sagte: Nur um Gotteswillen den schrecklichen Traum nicht! — Und doch was war am Ende dieser Traum, als das Bild des Lebens und des ängstlichen Wegs, der mit Dunkel umbaut, auf der einen Seite den Tod, und auf der andern eine Stütze hat, die wenige Sicherheit und große Gefahr beut? Keine Geschicklichkeit, Uebung und Fertigkeit reicht hier hin, das Gleichgewicht

zu halten, und wenn man sich wund gegangen und blutrünstig gestoßen hat, wirft uns bald ein roherer, bald ein leiserer Stoß, zusammen mit andern Opfern in die Tiefe hinab.

* * *

Die Grundsätze der Selbstsucht, des Eigennutzes und der Genußgier, welche in der Nacht des Lebens die Leitsterne unzähliger Menschen sind, gleichen den tückischen Ginen, die dem verirrten Wanderer Hülfe bieten, ihn auf den Rücken nehmen, und endlich in einer Sandwüste abwerfen, wo er vor Durst und fern von menschlichem Troste verschmachtet.

* * *

Es gibt Menschen, die zur Liebe weder der Augen, noch des Herzens bedürfen; die Einbildungskraft thut Alles. Sie lieben das Phantom, das sie selbst geschaffen haben, und in diesem Phantome sich selbst. Man kann nicht eigentlich sagen, daß sie auf Betrug ausgehn; denn, ohne es zu ahnden, betrügen sie sich selbst um das Beste, was der Mensch erlangen kann. Oft bewundert dann die Welt eine Leidenschaft, die so weit über ihren Gegenstand hinausgeht, bis die Wahrheit endlich doch ihre Rechte behauptet, und der neue Pygmalion den Thon zertrümmert, vor dem er so eben gekniet hatte.

* * *

Der Geist ist einem glühenden Funken gleich, der, wenn man ihn ruhen läßt, immer in Gefahr ist, von den Schlacken und der Asche, die das Leben

absetzt, erstickt zu werden. Man muß ihn also ohn' Unterlaß in Bewegung erhalten; in der Jugend, damit seine Gluth zur Flamme werde; im Alter, damit sie nicht absterbe. Die Einförmigkeit, die dem alternden Körper so zuträglich ist, ist für den Geist durchaus tödtlich.

* *
*

Neue, kühne, begeisternde Ideen erzeugt nur ein heller Kopf, der über einem glühenden Herzen steht. Der köstlichste Wein gedeiht auf Vulcanen.

* *
*

Der schöpferische Geist strömt, wie der Nil, aus unbekannten und geheimen Quellen hervor, bricht sich Bahnen durch Felsen und über Gebirge hin, befruchtet die Gegenden, die er durchzieht, mit wunderbarem Reichthum, und vermehrt endlich, wenn er sich aus zahllosen Mündungen ergießt, das Meer der Wissenschaft.

* *
*

In dem Geiste der meisten Menschen liegt eine schöpferische Kraft, die nur des rechten Augenblicks bedarf, um Funken zu geben. Aber die äußere Gewalt, die unabläßige Einwirkung dessen, was man Civilisation nennt, die Mechanik der Staats-Einrichtungen, das ewige Lehren und Predigen bei den wenigsten Gelegenheiten zum Handeln — alle die Pressen, die dem Menschen von Klein auf angelegt werden, um alle in ein Format zu bringen, und sie dann bequemer neben einander zu stellen; alle das endlose Reiben und Schleifen, wodurch man gebildete

Menschen zu machen meint — das und jenes und vieles andre noch erstickt die lebendige Kraft des Menschen; und so wie dieser Verstümmelungs-Proceß fortgesetzt wird, wird auch die Anzahl der Menschen wachsen, die, in der Trägheit ihres entmannten Geistes, um doch etwas zu haben, nach fremden Geboten, fremdem Ansehn und fremden Gedanken schmachten. Wenn diese Art der Bildung ihr höchstes Ziel erreicht haben wird, dann wird die Welt in der gepriesenen Ruhe eines allgemeinen Paraguai schlummern; es wird nur Eine Kirche und nur Eine Lehre geben, und es wird gleichgültig seyn, ob ein vernünftiges Geschöpf, oder ein Kempelisches Automat den Staat und die Kirche verwaltet.

* * *

Wer sich nur in dem Urtheile anderer erkennt, der beschaut sich in verfälschten Spiegeln, und wird bald an sich irr werden. Wer aber, ohne auf andre zu achten, immer nur in sich selbst schaut, ist auf dem Wege zum Narciß. Die Mittelstraße ist auch hier zu finden schwer. Die Hauptsache aber ist, die Wahrheit über Alles zu lieben, und der Täuschung, ohne weichliche Selbstschonung, unablässig den Krieg zu machen.

* * *

Selten kann die Erfahrung dem etwas helfen, der sie nicht auch entbehren kann. Nichts ist unwahrer als das Sprichwort, das den Narren durch Schaden klug macht. Der Narr fühlt nur den Schaden;

aber von der Ursache des Schadens, von seiner Narrheit, wird er dadurch noch nicht geheilt. Um die Gaben der Erfahrung recht zu benutzen, bedarf es eines wahrsagenden Geistes, der Dir das Geschöpf der Erfahrung schon vor seinem Erscheinen zeigt, so daß Du es, wenn es in die Wirklichkeit tritt, auf den ersten Blick erkennen, und beim Schopfe fassen kannst.

* * *

Die Mißgunst der Menschen findet beim Anblicke eines großen und leuchtenden Verdienstes nicht eher Ruhe, als bis sie es getheilt, und den Koloß in mehrere Stücke von gewöhnlicher Menschengröße zerschlagen hat.

* * *

Das Leben ist eine Seifenblase, die aus dem dunkeln Schlunde des Nichts aufsteigt, eine Zeitlang an dem Rande des Abgrundes flattert, und vor dem Hauche des Todes zerstiebt.

Die Hoffnung der Seligkeit ist eine Brücke aus Sonnenstrahlen und Regenbogenfarben gewebt, die uns über die furchtbare Kluft des Todes hinwegführt.

* * *

Ohne Grundsätze kämpfen unsre Gefühle gegen das Böse, wie ein Heer, das keinen Führer hat, und weit öftrer zurückgeworfen wird, als siegt.

* * *

Es gibt Menschen genug, die von den herrlichsten Eigenschaften, mit denen sie begabt sind, doch keinen rechten Gebrauch machen können, weil alles nur glänzende Einzelheiten sind, denen der Zusammen-

hang fehlt. Wie in einem Gewölbe, wenn es sich halten soll, alle Theile nach dem Schlußsteine streben müssen, so muß auch in dem Menschen ein Mittelpunkt seyn, der jedes Einzelne in ihm gleichsam an sich zieht. Wo dieser fehlt, da ist weder im Glück, noch im Unglück ein Halt. Alles zerflattert und zerstiebt. Und so geschieht es nicht selten, daß Menschen, die in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge etwas Rechtes zu seyn schienen, mit allen ihren glänzenden Gaben, bei der geringsten Prüfung ganz nichtig erscheinen, die Hoffnung der Welt täuschen, und zu ihrer eignen Verwunderung in der Unbedeutenheit untergehn.

* * *

Ein Mädchen, dem eine gesunde und einfache Erziehung zu Theil geworden ist, die ihren Anlagen eine natürliche Entfaltung verstattete, und das Störende wegräumte, ohne selbst etwas zu stören, oder unberufener Weise anzubilden, entwickelt meist seinen Charakter, zugleich mit dem Körper, in vollkommener Uebereinstimmung nach allen Richtungen, wie ein Gewächs, aus gesundem Saamen erzeugt, auf einem freien Raume in gesunder Luft seine Blätter und Blüthen entwickelt. Diese freie Entfaltung, diese natürliche innere Harmonie der Gefühle und Grundsätze, der Empfindungen und Gedanken gibt einem solchen Weibe die wunderbare Festigkeit, mit der es dem Andrange der Täuschung, der Verführungen, der Widerwärtigkeiten meist so herrlichen Widerstand thut. So sieht man oft kleine, aber

kunstreich gebaute Fahrzeuge, die auf glattem Meere leicht und behende dahin schweben, im Sturm auf den schäumenden Gipfeln der Wellen tanzen, und selbst durch starrende Riffe und wilde Brandung den Weg in den Hafen finden. Bei den Männern ist diese Harmonie der Entwickelung aus vielen Gründen ungleich schwieriger, und darum auch seltner. Sie segeln überall mühsamer, weil sie schwerer, und nur gar zu oft ungleich beladen sind, und Manchen reißt ein einziger Windstoß in den Grund, weil er, um schnell zu gehn, seine Segel zu hoch gespannt hatte. Bei dem Einen fehlt es an dem Ballast, bei dem Andern an dem Takelwerk; und oft, wenn das prächtige Fahrzeug im Sonnenglanze prunkt, und seine bunten Wimpel lustig flattern läßt, fehlt ihm ein tüchtiger Pilot am Steuer, und kräftige Hände, seinen Lauf zu richten und zu sichern.

* * *

La L....., der ein gelehrter Mann und trefflicher Mathematiker war, aber durch und durch ein Geck, sagte mit der heitersten Miene von der Welt: „Ich bin Atheist. Ich glaube nichts.“ — und war dabei so guter Dinge, wie Einer, der sagen darf: Ich habe Alles, was mein Herz wünscht; Friede mit Gott, meinem Herzen und der Welt. — Dieser Ungläubige, dieser Doyen der Atheisten, wie er sich in seiner Thorheit zu nennen liebte, war übrigens ein sehr rechtschaffener, zuverläßiger und wohlthätiger Mann. In der Schreckenszeit der französischen Revolution schützte und verbarg er die Geächteten mit

Gefahr seines eignen Lebens, und machte sich kein Verdienst daraus. Sein sittlicher Instinct leitete ihn richtiger als seine verworrene Philosophie; und hätte er nicht geglaubt, diese aus Eitelkeit fest halten zu müssen, so würde ihm eben dann, wenn er um einer rechtschaffnen That willen sein Leben auf's Spiel setzte, der Glaube an Gott in die Hände gegangen seyn.

* * *

Misanthropie und Philanthropie scheinen so fest an einander gewachsen, wie jenes Zwillingspaar, das man nicht trennen konnte, ohne beide zu tödten. Von beiden gibt es der Arten und Farben mehr als Eine. Welch' ein Unterschied zwischen der Misanthropie eines Paskal und eines Chamfort, und zwischen der Philanthropie eines Fenelon und Basedow!

* * *

Wer die Vernunft nur in dem Augenblicke der Noth zu Hülfe ruft, wird wenigen Trost von ihr haben. Mit der Religion ist es eben das. Nicht das Werkzeug macht den Künstler, sondern die Uebung. Was hilft dem ein Arsenal, der nie eine Flinte abgeschossen hat. Die Feinde fallen über ihn her, eh' er sein Werkzeug in Stand gesetzt hat, und richten es gegen ihn. Kann doch wohl selbst der, der Religion und Weisheit zum täglichen Geschäfte seines Lebens gemacht hat, in so feindselige Verhältnisse gerathen, daß er sich von diesen Trösterinnen wie verlassen glaubt.

* * *

Jedes große und edle Gefühl, das wir uns aneignen, jede tugendhafte Handlung, die wir vollbringen, ist eine Sproße an der Leiter, welche zu Gott führt. Alle Erkenntniß Gottes geht von der Tugend aus. Die Tugend aber ist eine Gabe Gottes. Ohne Gott gibt es weder Weisheit, noch Heiligkeit; und Gott ist der Weisheit und Heiligkeit Mittelpunkt.

* * *

Das Glück ist ein Usurpator, das Verdienst ein legitimer Besitzer. Man muß sich frühzeitig gewöhnen, den legitimen Besitz in den Händen des Usurpators zu sehn, wenn man zufrieden leben will.

Das Verdienst liegt meist, wie die edelsten Metalle, in der Tiefe, und es bedarf einer eigenthümlichen Gabe, um sein Daseyn zu ahnden. Wer Großes ausführen will, muß diese Wünschelruthe zu führen wissen. Alexander der Große, Julius Cäsar, Friedrich der Zweite und Napoleon haben sie besser geführt, als die meisten andern ihres Standes, und ein guter Theil des Großen, das sie ausgeführt haben, kömmt auf die Rechnung dieser unschätzbaren Gabe.

* * *

Wenn die Astronomie die erhabenste aller Wissenschaften ist, so ist wohl die Wapkunde die allerarmseligste. Und doch was ist auf der Rangliste der Welt ein Wappenherold für ein ganz andrer Mann als Copernicus und Kepler!

* * *

Das reichste menschliche Glück ist doch nur eine Blume, die auf Dornen wächst. Oft ist es so hinfälliger Natur, daß es sich kaum gezeigt hat, als es schon hinwelkt. Und doch müht man sich auch um diesen kurzen Genuß! Aber nur das Glück hat einen Werth, das, wenn es vergeht, einen Saamen zurückläßt, welcher Früchte für die Ewigkeit trägt.

* * *

Die wahre Bescheidenheit ist darum so schön, weil sie die Herrschaft der Idee des Vollkommnen im Gemüthe verkündigt, und zugleich der Aufrichtigkeit und Wahrheit den Sieg über die Macht der Eitelkeit gibt.

Stolz, Dünkel und Anmaßung ist eben darum gemein, weil er die Abwesenheit der Idee des Vollkommenen verräth, ohne die es nichts Großes und Edles gibt.

* * *

Wenn die Undankbarkeit die Wohlthätigkeit vernichten dürfte, so müßte die Welt täglich Einmal in einer Sündfluth oder in Flammen untergehn.

Gemeine Seelen verhärtet der Undank, den sie erfahren; zarten Gemüthern ist er eine Aufforderung zu neuer Wohlthätigkeit.

Wohlthätigkeit, die der Undank auslöschen kann, ist keine Tugend, sondern wie ein schlechter und lockerer Zunder, auf den die Eitelkeit einen Funken geworfen hat, der eben so schnell erlischt, als er gezündet hat.

* * *

Die wahre Herzensgüte nährt sich an dem Guten, das sie an andern thut. Der Gute liebt den, welchem er Gutes erweißt, wie der Böse den haßt, dem er ein Unrecht zugefügt hat.

* * *

Man kömmt nicht weit auf seinem Wege, wenn man, wie die Kinder, jeder Blume und jedem Schmetterling nachjagt. Die Eitelkeit, die, von dem Reize des Augenblicks beherrscht, bald zu diesem, bald zu jenem Ziele flattert, richtet die besten Kräfte zu Grunde. Niemand hat es in irgend einer Sache zu etwas Bedeutendem gebracht, der nicht früh Ein Ziel in das Aug gefaßt, und die gewählte Richtung mit Beharrlichkeit verfolgt hat.

* * *

Wie mancher haßt seinen Nachbar aus keinem andern Grunde, als weil er sich bewußt ist, den Haß seines Nachbars zu verdienen!

* * *

Das tiefste Wesen der Menschheit tritt in der Liebe hervor. Wahre Liebe ist die Mutter wahrer Tugend. Nichts Schlechtes kann neben ihr bestehn. Sie ist ein Kind des Himmels, und führt zum Himmel. Während alle Eroberungen des Verstandes nur ein unbefriedigtes Verlangen nach Erweiterung entzünden, gibt die Liebe in ihrer reichen Fülle jene Befriedigung, die der Seligkeit analog ist. Selbst eine unglückliche Liebe hat davon so viel, daß, um dieses Restes willen, selbst ihre Schmerzen uns theuer sind.

* * *

Für ein Herz, das sich der Dankbarkeit nicht entschlagen kann, ist es das größte Mißgeschick, Menschen verpflichtet zu seyn, die es verachten muß.

* *
*

Wer sich fürchtet, Andre nöthigenfalls zu beleidigen, wird nie der Erfüllung seiner Pflicht gewiß seyn. Wer ohne Noth beleidigt, wird die Hülfe Andrer oft entbehren müssen, wo er sie am nöthigsten braucht. Wer oft ohne Grund beleidigt, kauft für ein schlechtes Vergnügen, wenn er die Beleidigung nicht gut macht, Haß; wenn er sie gut macht, Geringschätzung.

* *
*

Da alle menschliche Wissenschaft, wie umfassend sie auch seyn mag, es niemals weiter bringen kann, als zu einer gründlichen Erkenntniß der menschlichen Unwissenheit, so kann das Streben nach dem Wissen nicht das Höchste und Letzte seyn. Das letzte Ziel dieses Strebens ist und bleibt Gott, dessen Erkenntniß und Glauben in dem Schooße jener unbesieglichen Unwissenheit, wie das Licht in dem Schooße der Nacht geboren wird.

* *
*

Die Kluft zwischen Gott und dem Menschen ist so groß, daß der Mensch verzweifeln müßte, je zu dem Anschaun des Höchsten zu gelangen, wenn ihm Gott nicht entgegenkäme. Dieses geschieht, indem er sich in großen, frommen und reinen Seelen offenbart. Eine solche Offenbarung ist Christus gewesen. Mit Recht sagte dieser und eben in diesem

Sinn: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kömmt zum Vater als durch mich.

* * *

Wie durch den Ungehorsam die Sünde in die Welt gekommen ist, so kömmt die Seligkeit aus dem Gehorsam. Das Gesetz, dem Du Dich unterworfen hast, ist in Dein Herz geschrieben; es ist in göttlichen und heiligen Worten ausgesprochen, und wenn Du es nur vernehmen willst, kömmt es Dir von allen Seiten entgegen. In Dir und ausser Dir sind die Tafeln des Gesetzes aufgestellt. Aber was könnte es helfen, wenn auch die Steine predigten, wenn die wilde Begierde, die kein Gesetz ehrt, wenn die Leidenschaft, die es mit Füßen tritt, Dein Ohr umbraußt; wenn Dein Stolz den Gehorsam eine Knechtschaft schilt, und Dein Zorn die Tafeln des Gesetzes schonungslos zerstört? Darum muß die Erziehung des Menschen von der Zucht ausgehn, damit der Gehorsam möglich werde. Aus dem Gehorsam aber erwächst die Liebe, und Liebe reinigt jede Begierde und Leidenschaft, so daß, was ohne Liebe zerstörend wüthete, nun mit ihr dem Gesetze dient. Denn was ist Begeisterung anders, als die Leidenschaft des Guten? Und wie kann Begeisterung möglich werden, außer durch den mit heiliger Liebe vereinten Glauben an das Rechte, an die Stimme Gottes in uns und den Wiederschein einer höhern und heiligern Welt, die wir, bis wir in sie zurückkehren, wenn auch nur mangelhaft, doch nach unsrer Kraft, in uns und außer uns herzustellen suchen müssen.

* * *

Die Seligkeit des Menschen besteht in dem vollkommenen Zusammenklange seiner Gefühle und Gedanken, seines Wollens und Thuns. Jedes von diesen einzeln genommen gleicht dem einzelnen Tone, der, wie rein er auch sey, doch nur ein geringes Vergnügen gewährt, während das Zusammenschmelzen mehrer solcher Töne uns in Entzücken setzt. Wie aber die mannichfaltigsten Töne der verschiedenartigsten Werkzeuge durch die Einheit einer Idee, nach deren Darstellung sie gemeinschaftlich streben, in Zusammenklang gebracht werden, so ist auch in dem Innern des Menschen ein idealer Mittelpunkt, nach welchem sich die ganze Mannichfaltigkeit seiner Gedanken und Neigungen, seiner Bestrebungen und Wünsche hinneigen muß. Dieser Mittelpunkt ist die Idee der göttlichen Heiligkeit, durch die sich der Mensch auf Gott bezieht, welcher die Quelle aller Seligkeit ist.

* * *

Ich habe irgendwo gelesen, es sey ein heroischer Gehorsam, die Gesetze Gottes zu beobachten, bloß weil es Gottes Gesetze sind, ohne einer zeitlichen Belohnung gewiß zu seyn, oder auf eine künftige mit Sicherheit zu hoffen. Es scheint in der That, daß dieser Heroismus bei einer reinen Tugend vorausgesetzt wird, und daß jede andre, indem sie auf Belohnung zählt, zu einem wucherlichen Handel wird, bei dem man für einige Anstrengungen und Opfer unendlichen Gewinn hoffte. Soll darum die Hoffnung der Seligkeit und der Glaube an ein Verhältniß unsers künftigen Zustandes mit unserm gegen-

wärtigen Thun und Lassen unverträglich mit der Tugend seyn? Keineswegs. Wie Dein Mund singt, wenn Dein Herz fröhlich ist, so wirst Du auch tugendhaft seyn, wenn Du fromm bist. Du thust es nicht um Lohn, aber der Lohn ist in dem Thun selbst. Wie Du nun weißt, daß es auch hienieden kein Glück ohne Tugend gibt, so erwartest Du *auch* in einem höhern Leben eine erhöhtere Seligkeit, als die unmittelbare Folge einer vollkommeneren Heiligkeit. Dieß ist ganz etwas Anderes, als fromm und tugendhaft seyn, um des Lohnes willen, so wie es etwas Anderes ist nach Bildung streben, um irgend eines äußern Vortheils willen; und etwas Anderes, weil es schön ist gebildet zu seyn. Das wahre Christenthum weißt auch hier auf das Rechte hin, indem ihm die guten Werke, als solche, und ohne einen frommen und heiligen Sinn, zur Seligkeit *unzulänglich* sind. Das falsche kehrt die Sache um.

* * *

Da die Furcht vor dem Bösen heftiger wirkt und länger anhält, als die Freude an dem Guten, so ist es kein Wunder, daß es mehr Aberglauben als Glauben gibt. Denn es ist das Eigenthümliche des Aberglaubens, daß er sich, um wirkliche oder erträumte Uebel abzuwehren, um seiner Sicherheit willen unbedenklich sogar an das böse Princip wendet, oder von dem guten Princip durch jedes, auch das unsittlichste Mittel Schutz gegen irdische Uebel zu gewinnen sucht.

* * *

Man kann sich gar wohl denken, daß in einer künstlich geordneten Despotie — einer byzantinischen etwa — der Autokrat gestorben war, ohne daß das Volk das geringste davon inne wurde. Die zahlreiche Dienerschaft drängt sich nach wie vor in den Räumen des Pallastes; die Wachen wechseln nach wie vor, die Speisen werden bereitet wie sonst und in das Heiligthum seines innern Gemaches getragen; auch das Räderwerk der gewöhnlichen Regierungsgeschäfte kann geraume Zeit noch fortgehn, nachdem die anregende Federkraft zu wirken aufgehört hat. Ein Stern erlischt; aber die Boten seines Daseyns, die Strahlen seines Glanzes wandern noch tausende von Jahren hindurch zu unsern Augen, und wir sind alle auf das Daseyn des erloschenen Sterns zu schwören bereit. Dasselbe kann auch mit den Geschöpfen des Aberglaubens geschehn. Umringt ein Götzenbild, wie fratzenhaft es auch sey, mit Altären und Tempeln; ordnet ihm lange Reihen von Dienern in mannichfaltigen Abstufungen zu; schreibt diesen Dienern ein strenges Gesetz von Unterwürfigkeit und seltsamen Gebräuchen vor; häuft Festtage auf Festtage, und laßt diese mit eben so vielem blendenden Prunk als geheimnißvollen Ernste begehn — und ihr werdet dem unförmlichen Götzen gläubige Anhänger und fanatische Verehrer verschaffen, die auf die Göttlichkeit ihres Unholdes schwören und jeden Zweifler zu erwürgen bereit sind. Durch die Macht dieser Aeußerlichkeiten dauerte das Heidenthum eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch, und wich

erst der Zerstörung seiner Tempel und der Auflösung seiner Priesterschaft. Da erst starb der Glaube an das Alte ab, und machte dem bessern Glauben Platz, welcher schüchtern in stiller Verborgenheit erwachsen, für strafbare Gotteslästerung galt, weil er dem todten Götzen, der im Besitz war, den wahren und lebendigen, aber durch keinen Prunkdienst gefeierten Gott vorzuziehn wagte.

* * *

Die Abergläubischen, welche Gott nach ihren Leidenschaften modeln, und diesem Gebilde — dem Götzen ihrer Verkehrtheit und Selbstsucht — nicht nur selbst die Ehrfurcht zollen, die dem Heiligsten gebührt, sondern auch andern gleiche Ehrfurcht aufzwingen wollen, diese Scheinfrommen sind die wahren Prediger des Atheismus.

Prediger des Atheismus sind auch die, welche das Aeußere des Cultus mit unnachlaßlicher Strenge beobachten, und auch wohl andere zu beobachten zwingen, während sie das Innere der Gottesfurcht durch Falschheit, Frevel, Betrug, Habsucht und böse Lüste verleugnen.

Der theoretische Atheismus verträgt sich mit strenger Tugend. Er ist ein Irrthum des Verstandes, den bei wohlgearteten Menschen das Herz täglich und stündlich Lügen straft. Er befolgt das Gesetz und leugnet den Gesetzgeber. Er bringt ohne Murren den Tribut seiner Opfer, und weißt die Huld des Empfängers von sich. Er will lieber in trostloser Nacht wandeln, als dem Lichte folgen, das

ihm die ewige Güte anbietet. Er ist ein Wahnsinn, aber kein Verbrechen.

* * *

Es ist dem Menschen eigenthümlich nach Ursachen zu fragen, und in diesem Forschen nicht ruhen zu können. Wozu? Glücklicher wird er durch dieses Forschen nicht, wohl aber oft unzufriedner. Kinder und sinnliche Menschen, denen die Erscheinung genügt, befinden sich ohne Zweifel in einem behaglichern Zustande als derjenige, der sein ganzes Leben hindurch in den Tiefen der Wissenschaft wühlt, um zuletzt, nach unendlicher Anstrengung, wahrzunehmen, wie wenig er weiß. Da es nun aber dieser unbezwingliche Hang ist, der uns auf der Leiter der Ursachen endlich auf den absoluten Grund aller Erscheinung und alles Daseyns führt, so muß sich wohl in ihm auch die Bestimmung des Menschen kund thun, der er ohne weitere Rücksichten folgen muß. Diese Bestimmung aber ist nichts anders als das Aufsteigen von dem Irdischen zu dem Ewigen, von der Welt zu dem Schöpfer der Welt.

* * *

Wie die Wahrheit in Gott ist, so ist auch das Streben nach Wahrheit ohne alle weitere Rücksicht — ein Streben, das gemeinen Menschen eine Thorheit scheint — göttlich, dämonisch und ein sichres Unterpfand einer höhern Bestimmung.

* * *

Es ist ein großer Unterschied, ob man an einer Sache nicht zweifelt, oder ob man ihrer gewiß ist.

Wem eine heilige Inquisition das Zweifeln verbietet, und bei jeder Annäherung des Zweifels Ketten und Martern, Kerker und Scheiterhaufen, Aechtung und Beraubung, und im Hintergrunde von Allem die ewigen Flammen der Hölle zeigt, der kann doch keinen Augenblick sicher seyn, daß ihm sein anbefohlner und eingeschreckter Glaube nicht wie Schnee in der Hand zerrinne.

* *
*

Es ist gar nicht ungereimt anzunehmen, daß Gott dem Weltall eine Seele gegeben, welche die nächste Ursache aller Formen und Erscheinungen sey. Der ganze Mechanismus der Natur kann ihr Werk seyn; was aber außerhalb dieses Mechanismus in dem Gebiete der Freiheit liegt, ist unmittelbare Wirkung eines Wesens, das über die Weltseele unendlich erhaben, welches Gott ist. Jene Seele der Welt, die wir auch Natur nennen, schafft das Leben in seinen mannichfaltigsten Formen, und ihr Streben ist eben auf Mannichfaltigkeit und Wechsel, und auf Erhaltung durch Zerstörung gerichtet. Sie kann Alles schaffen, nur Tugend nicht. Daß aber die Tugend, d. h. die sittliche Freiheit, einer höhern Abkunft ist, erhellt schon daraus, daß sie die Macht der Natur überwinden kann, und um ihre Heiligkeit zu behaupten, die Form des physischen Daseyns, an das sie gebunden ist, aufopfern muß.

* *
*

Wenn die Natur mit ihrem rastlosen Schaffen und Wirken uns nicht von Kindheit auf und ohn' Unterlaß umgäbe, wir würden in Bewundrung und Staunen untergehn. Erregt doch schon menschliche Kunst ein so gewaltiges Staunen; und was ist alle menschliche Kunst gegen die der Natur? Der Künstler wählt einen ihm bequemen Stoff, in welchem er eine Form darstellen will, die er meist auch selbst wählt, und diese Darstellung muß sich begnügen mit Verähnlichung der Oberfläche. Das Innere bleibt roh, formlos, ungestaltet. Dahingegen drückt die Natur jedem Stoffe nach Gutdünken eine beliebige Form auf, bildet ihn aber zugleich in seinem Innern durch und durch bis auf den ersten, sterblichen Augen verborgenen Keim. Und jedem ihrer Werke, das sie organisch bildete, gibt sie einen Antheil ihres Lebens, das sich mit wunderbarer Kraft immer von neuem erzeugt, endlos vermehrt, und bei dem mannichfaltigsten Wandel immer dauert. Das kleinste, wie das größte Geschöpf, auch nur als Maschine betrachtet, zeigt eine Tiefe des Verstandes der Natur, dem auch nur nachzuspüren wenigen ausgezeichneten und unermüdlichen Forschern gelingt. Wenn ich mich in diesen Betrachtungen verliere, wenn ich von der unendlichen Mannichfaltigkeit der Geschöpfe, die diese kleine Erde füllen, zu dem grenzenlosen Weltgebäude emporsteige, von der Sonne zu dem Sirius und bis in die Nebelsterne der Milchstraße hinaus, da erscheint mir alle menschliche Kunst — wie herrlich ich sie auch denken mag — so arm und klein, und

die Erforschung der Natur scheint mir das einzige, des Menschen würdige Geschäft.

* * *

Ich möchte tausendmal lieber todt seyn, als mich in den Wahn hineinaltern, daß es nichts Großes und Reines auf Erden gäbe. Darum ist es auch warlich kein Unglück früh zu sterben, wenn noch die ganze Kraft des Geistes das Höchste umfaßt; wenn der Mensch noch nicht so fest an der Erde hängt, und sich noch nicht so gemein gemacht hat mit dem Gemeinen, daß er die Ideale seiner Jugend vergäße oder wohl gar verlachte.

* * *

Die Tugend ist nicht das letzte Ziel des Menschen, sondern die Vereinigung mit Gott durch die Tugend. Auf diesem Wege trifft Moral und Religion zusammen. Wahre Religion will nur durch Tugend und Heiligung zu Gott dringen; die falsche will die Vortheile der Seligkeit durch Hofdienst, Werkheiligkeit und kleine Opfer für großen Lohn erobern.

Die, welche Tugend üben, nur um der Tugend willen, ohne Beziehung auf Gott, sind hoch zu achten, aber sie bleiben auf halbem Wege stehn, und verschließen die Augen vor dem Glanze des Ziels, das am Ende ihrer Laufbahn strahlt.

* * *

Durch die ganze Natur, von Gottes Thron aus, geht ein Strom der Harmonie, der das, was irdisch

geschieden ist, geistig eint. Wo wir in dem Mannichfaltigen der Erscheinungen diese Harmonie finden, da scheint sich unserm Geiste eine unendliche Tiefe zu öffnen, in welcher wir mit Entzücken die Gottheit ahnden, welche die Quelle aller Eintracht ist.

* * *

Fast durch alle Jahrhunderte des Christenthums geht der Wahnsinn, daß ein gewisser Glaube das Recht habe zu verfolgen und zu quälen, um sich allein geltend zu machen. Neben dem Baume der Liebe, welcher Mittel gegen alle Uebel trägt, ist der Giftbaum des grimmigsten Hasses, und auf ihm alle nur denkbaren Greuel gewachsen.

Das sittliche Wesen des Menschen und seine Tugenden sind zunächst an die menschliche Gesellschaft geknüpft, und es gibt keine Liebe zu Gott, die nicht mit der Liebe der Menschen zusammen hinge; wie denn auch diese des Christenthums erstes Gesetz ist. Eine Religion also, die nicht aus dieser Wurzel erwächst, mag alles andere seyn, nur Christenthum ist sie nicht. Die Wurzel des Fanatismus aber ist Haß, ein recht bittrer, eigenliebischer und hochmüthiger Haß, der keinen Widerspruch, ja, keinen Zweifel duldet; was ihm nicht ansteht, mit Gewalt bekämpft; lieber mordet als belehrt, und in dem Wahnsinne seiner Mordlust mit blutbefleckten Händen von dem Gotte der Liebe Belohnungen fordert. Wenn ihm aber zu solchen Glaubensthaten die Gelegenheit mangelt, trennt er sich von den Menschen, seinen

Brüdern, die er verachtet; brütet in der Einsamkeit seinen Hochmuth groß, und wähnt ein Heiliger zu seyn, weil er nichts für Andre thut, keine Pflichten erfüllt, ja, die schönsten und heiligsten Gefühle der Menschheit aus seinem Herzen gerissen hat.

* *
*

Wo man des Glaubens ist, daß die Seligkeit durch Meinungen bedingt werde, da sind die Torquemadas und das Arsenal ihres entsetzlichen Gerichtes unentbehrlich. Dann ist Einheit in diesen Meinungen — wie sie auch immer entstanden seyn mögen — das Erste; und es ist in der Ordnung, Jeden, der diese Einheit stört, durch alle Mittel auf den schmalen Weg der übrigen Heerde zurückzuzwingen. Dann ist Mord, an Andersgesinnten verübt, ein Gott gefälliges Opfer, und es ist recht mit Ziska zu sagen: „Fluch dem, der nicht seine Hände in dem Blute der Sünder gewaschen, und sich geheiligt hat in dem Blute der Unheiligen!"

* *
*

Das Christenthum ist seiner ganzen Entstehung nach die Religion der leidenden Menschheit. Die Alten hatten keine Hospitäler, in christlichen Ländern ist die Besorgung der Kranken ein Hauptgegenstand der öffentlichen und Privatsorge geworden. Wie oft haben Fürstentöchter aus Demuth und christlicher Liebe ihren Schmuck abgelegt, um Wunden zu heilen, Schmerzen zu lindern, und den Bettler auf seinem Dornenlager zu pflegen, zu erquicken,

zu trösten! So hat die Religion, die zunächst nur den Himmel in den Augen zu haben scheint, auch das Leben hienieden erleichtert.

* * *

Vergebens trauerst Du über das Gute, das, wie Du wähnest, untergegangen und vernichtet ist. Es geht nichts unter und es wird nichts vernichtet, das werth ist zu leben. Stoße die Wahrheit bis in den Grund des Meeres hinab; sie arbeitet sich doch wieder herauf, und erscheint dann meist geläuterter und schöner. Wie arg sie auch der Blödsinn verkennen, oder wie tief er sie in die Erde vergraben mag, immer entgeht ihm ihre göttliche Kraft, und immer bietet sie der Menschheit, die sie mit unerschütterlicher Treue liebt, von neuem ihre Blüthen und Früchte dar. Geht man die Geschichte des menschlichen Geistes, das heißt seiner Meinungen und Ueberzeugungen, durch, so sollte man fast meinen, daß der Gottheit die zufällige Verbreitung des Wahren angenehmer sey, als die methodische; oder, um besser zu sagen, sie will, daß sie sich den Menschen frei und ohne Zwang anbiete, und von ihnen in freier Liebe umfaßt werde. Es hat nie an Menschen gefehlt, die der Wahrheit, oder dem, was ihnen Wahrheit schien, ihren Arm und ihr Schwerdt anboten; sie erzwangen auch wohl eine Art von Ehe mit ihr, aber diese Ehe trug keine Frucht. Es war eben, als ob sie einen Wald pflanzten, wo jeder Baum von dem Pfahle der Gewalt gehalten wurde;

aber keine Wurzel trieb in den Boden, und da sich der Sturm erhob, lag Alles darnieder. Auch Früchte waren daran gebunden, glänzend und lieblich anzusehn; aber sie fielen faul herab, und dann erst stieg vielleicht aus diesem und jenem frei gewordenen Saamenkorne, wo man es nicht vermuthend war, ein frischer, kräftiger Schoß empor. Wie oft ist ein flüchtiges Wort, zur guten Stunde gesprochen, in die Tiefen eines Herzens gedrungen, das früher keiner Lehre zugänglich war; wie oft hat ein anderes eine Welt von Gedanken erzeugt, und den hellen Tag der Erkenntniß in der Finsterniß angezündet? Du thust besser und frömmer, diesen Zufall, welchen die göttliche Weisheit regiert, in Demuth anzubeten, als Deine Wahrheit den Menschen aufzudringen. Jede Gewalt ist hier sündhaft, ja, die größte der Sünden gegen den freien Geist. Nur was sich frei gestaltet, erfreut sich der Dauer. Darum sind diejenigen die grausamsten Feinde der Wahrheit, die ihren Acker mit dem Schwerdte pflügen, und sie selbst an das Joch der Gewalt fesseln; und mit welchen Titeln und Würden sie sich auch schmücken mögen, sie sind jenem Tyrannen gleich zu setzen, der in seinem ehernen Stier jede wehklagende Stimme in einen Lobgesang umzuwandeln verstand.

* *
*

Verlaß einmal den Wust Deiner Bücher, und tritt unter die Menschen, damit das todte Wort lebendig und Dein Glaube geprüft werde. Diese Wuth zu lesen, die sich der Menschen in unserm

Jahrhundert bemächtigt hat, kömmt mir oft wie die Wuth des wilden Jägers, wie eine wahre Verdammniß vor. Immer vorwärts nach einem Ziele, das, wie der Horizont, nimmer erjagt wird; immer nach Außen getrieben, nie in das Innere schauend, ein Spielwerk der Meinungen, jedem festen Glauben entfremdet — das ist der Zustand dieser mit der Lesewuth behafteten Kranken. Viel Trägheit ist dabei, und auch des Hochmuths nicht wenig. Es ist ergötzlich zu wähnen, man denke das selbst, was man liest, und die Verantwortung doch auf den zu schieben, der es uns zu denken gibt. Auch bequem ist es nur in sich aufzunehmen, wie ein Gefäß; aber auch nur bequem. Denn, wie das Gefäß, so erweitert auch der Geist sich nicht, der nur aufnimmt, und nährt sich nicht, und erhebt sich nicht. Auch füllt er sich nimmer an, und was er aus seinem Vorrathe spendet, weiß ihm niemand recht Dank. Das Wesen des Geistes ist der Flamme gleich; was Du ihm zuführst, soll die Flamme nähren; aber wer die lebendige Kraft durch unablässiges Zugießen erstickt, wird bald im Dunkeln sitzen. Auch dem Saamenkorne gleicht der Geist, das von Wärme und Feuchtigkeit genährt, Keime treibt, in die Luft aufwärts strebt und Blätter und Blüthen entfaltet, aus denen neuer Saame zur Erde fällt. Im Uebermaaße des Regens aber fault es dahin, oder es verdorrt im Uebermaaße der Hitze. Darum, wenn Dir um Bildung zu thun ist, mäßige Deine Lust nach fremden Gut, und versäume nicht im Schweiße Deines An-

gesichtes den eignen Acker zu pflügen, statt die Ernte der Nachbarn in deine Scheune zu führen. Denn nicht nach dem, was der Mensch hat, sondern nach dem, was er thut und schafft, wird sein Werth geschätzt.

*　*
*

Ich halte nicht viel von der Wahrheitsliebe eines Menschen, der über das, was er denkt und glaubt, die mündliche Mittheilung scheut. Freilich beunruhigt der Widerspruch, und auf dem Pfühle des Wahnes liegst Du in Deinen vier Wänden ruhiger. Es mag Dir freilich oft begegnen, daß Du recht gewiß, recht stolz aus Deinem Studirzimmer wie aus einem Tempel untrüglicher Wissenschaft trittst, und wenn Du Deine Offenbarungen kund gethan hast, mit gesenktem Haupte und mit Zweifeln belastet nach Hause zurückkehrst. Aber so soll es eben seyn. Zerstöre den Bau der Ameise, zerreiß das Gewebe der Spinne, so oft Du willst; rastlos baut und webt sie es wieder; ja, sie setzt ihr Leben daran. So das Thier, das Du unvernünftig nennst. Und der vernünftige Mensch, er, der ein Zweig der göttlichen Natur zu seyn sich rühmt, er, dessen innerstes Wesen auf Wahrheit und Erkenntniß ruht, er sollte aus ruchloser Trägheit das Unhaltbare fest halten, das Zerstörte nur bejammern, und lieber die Andersgesinnten fliehen und verketzern, als alle seine Kraft, und, wenn es seyn muß, sein Leben an den Bau der Wahrheit zu setzen?

*　*
*

Seitdem ich mich aus der Welt zurückgezogen habe, und nur mit wenigen lebe, genieße ich sie besser und reiner als vorher. Die Freuden und Genüsse, die sie mir geboten, die Erfahrungen, die ich in ihr gesammelt habe, Alles, was ich sah und hörte, ist mir geblieben, und hat sich durch die Zeit und die Ferne gereinigt. Was sich ehedem zu hart an mich drängte, mich gleichsam umschlang und gefangen nahm, ist jetzt, da es weiter von mir zu stehen scheint, zum bequemen Stoffe geworden, den meine Einbildungskraft nach Gutdünken bearbeitet, mein Verstand ruhig zerlegt, und mein Herz, ohne Verletzung, mit Freude und Wehmuth genießt. Es ist mir, als liebte ich die Menschen mehr, seitdem ich sie mehr im Ganzen und aus der Ferne beschaue, wo ihre einzelnen Gebrechen und Mängel verschwinden; und das ganze Treiben der Welt, in dem mir oft bis zur Uebelkeit schwindelte, erscheint mir jetzt wie eine lustige Parodie, von Harlekin und Columbine auf den Bretern aufgeführt. Ich sehe ihre Thorheiten ohne Aerger, ihre Schlechtigkeiten ohne Bitterkeit, und dagegen das Gute und Große, da es sich reiner von der Masse absondert, mit einer grössern und innigern Theilnahme. Die Verwirrung der Verhältnisse hört auf feindselig auf mein Inneres zu wirken; die Wage des Guten und Bösen liegt fester in meiner Hand, und die sittlichen Erscheinungen stehen in schärfern und reinern Umrissen vor meiner Seele. Die Nebel der Eitelkeit zerrinnen immer mehr; ich habe kein Interesse mehr mich oder

Andre zu täuschen: ich ertrage die unverbesserlichen Mängel meiner Natur mit geringerm Verdruß, und ändere, was sich ändern läßt, mit geringerer Mühe. Muthiger als sonst trete ich jetzt meinen Vorurtheilen entgegen, und scheue die Ansichten weniger, die den meinigen entgegengesetzt sind. Der Kampf gilt jetzt der Wahrheit allein. Ich bin nicht beschämt, mich besiegt zu sehn; ich triumphire nicht, wenn ich obsiege; aber ich freue mich in meiner Stille, wenn ich einen alten Wahn in mir gründlich zerstört, einen alten Glauben von neuem befestigt habe. In diesem Streben meiner Einsamkeit bin ich oft so glücklich, als ob ich schon gestorben wäre, und die Erde mir wie ein leuchtender Hesperus, ohne schmutzigen Dunstkreis, als ein Gegenstand der Freude, der Bewundrung und der Wehmuth erschiene.

* *
*

Nichts ist ehrwürdiger als ein Greis, der die Prüfungen der Eitelkeit, der Wollust, des Hochmuthes, der Rangsucht, des Geldgeizes rüstig überstanden, und seine Argo durch all diese Klippen ohne Leck geführt hat. Die Anzahl solcher Greise ist sehr gering. Die meisten Menschen, die nicht an ein Ruder angeschmiedet, sondern freie Herrn ihres Fahrzeuges sind, bleiben gleich beim Ausfahren an einem jener Riffe hängen; arbeiten sich dann zum andern und dritten hin, und so fort, bis sie endlich auf der wüsten Insel des Geizes sitzen bleiben.

* *
*

Um mit der größten Strenge wahr und rechtschaffen zu seyn, muß man das Maaß seiner Kräfte genau kennen, und nichts unternehmen, was diesem Maaße nicht angemessen ist. Das Gegentheil führt mehr oder weniger zur Ostentation, die allmählig das Urtheil wie den Charakter verfälscht.

* *
*

Für Einen Menschen, welcher weiß, was er will, und ein bestimmtes Ziel vor Augen hat, das ihn wie ein untrüglicher Polarstern durch alle Syrten des Lebens leitet, gibt es immer hundert, die wie schlaftrunken in der Finsterniß umher tappen, bald von einem Gespenste der Hoffnung vorwärts gezogen, bald von dem des Verzagens zurückgehalten; und ohn' Unterlaß das Haupt bald dahin, bald dorthin werfend, wo neckende Stimmen lockend durcheinander schreien. Der weise Mann schreitet rüstig durch den Spuk, nur auf die Eine Stimme in seinem Innern hörend, und gelangt zum Ziel. Die Andern verlaufen sich, nach unsäglicher Mühe und vielem vergeblichen Schweiß, in die schmutzigen Untiefen des Lebens, wo sie ihr Mißgeschick anklagen oder auf den Jammer des Lebens schelten, und, wenn sie es könnten, Gott wegen ihres Blödsinns zur Rechenschaft fordern möchten.

* *
*

Die Gültigkeit der Gebote unsrer Vernunft anerkennen, ohne einen Gott über ihr, dessen Organ die Vernunft ist, heißt einen Frieden auf die här-

testen Bedingungen mit einem Gesandten abschliessen, der kein Creditiv aufzuweisen hat.

* *
*

Der Himmel mit allen seinen Sternen und seinem ewigen Gesetz, alle diese Welten, die sich in regelmäßigen Kreisen um und durch einander drehn, diese Weltgebäude ohne Ende, neben-, über-, unter- und hinter einander gebaut — dieß Alles hat gar nichts Erhabenes an sich, als in so fern es an dem Herzen Gottes liegt, und ein sichtbares Zeichen seiner Unendlichkeit ist. Diese Idee des unendlichen Gottes, der die Unermeßlichkeit der Welt umspannt hält, wird nicht durch Betrachtung des Himmels gefunden, sondern zu ihr hingebracht, und ist eben die Vermittlerin des entzückenden und begeisternden Gefühls, in das wir bei der Betrachtung des Himmels versinken.

* *
*

Für das, was den Menschen zunächst umgibt, ist er blind; er kennt die Ereignisse des nächsten Augenblicks nicht, und wühlt sich daher mühsam, dem Maulwurfe gleich, durch die Erscheinungen hin, die ihm das rechte Licht entziehn. Nur für das ist sein Aug hell, was jenseits der Erscheinungen liegt. So geht der blinde Oedipus an der Hand seiner Tochter bettelnd durch das Land; aber als er den Scheideweg des Lebens betritt, geht der Blinde, vom innern Lichte erleuchtet, vor den Sehenden her, und findet ohne Irrthum den Weg zu den Göttern.

* *
*

Wer für eine Meinung sein Leben aufopfert, beweißt nur, daß diese Meinung mit seiner ganzen Persönlichkeit auf das Innigste verwachsen ist. Uebrigens kann sie grundfalsch und ein grober Irrthum seyn. Das Fürwahrhalten einer Meinung hängt oft an den zufälligsten Verknüpfungen.

* * *

Eine Religion, die sich mit Ceremonien umgibt, diese mit hoher Wichtigkeit behandelt, und sie vermehrt und erweitert, stirbt eben an diesen Aeusserlichkeiten ab, wie die Korkeiche, wenn sie nicht ihrer Rinde entledigt wird.

* * *

Das, was die Annäherung des tausendjährigen Reiches am gewissesten erwarten läßt, ist das rasche Fortschreiten, die mächtige Erweiterung der Wissenschaften nach allen Seiten hin. Nie hat es in dieser Rücksicht eine so rege, so fruchtbare Zeit gegeben. Jeder Tag deutet neue Wege in unbekannte Gegenden an; immer weiter dringt das Licht, immer tiefer zieht sich die Nacht zurück. Die Säulen des Herkules sind längst durchschifft, und was die Gränze der Welt schien, ist zu ihrer Mitte geworden. Unverdrossen schreitet der wißbegierige Geist von Insel zu Insel rund um die Kugel der Wissenschaft, und jede Umschiffung deckt neue Länder auf. Dieß ist erfreulich, wie irgend etwas; und der Geist, den dieses lebendige Treiben nicht mit ergreift und in seine Wirbel reißt, muß aus dem Schooße der Träg-

heit geboren seyn. Und doch spielt am Ende Alles dieß Forschen nur auf der Oberfläche der Natur. Immer ist es nur eine andre Gestalt des unerforschlichen Proteus, den unser Scharfsinn zu fesseln hofft; er selbst entschlüpft unsern Banden und weissagt uns nicht. Ist aber darum dieses ganze Seyn nur ein eitler Trug der alten Gauklerin, der Natur? Keineswegs. Es ist wohl ein Wesen, eine Wahrheit in ihren Gestaltungen, und eben diesem Wesen trachtet der forschende Geist nach; aber immer verschwindet es ihm unter der Hand, wie dem Messer des Zergliederers an den Spitzen der Nerven die Quelle des Lebens entflieht. Du hörst das Rauschen dieser Quelle, Du fühlst die Kühlung, die sie gibt, Du siehst die Blumen, die ihr Naß nährt und tränkt; aber indem Du ihr nachgräbst, weicht sie der Forschung aus, und zieht sich in eine unerreichbare Tiefe zurück. — Was mein' ich also, wenn ich in dem endlosen Fortschreiten der Wissenschaft die Annäherung des tausendjährigen Reiches ahnde? — Diese labyrinthischen Hallen, diese sich immer weiter und weiter fortbauenden Tempel der Wissenschaft, führen sie nicht alle zuletzt zu den Mysterien der Unwissenheit, aber einer Unwissenheit, die sich selbst mit vollkommner Klarheit erkennt? Dieses Erkennen ist das letzte Ziel alles Forschens in den Erscheinungen: das Jenseits desselben liegt nicht in der Menschenhand. Wann sich aber bei diesem Ziele die Menschheit versammelt haben, wann in allen Herzen die Ueberzeugung gegründet seyn

wird, daß das emsige Forschen in der Erscheinung das ewig Wahre nie entschleiert, und alle ein tieferes unauslöschliches Verlangen nach diesem ewig Wahren ergriffen haben wird, dann wird der Vorhang aufrollen, und der Herr wird erscheinen in seiner Herrlichkeit, die Wahrheit an seiner Hand. Dann wird jener glühende Durst an der unversieglichen Quelle lebendigen Wissens gestillt werden; es wird Eine Heerde und Ein Hirte seyn, und wie jetzt alle edeln Gemüther Eins sind im Streben, so werden sie es dann im Erkennen des Einen seyn.

* * *

Es gibt ein Genie der Wahrheit, das instinctartig wirkt, und dem Urtheile weit vorauseilt. Gleich der Wünschelruthe zeigt es mit Bestimmtheit das edle Metall in der Tiefe an, das dann Logik und Dialectik mühsam zu Tage fördern mag. Keine weitgreifende Entdeckung ist je durch methodisches Nachdenken gemacht worden. Der Genius ergreift sie, wie der Tiger seine Beute, im Sprung.

* * *

Das was die edlern Kräfte des Menschen in beständiger Spannung erhält, sind jene erhabenen Räthsel der Natur, die sich hinter jeder Erscheinung verstecken, ihn wachend und schlafend verfolgen und um Erlösung flehn. Aber nicht anders, wie in Ariostos bezaubertem Schlosse, wo der Gegenstand des Verlangens bald hier bald da sich zeigt und fle-

hende Hände ausstreckt, gehst Du rastlos auf und ab, und wenn Du alle die labyrinthischen Gänge der Metaphysik durchirrt hast, öffnet sich doch der Tempel nicht, in welchem Du die Geliebte zu finden und Dir zu vermählen hoffest.

* *
*

Wer kann zweifeln, daß bei weitem die meisten Menschen den Purpur am Könige, und überhaupt an Jedem den Rock höher achten, als das vernünftige Wesen, das darinne steckt? So ist es auch mit dem Ceremonienwerk. Immerhin mag ein hoher Sinn darein gebannt seyn; gar wenige bekümmern sich um diesen Sinn; der größern Anzahl ist die Ceremonie selbst der letzte Zweck und Alles in Allem. So ist es an Höfen, so in der Kirche. Und es sind eben die, welche das Geheimniß am besten kennen sollten, die mit ihrem Beispiel am meisten vorangehn. Der Ceremonienmeister rollt sein Faß gedankenlos und mit leerem Gepolter fort, und nur von denen, die am entferntesten stehn, ahndet hier und da Einer in dem dumpfen Poltern den mystischen Sinn.

* *
*

Die empörende Erscheinung der Feindseligkeit, mit welcher sich die christlichen Secten einander am heiligen Grabe behandeln, so daß nur die Peitschenhiebe der Janitscharen Mord und Gewalt abwehren können, ist über die ganze christliche Erde verbreitet. Das Kreuz, das die Völker vereinigen sollte, spal-

tet sie, und sie verfolgen und hassen sich um dessentwillen, der zu ihnen sprach: Liebet euch unter einander, das ist das erste Gebot. Und wiederum: Daran will ich euch erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr Liebe zu einander habt. — Soll man nun daraus nichts abnehmen, als die Verkehrtheit der Menschen, oder wohl gar dem Christenthum aufbürden, was die Schuld seiner Bekenner ist? Schwerlich mit Recht. Sollte nicht vielmehr jener gegenseitigen Feindseligkeit die allgemeine Mißbilligung des Willkührlichen zum Grunde liegen, das die wahre Religion überall mehr oder weniger verunstaltet hat? Dieses Willkührliche haßt Jeder in den Meinungen des Andern, während er es sich selbst durch einen sehr natürlichen Selbstbetrug verzeiht. Mit seinem Verschwinden würde der Friede zurückkehren. Es ist daher die erste Pflicht eines wahren und aufrichtigen Christen, das rechte Christenthum aus den Banden der Willkühr zu retten und es auf das zurückzuführen, was sein göttlicher Urheber gelehrt und geboten hat.

* * *

Ohne Gott ist die Erde ein Kothklumpen, die Staaten Nothställe für die unbändige Menschheit, der Krieg eine schändliche Schlächterei, die Wissenschaften ein kindischer Zeitverderb, die Poesie ein abgeschmacktes Spiel mit Sylben, und die Liebe ein schmutziges Bedürfniß.

* * *

Die Religion vereinigt die Gesinnungen, die Theologie spaltet sie, der Glaubenszwang fesselt sie. Die Religion gleicht der stillen und milden Opferflamme; die Theologie dem Blitze in der Nacht; der Glaubenszwang einer sternlosen Winternacht. Die erste erleuchtet und erwärmt; die andre verwirrt; der Glaubenszwang tödtet.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Dr. Fr. Jacobs, herz. sächs. coburg. goth. Hofrath, Ritter [illegible] Oberbibliothekar [illegible] geb. zu Gotha, 1764. 6. Oct. 1785 Lehrer des Gymnasiums Gotha; (1786 Doctor [illegible]); 1790 Animadv. in Eurip.; 1793 [illegible] Homer. 1796 Curae secundae I. 1797 Alwin u. Theodor; Anthologie. 1803 Dr. phil. [illegible] Universität Jena. 1806 [illegible]; 1807–1810 München, [illegible] Gotha † 1847 30. März.

Die Schule der Frauen 1827. I u. II Rosaliens Nachlaß. III. [illegible] IV. [illegible] V u. VII.

Erzählungen: 7 Bde. [illegible] Allwin u. Theodor

„Ein kleines Buch, ursprünglich nur einem Geburtstagsgeschenk für den ältesten unter den Knaben meiner [illegible] führte mich zuerst in die Gesellschaft der philanthropischen Schriftsteller ein. 1802: Allwin u. Theodor. 9 Jahre später faßte ich den Gedanken, für das weibliche Geschlecht, aber für Heranwachsende, nach denselben Grundsätzen zu schreiben, die mich beim Allwin geleitet, u. so entstand: Rosaliens Nachlaß u. die Denkwürdigkeiten der Gräfin Katharina von Sandow; beide Schriften bestimmt durch [illegible] auf Reinigung und Veredlung des weiblichen Gemüthes zu wirken.

1) Schriften für die Jugend Lpz. 1842–44. 3 Bde.
2) Erzählungen 1824–37. 7 Bde.
3) [illegible] aus dem Leben des Pfarrers zu Mainau. 1823–25. 2 Bde.
4) Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten 1818–22. 3 Bde.
5) Schule der Frauen. 1827–29. 7 Bde.

66.113

Arndt: Wo dir, o Mensch Gottes Sonne zuerst schien – wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten – wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten u. seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten – da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte – wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug u. dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Und seien es kahle Felsen u. öde Inseln u. wohnen Armuth u. Mühe dort mit dir – du mußt das Land ewig lieb haben – denn du bist ein Mensch u. sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Arndt: Wo dir, o Mensch Gottes Sonne zuerst schien – wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten – wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten u. seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten – da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte – wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug u. dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe; da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen u. öde Inseln u. wohne Armut u. Mühe dort mit dir – du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch u. sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobs, Friedrich, 1764-1847

Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten

Bd.: 3

Stuttgart 1825

P.o.germ. 668 tb-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111777-4